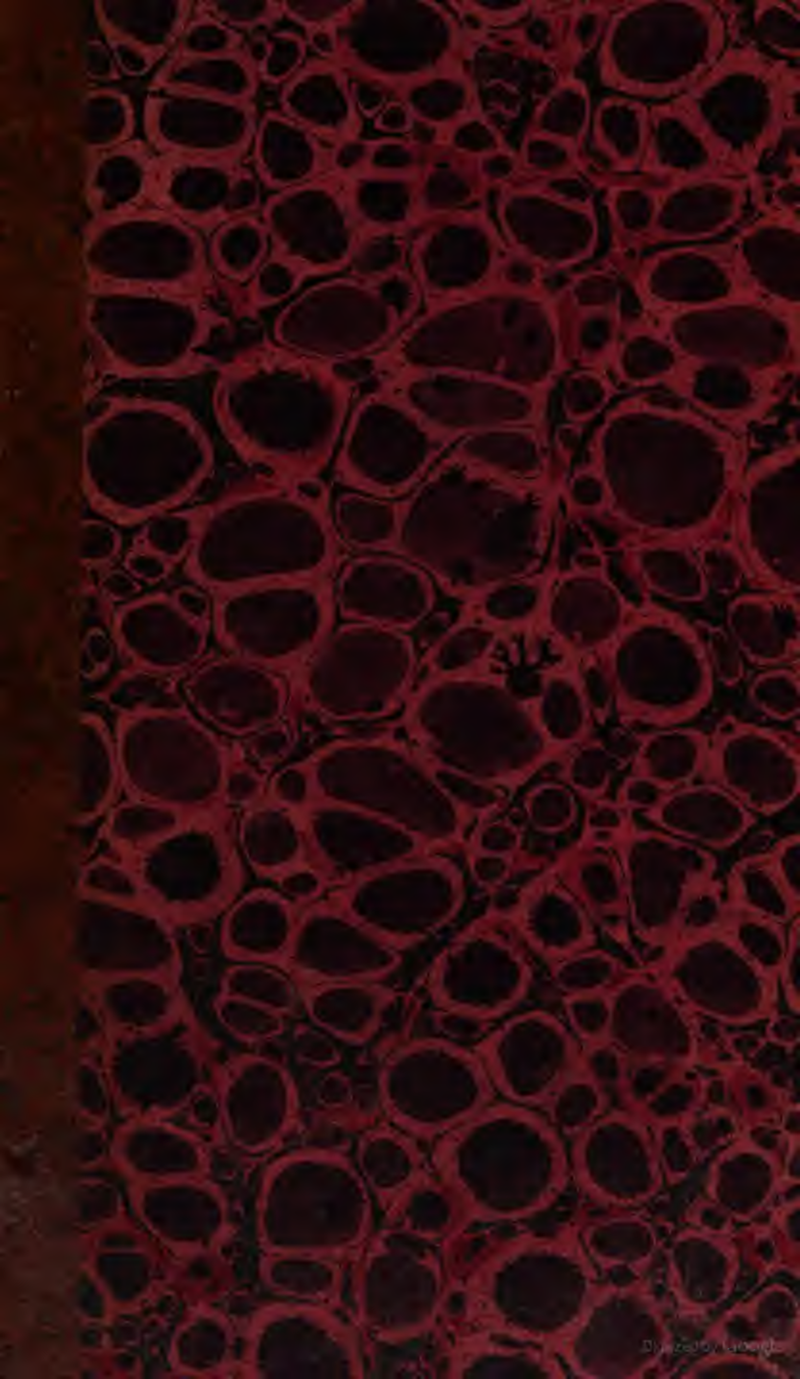
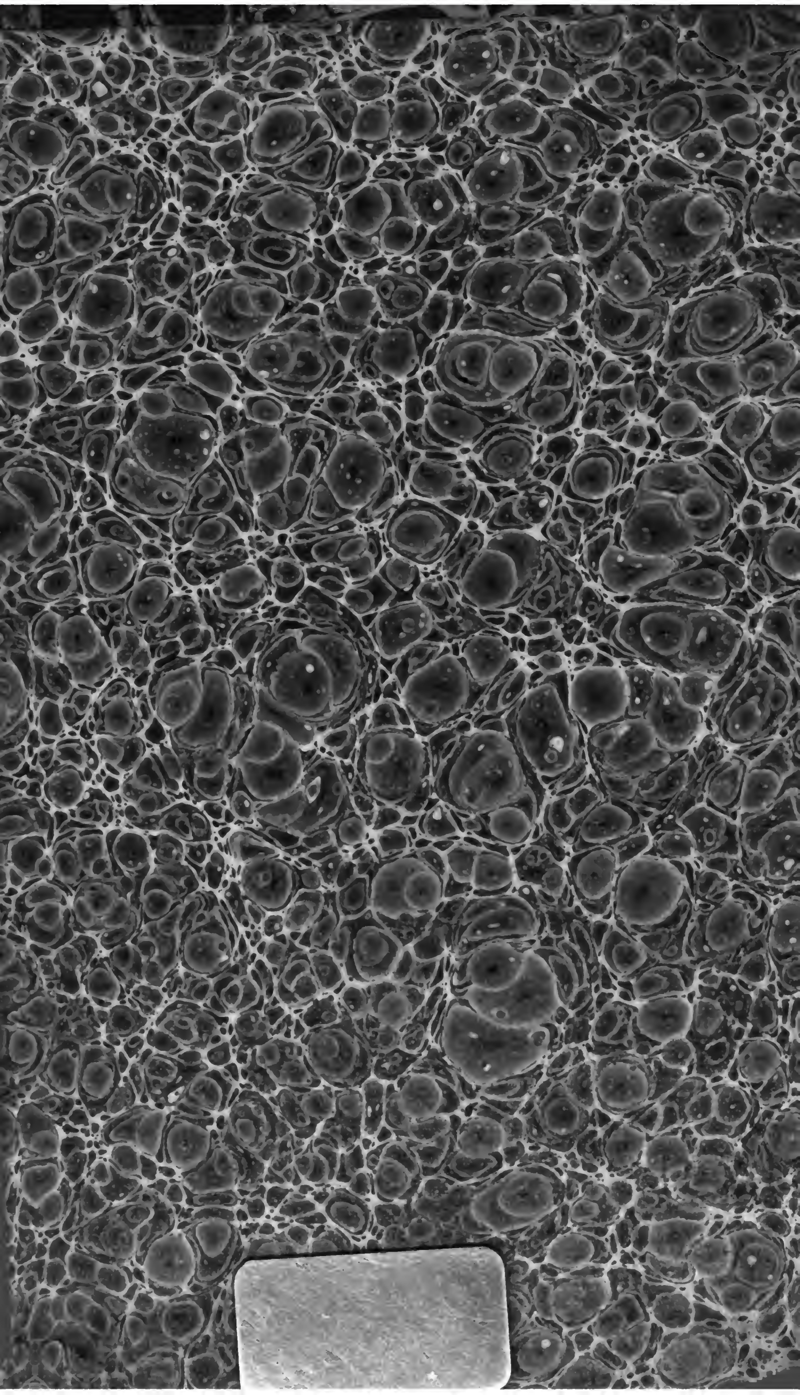
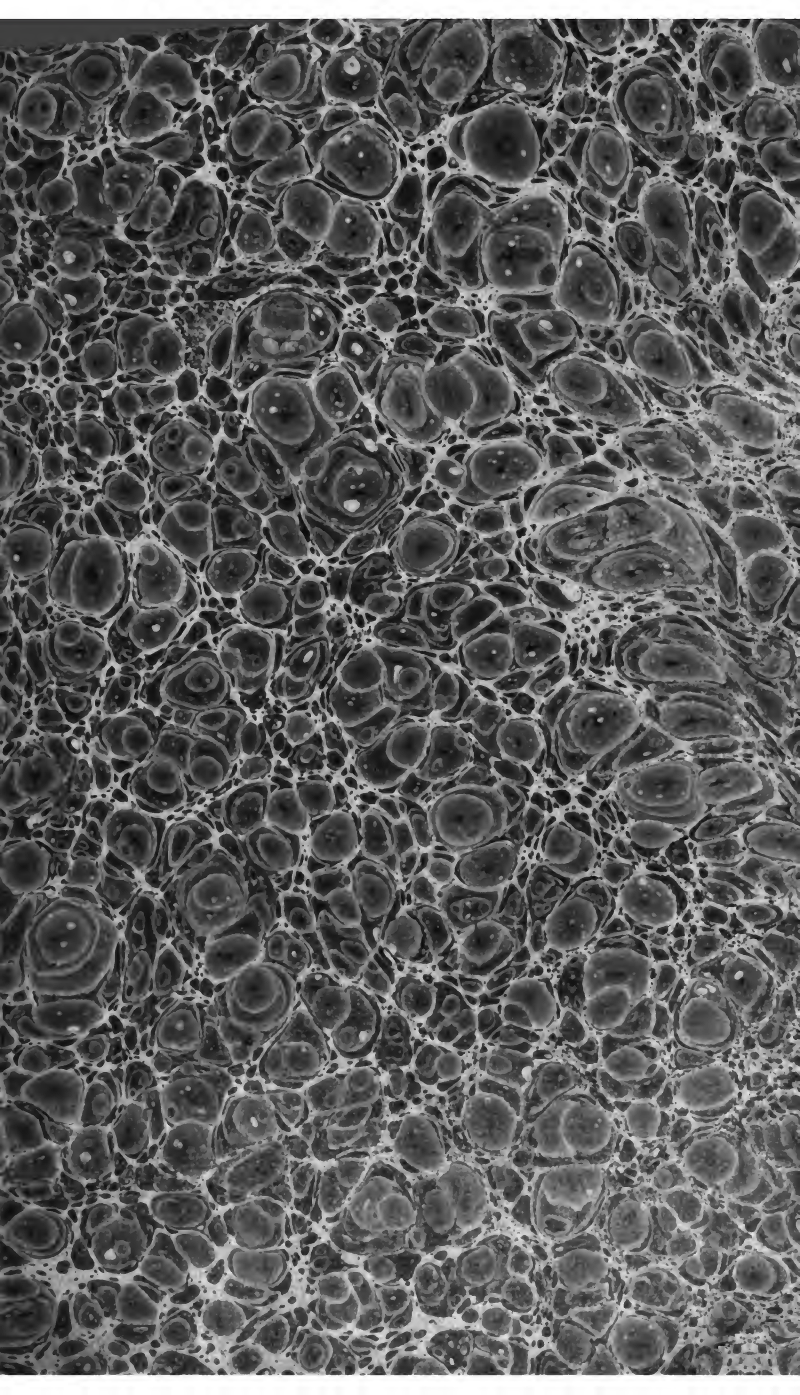






Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Zweyundzwanzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1778.

Inhalt.

I. Be-

I.

Beurtheilung der architektonischen Ausstellung bey der churfürstlichen Akademie der Baukunst zu Dresden vom Jahre 1772. *)

Die ökonomische Baukunst ist unstreitig der nöthigste und nützlichste Theil der gesammten bürgerlichen Baukunst: denn sie ist der gesellschaftlichen Verfassung unentbehrlich. Ohne sie würden der Ackerbau und die Viehzucht, in Ansehung der Gebäude; der Handel, in Ansehung der Kanäle, Schleußen, Brücken, Dämme und Wege; und die Fabriken, in Rücksicht auf alle ihre Werkhäuser nicht bestehen: mit einem Worte, es würden alle zum gesitteten Leben gehörige Bedürfnisse, in keinen Ueberflusse und keiner großen Güte erzielet werden können. Ohne sie finden Pracht- und Lustgebäude nicht statt.

Wir

*) Der Stoff zu gegenwärtigem Aufsatze, ist von einem Liebhaber der schönen Künste, im Jahre 1772 gesammlet, aber erst in diesem 1778ten Jahre, auf Verlangen ausgefertiget worden. Da er nun auch alle folgende Jahre richtig aufgezeichnet hat; so ist zu hoffen, daß sie alle, und sollten ihrer zwey und zwey zusammen genommen seyn, bald möglichst im Druck erscheinen werden.

Wie weitläuftig ist also nicht dieser einzige Theil der Baukunst, wenn man ihn recht überdenket! Im engern Verstande aber heißt die ökonomische Baukunst; eine Kenntniß der Anlage landwirthschaftlicher Gebäude. Wenige betrachten sie aus diesem Gesichtspunkte.

Die mehresten guten Wirthe bilden sich ein, die ökonomische Baukunst sey eine Wissenschaft, welche zeigt, wie man ein jegliches Gebäude, es möge Namen haben wie es wolle, um den halben Preis und in sehr kurzer Zeit recht gut und dauerhaft errichten könne.

Das Wort Oekonomie mag vielleicht den Mißverstand verursachen, wenn man es für eine allgemeine gute Wirthschaft in allen Dingen annimmt. Daher meynen andere, ein Haus ökonomisch bauen, heiße so viel, als sein Geld nicht dabey verschwenden, oder sich darum betrügen lassen. Das ist billig und recht, und darwider hat die gute Baukunst gar nichts einzuwenden. Aber an dem Nothwendigen des Baues, als am Lohne und an der Zeit abbrechen, und neuen Bauzeug erfinden, oder den alten bewährten kärglich gebrauchen, auch alles aufs wohlfeilste verdingen wollen; das ist das Uebel, das unter einem vortreflichen Namen heutiges Tages in ganz Deutschland einreißt.

Könnte man daher diese neue Bauart nicht eher eine Ersparnißbaukunst nennen? Denn heißt das ökonomisch gehandelt, wenn man Wirthschaftsgebäude, die Nutzen bringen, sehr viel auszustehen haben, und lange dauern sollen, ums

halbe

halbe Geld errichten oder wenigstens ein Drittheil dabey ersparen will? Wie lange können sie ohne Hauptausbesserung bestehen? und wie lange wird es mithin währen, daß nicht die andere Hälfte Geld auch darein verwendet werden muß? zu geschweigen, daß so ein geflicktes Haus kaum funfzig Jahre brauchbar ist, wann ein beßeres etliche hundert Jahre dienen könnte. Das sehen wir an unsern Wirthschaftsgebäuden, und glauben es dennoch nicht.

Die Armuth hat zwar den gemeinen Mann genöthiget, auf eine Ersparnißbaukunst zu denken. Das ist wohl zu allen Zeiten geschehen. Bauen denn nicht heutiges Tages noch arme ungesittete Völker in allen vier Welttheilen ihre Häuser von Schilfe, Stroh, Baumrinden, Holz und Erde? Zur Lust und Abwechselung mögen große Herren dieß immerhin in ihren Gärten als etwas Seltnes nachahmen. Wenn aber diese Bettelbaukunst theoretisch abgehandelt wird, und ihre Regeln für allgemein gut und nützlich ausgeschrieen werden; wenn man an diesen Schilfe, Stroh, Rinden und Holze rc. noch mehr als jene Wilden ersparen will, und vornehme Leute, bey allem Ueberfluße, aus Geitz oder zur Erzielung andern köstlichen Aufwandes, dieser so genannten Vortheile sich bedienen wollen; so möchte dieß wohl kein Nutzen, sondern ein Verderben der bürgerlichen Baukunst zu nennen seyn: zumal wenn ich bedenke, daß Bauunternehmer dadurch belehret werden, wie sie Käufer mit schlechten neuen Häusern betrügen, und an ihrer

verdungenen Arbeit noch mehr gewinnen können. Und es steht dahin, ob nicht Obrigkeiten darauf sehen sollten, daß der Bürger lieber ein niedriges und dauerhaftes, als ein hohes und wandelbares Haus, bauen müßte.

Es verlangen zwar alle ökonomische Preisaufgaben: das Wohlfeile solle mit der Dauerhaftigkeit verbunden seyn. Das ist ein guter Wunsch: von manchem Bauherrn wohl gar ein Machtspruch. Gnade Gott dem Baumeister, der sich diesem unterwerfen muß! Wird sich denn aber auch die Natur dieß gefallen lassen? Neue gute Entdeckungen sind bey unsern aufgeklärten Zeiten nicht mehr so häufig, als vor diesem. Wir mögen uns daher in Acht nehmen, daß wir in Künsten und Wissenschaften nicht, wie der Hund in der Fabel, nach dem Scheinbilde schnappen, und das alte Gute, das uns noch übrig geblieben ist, gänzlich verlieren.

Wo sind denn so viele nützliche Kunst- und Handwerksvortheile hingekommen; als, weil wir was Beßeres und Wohlfeileres haben erdenken wollen? Wie vielmal soll nun eine gute Sache in der Welt untergehen, und aufs neue wieder erfunden werden? Man beruft sich zwar auf eine genauere Kenntniß der Natur, welche die Alten nicht gehabt haben: allein was haben unsere heutige Physicker und Chymiker in Untersuchung der Bestandtheile alles Bauzeuges weiter entdeckt, als die Bestätigung dessen, daß die Alten die Wahrheit durch eine Reihe von Versuchen getroffen, und alsdann

dann nach Regeln der Erfahrung so dauerhaft gebauet haben, daß wir sie gewißlich nicht übertreffen werden? Man untersuche doch lieber die Art und Weise der alten Festigkeit, um sie zu eben dem Endzwecke zu gebrauchen, als daß man sie verwerfen und eine ganz neue noch unbewährte erfinden will.

Verlangt irgend ein guter Wirth aber durchaus: seine Gebäude sollten, wie in London, da außer den Kirchen und Palästen nicht alle Bauplätze erb- und eigenthümlich sind, nur auf zwanzig und dreyßig Jahre bestehen; so weiß endlich die Baukunst auch Regeln genug an die Hand zu geben, wie man auf englische Art bauen, das ist, alles dünne, leicht und wohlfeil machen soll, damit die Häuser nach verfloßener Zeit kontraktmäßig einfallen.

Wie viel dergleichen Erfindungen lieset man nicht in den neuen ökonomischen Schriften und Wochenblättern: da man Ziegel auf wohlfeile Art brennen, das Bauholz trennen, mit Fallspähnen decken, Sandsteine gießen, mit Lehmkalk mauern, die Wände halb so schwach, und den Grund nicht mehr so breit und tief als sonst machen will.

Wie wird es denn aber mit den neuen Vorschlägen in der Folge aussehen? sollen unsere Nachkommen erst unsere Versuche loben oder tadeln? andere neue anstellen und den Werth oder Unwerth wieder ihren Kindern zur Prüfung überlassen? Auf solche Art wird die Welt noch tausend Jahre im Finstern tappen; da wir doch lieber die vor zwey tausend Jahren angestellten Versuche als geprüft genug an-

annehmen, erfahrnen Baumeistern Glauben beymeßen, und die alten Denkmäler in Betracht ziehen sollten: damit wir nicht in einem Kreise herumlaufen, bis wir endlich mit Schaden und Unkosten wieder dahin kommen werden, wobey es unsere Vorfahren in der Festigkeit ihrer noch stehenden Gebäude gelassen haben. Wollen wir also nicht bald wieder zurükkehren und gute Dachziegel ohne Ersparniß brennen, damit unsere neuen Sparrwerke nicht so leicht verfaulen mögen?

Ich will daher eine Erklärung der wahren ökonomischen Baukunst nach den Begriffen, die ich mir davon gemacht habe, geben. Sie ist nämlich eine Wissenschaft, wie man alle Wirthschaftsgebäude zu ihren Bestimmungen bequem, dauerhaft, und gewißermaaßen auch schön, angeben und errichten soll. Die Bequemlichkeit muß hierbey Menschen und Vieh vollkommen dienen; die Festigkeit muß sie begleiten, sonst leidet jene darunter, wenn es hier und da einregnet, faulet oder sinket; und die Schönheit kann auch statt finden, wenn sie im Ebenmaaße und Verhältnissen besteht, die wenig oder gar nichts kosten.

Nun richtet sich zwar die ökonomische Baukunst nach jeglicher Landesart und dem daselbst befindlichen Bauzeuge; allein die Veränderung trifft nur die Bequemlichkeit, und der schlechte Bauzeug darf nur doppelt genommen werden, so vertritt er die Stelle des einfachen Guten: und also kann man

überall

überall bequem und dauerhaft bauen, wenn man nur will.

Meine Leser werden mir diese patriotischen Gedanken zu gute halten, die in mir durch die damalige Ausstellung sind erregt worden; denn sie war mit wirthschaftlichen Gebäuden in abwechselnden Gärten und Palästen vermischt; daraus ich abnahm, wie bey aller Pracht der Baukunst, auch das Nützliche bey der hiesigen Akademie getrieben wird.

Der jetzige Oberlandbaumeister und Professor Krubsacius zeigte damals auf zwey Blättern die Grund- und Standrisse eines Gasthofes in einer großen freyen Stadt, welcher hat erbauet werden sollen. — So lautete die Ueberschrift.

Ein so großer Gasthof aber, mit so vielen Abtheilungen, besonders mit einer Kaserne für eine Kompagnie Soldaten — der wirklich hat erbauet werden sollen — machte mich neugierig zu wissen: wo denn dieses hätte geschehen können? Ich kenne doch verschiedne Reichsstädte, allein wie enge ist nicht da der Raum? und sollten denn Kasernen auch die Erforderniß eines Gasthofes seyn? Vielleicht bey den asiatischen Karavanserеyen. Der Riß aber war im guten Geschmacke und nach europäischer Bequemlichkeit angeordnet.

Warum mochte der Herr Oberlandbaumeister nicht über seinem Gasthof geschrieben haben: auf dem Starosteyplatz in Warschau zu erbauen? Dann hätte ich und viele andere die in Warschau gewesen sind, ohne weitläuftige

Nachfrage, seine Absicht gleich einsehen können; da in dieser grossen Residenz kein einziger Gasthof zu finden ist, und alle pohlnische Herrschaften, die keine eigene Paläste haben, auch andere fremde Reisende, ihr Unterkommen in Bürgerhäusern theuer genung suchen müssen. Dieser Mangel wird in Reichstagszeiten sehr vergrössert: und so mag wohl zu König August des dritten Zeiten, an so einen grossen Gasthof seyn gedacht worden.

Wer Warschau kennt, der wird auch wissen, wie nöthig es sey, die Wache gleich bey der Hand zu haben, wann etwa Diebstäle und Schlägereyen in einem so grossen Hause vorgiengen, worinnen Juden ihre Kramläden haben, eine Menge Fuhrleute einkehren, Grosse des Reichs mit ihrem Hofgesinde wohnen, auch Komödien und Redouten gehalten, und noch Garten- Spiel- und ungarische- Weinlust getrieben werden sollten: zumal da die Starostenkompagnie, wie ich mich selbst erinnere, bey den Bürgern vertheilt liegt, und öfters Unfug treibt; mithin war es gut, daß sie beysammen gehalten werden sollte.

Der Platz, darauf dieser Gasthof sollte erbauet werden, ist sehr ungleichseitig. Er sieht einem Winkelmaaße in etwas ähnlich, das die Ecke des Nachbars Garten umfasset und zwo Seiten desselben begrenzet: nur daß beide Schenkel des Maaßes nicht einerley Breite haben, auch ihre Seiten nicht mit einander paralell laufen: Er stellet auch in der That ein Eckhaus vor, das mit seiner langen Seite von sechshundert und sechs und zwanzig Fuß an

der

der langen und breiten Starostey=Straße in der Crakauer Vorstadt, gleich dem sächsischen Pallastgarten gegen über, und mit seiner kurzen Seite von hundert und dreyßig, samt dem Garten aber, von fünfhundert und sechzig Fuß lang, in eine kleine Gaße laufen sollte. Die Breite des langen Schenkels ist hundert und sechzig, bis sieben und neunzig Fuß, und die Breite des kurzen hält dreyhundert und zwanzig bis sechzig Fuß. Ich habe die Maaße davon genommen, so viel es mir möglich gewesen ist, um in der Beschreibung desto verständlicher zu seyn, die meinen Lesern nicht beschwerlich fallen wird, da kein Gasthof von solcher Bequemlichkeit und solchem Nutzen in Europa zu finden seyn dürfte. Ich will von außem anfangen:

Die lange Seite von sechshundert und sechs und zwanzig Fuß konnte unmöglich unter einem Dache fortlaufen; wie würde das ausgesehen haben? Sie ist also in drey Hauptvorlagen eingetheilet. Die Mittelste, als das Hauptgebäude, ist hundert und vier und zwanzig Fuß lang, von funfzehn Fenstern, drey Geschoß hoch, und mit einem Mansardendache gedeckt. Sie hat an sich selbst wieder drey Vorsprünge, jeglichen von drey Fenstern, davon der mittelste, der etwas breiter ist, ein großes verziertes Portal und oben einen dreyeckigten Dachgiebel mit seinem Schilde hat, wodurch das Hauptmittel des ganzen Hauses auf eine ausnehmende Art bezeichnet wird.

Die beiden Eckvorlagen hingegen, die aus drey Fenstern samt der Hausthüre bestehen, sind nur vier

vier und vierzig Fuß breit, aber eben so hoch wie das Mittel und auch mit einem Mansardendache gedeckt. Sie stellen zween Pavillons vor, die durch zwo niedrige Rücklagen, von dreyzehn Fenstern lang, zwey Geschoße hoch, mit einer Mansarde an das mittlere Hauptgebäude gehangen sind. Diese Rücklagen haben wieder im Mittel ihre Vorsprünge von drey Fenstern breit, in die zween ansehnliche Thorwege gehen.

Die ganze Länge des Gebäudes besteht also aus sieben und vierzig Fenstern, darunter drey große Thorwege und zwo Hausthüren begriffen sind, die alle in einer Reihe stehen, und gleichsam fünf zusammenhangende Häuser einerley Geschmackes, jedoch nicht einerley Höhe vorstellen; mithin ein zusammenhangendes Ganzes ausmachen, das dem Auge wohlgefällt.

Das Erdgeschoß zeiget des Bäurischewerk mit seinem Gurtsimße: und oberwärts sieht man lauter eingeblindete Fenster, deren Schäfte man Lesen nennet, an welchen noch glatte Pfeiler im Mittel, an Ecken aber von Bäurischenwerke hinauf laufen. Da die Rücklagen um ein Geschoß niedriger sind; so verursachet der Hauptsimms, daß wieder ein Gurtsimms beide obern Geschoße des Hauptgebäudes und der Pavillons durchschneidet. Ubrigens sind keine Zierrathen daran zu sehen, sondern es herrscht vielmehr ein dauerhaftes und bürgerliches Ansehn am ganzen Gebäude, so daß man es, ohnerachtet seiner großen Länge, dennoch für keinen Palast, noch weniger für ein

ein königliches Schloß halten kann. Mit einem Worte, es hat einen seiner Bestimmung gemäßen Charakter, der es zum öffentlichen Stadtgebäude macht, und an dem das Schild den Gasthof bezeichnet.

Vorzüglich hat mir auch gefallen, daß die drey hohen Gebäude mit einer Laube von offenen Arkaden zusammen hangen, darunter man nicht nur im Trocknen hätte gehen können, sondern die auch eine Menge Kramgewölber enthalten, welche Reichstagszeiten sehr theuer hätten können vermiethet werden.

Jegliches Kramgewölbe hat hinterwärts nach dem Hofe zu, entweder seine gewölbte Niederlage, oder Ladenstube, oder beides zugleich.

Ich will nunmehr meinen Leser durch den Mittelthorweg ins Haus führen: da trifft man ein sehr geräummiges auf Pfeilern gewölbtes Vorhaus an, durch das man, zwischen einer weit hinausgerückten großen Doppeldreppe gerade in den Hof, der hundert und sechzehn Fuß breit, und mit Seiten- und Hintergebäuden umgeben ist, gelanget.

Linker Hand der Einfahrt liegt eine große allgemeine Bierstube, und daran ein weit größerer Tanzsaal, der an die Kramläden stößet. Hinter diesem sind in einem Hofflügel zwo große Küchen und drey Küchengewölber, nebst einer kleinen Treppe zu Auftragung der Speisen befindlich: rechter Hand der Einfahrt aber drey große Stuben zum Essen, zum Weintrinken und zum Billardspielen bis an die Kramläden angeordnet; hinter

denen

denen der Gastwirth, nach dem Hofe zu, im andern Flügel, seine vollständige Wohnung hat. Die übrige Länge der Flügel ist einerseits zu Wagenschuppen, und anderseits zu einem Doppelstalle von achtzehn Pferden bestimmet.

Im Hinterhause aber, das nur Ein Erdgeschoß hat, liegen die Brandeweinbrennerey, das Waschhaus, die Rollkammer, ein Bad, ein Kabinet und zween ansehnliche Schießsäle übereinander. Von da fängt sich der Garten an, in dem ein Schießplatz von zwey hundert und vierzig Fuß lang, und sechs und siebenzig Fuß breit mit Hecken umschloßen, hart an der Gartenwand des Nachbars befindlich ist. Dieses ist der erste große Hof: es sind ihrer aber noch dreye, ohne die kleinen vorhanden.

In dem zweyten Hof kommt man durch den Thorweg rechter Hand zwischen den Kramgewölbern bey einer großen Treppe vorbey, wiewohl man auch in selbigen und in alle drey große Höfe vermittelst einer Querdurchfahrt, von seithalb der kleinen Gasse her, und durch viele kleine Seitenthüren gelangen kann.

Daß Sonderbarste, das man in diesem Hofe findet, ist der Eckpavillon, der einen Flügel desselben ausmacht, und darinn im zweyten Geschosse ein Komödiensaal angeleget ist. Der ordentliche Eingang darzu ist von außen durch die Hausthüre, da sogleich eine geraume Doppeltreppe hinaufführet. Unten aber liegen gleich vorne die Feuerwächter- und Sänftenträgerstube; wie denn auch unter

die

diesem Komödiensaale Raum genug zu zwölf Sänften, zu einem Stalle von zwölf Pferden, und noch zu einem Platze zum Gebrauch der Maschinen unterm Theater, vorhanden ist; neben letzterm sind noch in einer Vorlage, von drey Fenster breit und fünf Fenster lang, fünf Stuben für Theaterbediente, und eine kleine Treppe angebracht: überall ist in diesem Komödienhause die Gleichförmigkeit und das Licht durch drey kleine innere Höfchen gewonnen worden, welche die Ungleichheit des Platzes selbst an die Hand gegeben hat. Auf der andern Seite des Hofes, ist wieder eine Vorlage der ersten entgegen, darinne sich achtzehn Pferdestände und vorher noch eine große Stallstube, samt ein paar Sattelkammern befinden. Das Hinterhaus bestehet bloß in Wagen- und Holzplätzen; und in einer geraumen Hintertreppe.

Der dritte Hof linker Hand des Hauses ist der größte. Er ist hundert und neunzig Fuß lang und hundert und siebenzig Fuß breit; hinterwärts gekrümmet. Der Eckpavillon daselbst, der in die kleine Gasse geht, ist für den Metzger und Becker zu Wohnungen und ihren Werkstäten bestimmet. Ja, es hat so gar der erste seine Mastställe für Ochsen, Schaafe und Schweine bey der Hand, die einen ganz abgesonderten kleinen Hof längst dem Gäßchen einnehmen. Der größte Theil der Seiten dieses Hofes ist zu Pferdeställen angeleget; auch sind noch zween große Wagenschuppen eingebauet, obgleich im Freyen noch zween unumzäunte Plätze, vor einer großen Pferdeschwemme, zu

Wagenstellungen liegen; daraus ich schließe, daß dieser der gemeine Hof für Fuhrleute seyn müsse, die beiden andern Höfe aber für Herrschaften bestimmet sind; besonders da ich in jenen Ställen Kastenstände sehe, in diesen aber nicht.

Am Ende des Hofes krümmen sich die Pferdeställe nicht zusammen, sondern lassen eine Oefnung von zwey und vierzig Fuß breit, die jedoch mit Pfeilern und Eisenwerk durchsichtig verschloßen ist. Hierdurch kömmt man in den vierten Hof, daran die Kasernen, als ein freystehendes Gebäude mit zween Flügeln erbauet sind.

Es besteht aus einem Erdgeschoße, daran nur das Mittel überbauet ist; woselbst der Hauptmann wohnet, und eine hübsche Aussicht in Garten genießt. Ihre Größe ist für eine Kompagnie Soldaten mit Ober- und Unterofficieren vollkommen zureichend, und sehr bequem eingerichtet. Es fehlet weder an einer Wachstube, Arrestantenstube, noch Krankenstube, dabey der Feldscheerer wohnet; noch an einer gemeinen Küche, vielweniger an den benöthigten Holzställen, dadurch die Winkel des Hofes versteckt sind. Mit einem Worte: es ist bey der ganzen Austheilung des Gasthofes an alle kleine Bequemlichkeiten gedacht worden, die zu so einer großen Wirthschaft gehören. So sind auch besondere Düngerhöfchen, Hüner- Enten- und Gänsehöfchen, auch Taubenschläge vorhanden, damit alles seine Ordnung habe, und die drey großen Höfe reinlich können gehalten werden. Was das Wasser anlangt, so zählet man, außer der großen

Pferde-

Pferdeschwemme im Fuhrmannshofe und dem Wassertroge am Spritzenhause, mitten im Komödienhofe, auch außer den Fontainen im Garten, und dem Wasser, daß in die Küchen, ins Waschhaus und Bad kann gebracht werden, noch acht Brunnen, in alle die vier Höfe vertheilet. Auch habe ich fünf Haupttreppen und noch sieben bis acht Lauftreppen bloß im Gasthofe gezählet, die alle, zur großen Bequemlichkeit und Feuersgefahr halber bis unter die Dächer gehen.

Endlich muß ich auch den Schenkgarten erwähnen. Er verdient dieses nicht der Größe und Kostbarkeit wegen; um somehr aber seiner Bequemlichkeit und des Nutzens halber, darnach alle Schenkgärten billig sollten eingerichtet werden. Der Eingang in selbigen ist aus dem mittlern Hofe neben dem Schießplatze: man kömmt durch einen Baumgang, der so lang als das Scheibenschießen ist, zu acht bedeckten Trinklogen, die linkerhand dem Gange liegen, und einen großen Tanzsal, der in Garten vorspringt, einschließen. Der ganze Platz da herum ist mit Bäumen schachförmig besetzt, unter denen viele Gäste sitzen können.

Von hier theilt sich der Garten durch zween Baumgänge übers Kreutz in vier Theile. Im Mittel steht ein Ringrennen, das gedrehet werden kann: und in den vier Theilen sind Spiele, nämlich ein Kegelspiel an der Kette, ein Korbspiel, ein Schwenkstuhl und eine Schaukel unter Bäumen angebracht; an allen vier Ecken aber stehen Lusthäuser von Hecken.

Da nun der ganze Garten, der doch zwey hundert und zwanzig Fuß lang, und hundert und sechzig Fuß breit ist, mit Hecken symmetrisch gemacht worden; so bleiben hinter selbigen noch große Plätze übrig, darinne zehn besondere Lusthäuser und Kabineter, ein gekrümmter Bogengang mit drey Pavillons, vor denen ein Springbrunnen liegt, ein Glücksspiel und ein Langschub angeleget sind, die alle für so viele geschlossene Gesellschaften dienen können. Sollte dieses nicht genug seyn, Gartengäste herbey zu locken?

Da ich mich schon ziemlich lang bey diesem Gebäude aufgehalten habe; so will ich daher von den obern Geschossen nur das Nöthigste sagen. Ein breiter Gang läuft an der Hofseite herum; von diesem kommt man in alle Wohnungen. Ein jeglicher Gast hat sein eigenes Vorzimmer, Wohnzimmer und Kleiderzimmer; und so kann eine große Herrschaft deren eine Menge einnehmen: dagegen ein einzelner Gast mit seinem Bedienen sich mit wenigen behilft; auch können viele Gaststuben für geringe Personen im dritten Geschoße und unter dem Mansardendache angebracht seyn: welches wegen der vielen Dachfenster zu vermuthen ist.

Zu Unterhaltung der Gäste im Winter, ist die eine Hälfte des Hauptgeschoßes lediglich dem Vergnügen gewidmet. Deshalb kömmt man gleich von der großen Doppeltreppe in eine Menge Redoutenzimmer. Vorwärts liegen drey große Zimmer und ein kleines, alle zum Speisen. Alsdann folget ein sehr großes Vorzimmer zum Einlasse und für

die

die Bedienten, die auf ihre Herrschaften warten. An dieses stößt der allgemeine Redoutensaal, der sechs und neunzig Fuß lang und vierzig Fuß breit ist. Vor und hinter ihm liegen Treppen zu Gallerien für die Musik und Zuschauer, desgleichen auch das so nöthige Schenkzimmer.

An diesem Schenkzimmer und an dem Redoutensaale liegt noch ein anderer kleinerer Saal über den Kramläden, dessen Fenster auf die Straße und in den Hof gehen. Er ist nur vier und sechzig Fuß lang und vierzig Fuß breit, und kann so wohl zum Speisen als Tanzen dienen: denn er hat sein Orchester, ein Kabinet und noch ein Vorzimmer neben sich, das an eine der Haupttreppen stößt. An dem andern Ende des Redoutensaales aber liegen, in einer Vorlage des Hofes, noch viel große Spielzimmer und ein Vorzimmer, darzu man auf der Hintertreppe des Komödienhofes gelangen kann.

Endlich kömmt man aus dem kleinen Saal und dem Vorzimmer auf einem Gange, geraden Weges zu den Logen des Komödienhauses. Da ein jeder weiß, wie ein Komödienhaus aussieht, so will ich bloß erinnern: daß, ob es zwar klein, indem es samt den Logen und Theater ohne den äuserlichen Raum der Gänge und Treppen gerechnet, nicht mehr als hundert und zehen Fuß lang, und etliche vierzig Fuß breit, es dennoch recht bequem und gut eingetheilet ist. Seithalb des Theaters und im Hinterhause liegen neun Zimmerchen, darunter das nächste und größte das Theatersälchen

heißt, da die andern zum Anziehen dienen können.

Ist es nicht Schade, daß ein solches Wirthschaftsgebäude nicht hat können aufgeführet werden? Was für Nutzen würde es nicht gebracht haben, ob es gleich freylich viel Geld zu erbauen dürfte gekostet haben?

Ich komme zu dem jetzigen Hofbaumeister und Mitgliede Hrn. Hölzer. Er hatte bloß die Ansicht, ohne Grundriß, eines freystehenden Hauses, das der zu Ende vorigen Jahres verstorbene sächsische Oberkammerherr Graf v. Vitzthum, zu Dresden auf einem kleinen Platze hart am Seethore hatte erbauen wollen, ausgestellt. Dieses war nicht länger als der daran stoßende Wall breit ist, nämlich fünf und vierzig Ellen. Es hatte neun Fenster von forne, und war nur zwey ansehnliche Stockwerke hoch. Das beste Ansehn dieses kleinen Hauses war der oval herausgeschweifte Vorsprung von drey Arkadenthüren, davon die mittlere auf einen Austritt gieng, der auf zween wohlgezeichneten Tragsteinen ruhte, und mit einem schön geschwungenen eisernen Geländer versehen war; dahingegen die beiden Nebenarkaden nur eiserne Brüstungsgeländer nach eben dem Muster hatten. Der darunter befindliche Eingang samt der Einfahrt ins Haus bestund ebenfalls aus drey Arkaden; davon die mittelste für die Fußgänger, die andern beide aber zur Ein- und Durchfahrt dienen sollten. Um deswillen erhob sich die Fahrt im Hofe ein wenig in halben Kreiße und war mit Kegeln und Ketten eingefaßt: zwischen denen etliche Stufen zum Mit-

tel-

teleingange lagen. Nun sollte man zu einer Oef-
nung hinein, und krumm gelenkt zur andern her-
ausfahren können; das schien mir zu viel Aufgabe
für den besten Kutscher zu seyn, daß er bey einem so
kurzen Gelenke im Vorhause nicht anstoßen sollte.
Sonst findet man diesen Gedanke an großen Gebäu-
den, da man durch eine winkelrechte Vorlage, seit-
halb in gerader Linie durchfährt, um im Trocknen
ein- und aussteigen zu können. Und zur Ersparniß
werden wohl hölzerne Baldachine über den Haus-
thüren angeheftet, welche aber gar nicht architek-
tonisch lassen.

Was den Geschmack dieses Hauses betrift:
so stunden neben den mittlern Schäfften zwo frey-
stehende römische Säulen, auf einer doppelten
Zocke, die durch beide Geschosse giengen und ihr
Gebälke trugen, damit der Austritt bedeckt war.
Alle übrige Schäffte hatten nur dergleichen Wand-
pfeiler, zwischen denen ein Gurtsimms zur Ver-
dachung der untern Fenster in der Höhe des Aus-
tritts fortlief, der das allzuglatte Ansehen beider
Geschosse unterbrach, das Haus breiter scheinend
machte, und Anlaß gab, daß über allen Fenstern
der Rücklagen Medaillons, Kränze, Palmenzwei-
ge und Brüstungsfüllungen, zur Verzierung konn-
ten angebracht werden. Und da über den paar
Säulen sich kein Giebel schickte; so hat der Erfin-
der eine hohe Zocke, und darauf ein großes Schild
mit nebensitzenden spielenden Kindern, angeordnet.
Dieses Schild aber war im Mittel ausgeschnitten
und stellte ein eben so großes ovales Dachfenster

 vor,

vor, wie die nebenstehenden Kapfenster waren. Daraus konnte man schließen, daß alle die Fenster zur Erleuchtung des Saales dienen sollten, der bis ins Mansardendach verschaalt zu seyn schien. Ich kann sagen, daß mir die Verwandlung eines Schildes in ein Dachfenster noch nie vorgekommen ist. Sonst pflegt man ein großes verziertes Kapfenster mit gehöriger Einfassung und Verdachung im Mittel aufzusetzen; hier aber that das durchbrochene Schild eine weit bessere Wirkung, ja es putzte das ganze Gebäude. Uebrigens war das kleine Haus in großem Geschmacke und guten Verhältnissen, mit wenigen aber auserlesenen Verzierungen angeordnet. Und wenn ich ja etwas daran tadeln sollte: so war es das, der breiten Spannung halber, sehr hohe Oberdach. Dieses hätte wohl niedriger seyn, oder so scheinen können, wenn entweder das Oberdach mit Kupfer wäre belegt, oder das ganze Haus durch ein Halbgeschoß erhöhet worden. Wenn aber ein Baumeister nach den Absichten des Bauherrn handeln soll, die gemeiniglich auf die Ersparniß hinaus laufen, so muß man ihm nicht allemal die Schuld einer Mißverhältniß beymessen. Ein anders ist, wenn er seine Kunst und sein Genie durch eigene Erfindungen zeigen soll, ein anders aber, wenn er nach Befehlen handeln muß. Und daher sehen wir schönere Risse und Kupferstiche als wirkliche Gebäude; so wie wir in der Kriegsbaukunst viel bessere Vorschriften, als wirkliche Festungen haben.

Herr

Herr Hölzer hatte noch einen Riß ausgestellt, die Ansicht einer Dorfkirche, ebenfalls ohne Grundriß, die der churfürstliche Oberküchenmeister, Herr von Keßel, in Schlesien wollte bauen lassen. Sie war samt dem vorstehenden Thurme sechzig Ellen lang und dreyßig Ellen breit. Der Haupteingang war durch den Thurm und zeigte eine große wohlverhaltende Thüre im Stichbogen, der ober sich eine Verdachung auf Tragsteinen hatte, welche alsdann zum Gurte, um die ganze Kirche herum diente. Uiber der Verdachung stund ein Rauchfaß auf einer angeschweiften Zocke. Der Unterbau hatte niedrige Fenster mit Stichbögen, und die Schäffte waren von Bäuerischenwerke. Darüber waren hohe Fenster mit Zirkelbögen in dem Verhältnisse wie 1 : 3. und an den Schäfften liefen glatte Streifen in die Höhe, die sich bis unter die hängende Platte verkröpften. Wie nun der ganze Thurm zur Vorlage der schmalen Seite der Kirche diente; so hatte die lange Seite auch eine Vorlage mit einer etwas kleinern Thüre. Alles war daran sehr einfach, wie sichs aufs Dorf gehöret; bloß die guten Verhältnisse machten das Aeußerliche schön. Selbst das Dach war zur Kirche wohl proportionirt und zeigte unten große Dachfenster in Stichbogen, oben aber Dachlücken. So gering als man sonst eine Dorfkirche zu achten pfleget, und sie lediglich der Anordnung eines Mauer- oder Zimmermeisters überläßt; so leuchtete doch hier von der Zocke bis an die Thurmspitze der gute Geschmack eines wahren Baumeisters hervor. Denn ob sie gleich klein und

ohne Säulenordnung war, so machten sie doch die guten Verhältnisse in meinen Augen schön. Nur Schade, daß der vor vier Jahren erfolgte Tod des Bauherrn bis anher die Ausführung verzögert hat.

Herr Kammsetzer, der nunmehr Bauconductor des Königs von Pohlen geworden ist, und das Glück genießt, über Konstantinopel nach Griechenland auf königliche Kosten zu reisen, hatte zum leztenmale sein Genie bey der damaligen Ausstellung gezeiget, und sich besonders als einen guten Handzeichner erwiesen. Sein vorzüglichstes Stück war ein Altar. Man sollte nicht glauben, was für eine schwere Aufgabe es sey, einen guten Altar zu erfinden. Gemeiniglich zeichnet man eine hohe freystehende Wand mit vielen Säulen, Simmswerk, geschnitzten und gemalten Bildern und Laubwerk verzieret, die schön verguldet und wohl gar mit geschliffenen Steinen besetzt ist. Solch ein Altar steht nun da, wie ein Schrank, oder sonst ein Hausrath, der sich nach der Mode richtet, und hat gar keinen Zusammenhang mit dem Ganzen. Wenn man aber auf den Ursprung und die Absicht der Altäre zurück geht, so findet sich, daß s[illegible] große auf Stufen erhabene Tische waren, die im Mittel der ersten prächtigen christlichen Kirchen stunden, und keine weitere Verzierung als ein allegorisches Gemälde an der Decke der Kirche über sich hatten. Unsere heutigen Altarblätter sind daher eine gothische Erfindung, wobey man fragen könnte: was macht ein Haus in dem andern? zumal

wenn

wenn sie Dachrinnen, Sparrnköpfe und Giebel zeigen.

Herr Kammsetzer hatte alles das zu vermeiden gesucht. Er hatte daher bloß die innern Säulen der Kirche am Chore in die Runde gehen lassen, und den Altartisch zwischen sechs geripten korinthischen freystehenden Säulen gesetzt, die auf einem Unterbaue oder hohem Postamente regelmäßig stunden. Das Postament war um deswillen hoch, damit die fünf mit einem schönen Geländer eingefaßte Stufen, darauf der Tisch stehet, es nicht verkürzen sollten. Ein etwas über Lebensgröße im Mittel aufgestelltes Krucifix und zwey Schnitzbilder, der Glaube und die Andacht, seitwärts, sind die einzigen Verzierungen des Untertheils. Eben so einfach ist das Altarblatt, das die Auferstehung Christi in einem schönen Rahm darstellet, welches zwischen den Säulen bis an den Unterbalken hinauf geht. Oben über dem Hauptsimmse zeigt sich eine Glorie mit Wolken, und daneben stehen zween Posaunenengel. Ich wollte, daß er diese weggelassen, oder sie in einer anbetenden Stellung angebracht hätte. Außerdem, so war dieser Altar groß und edel. Er zeigte das, was er vorstellen sollte, und war im Zusammenhange der ganzen Kirche angeordnet; ja er machte so gar einen Theil derselben aus, wenn ich das Altarchor darzu rechne, das sich forne in einer geraden Linie verkröpfte, und eben so große Säulen und Wandpfeiler hatte, darzwischen man einige Emporkirchen sehen konnte.

Eben-

Ebenderselbe hatte sich durch zwey Blatt architektonische Verzierungen und einen Blatt alter eingefallener Gebäude, als ein guter Handzeichner erwiesen. Besonders gefielen mir vier Blatt radierte Gartenhäuser in Grund- und Standrissen, weil sie klein, und dennoch schön und bequem waren. Jegliches bestund aus einem Vorhause, Saale, Schlafzimmer, ein paar kleinen Kabinetten, einer Garderobe und Treppe ins Obergeschoß oder unter das Dach. Alle viere hatten besondere Anlagen und Ansichten; alles war daran wohlverhaltend, mit wenig Verzierung in gutem Geschmacke. Ich wollte wünschen, daß wir viel dergleichen artige Garten- und Weinbergshäuser in Kupferstichen hätten: denn diese würden wenig zu errichten kosten, und Bauherren könnten sich darunter auslesen, was ihnen am dienlichsten wäre.

Die Ausstellung des Herrn Ritters bestand aus einem Wasserschlosse (Château d'eau). Ein in Frankreich wohlbekanntes, in Deutschland aber unbekanntes Gebäude. Eigentlich ist es ein Röhrhaus oder Wasserhälter, den man in der Stadt, oder in einem Garten die prächtigste Ansicht, gleich einem Schlosse, zu ertheilen pfleget, daraus dann das Wasser in die umliegenden Häuser oder Springbrunnen vertheilet wird. Wie wenig wir einen so nöthigen Wasserschatz achten, das sieht man in allen Städten. Wir verstecken ihn in die entlegendsten Winkel, und geben ihm das Ansehn eines Schuppens oder Gefängnisses: ja, wir glauben, daß ein

ein hölzerner wohlverpichter Röhrkasten eben die Dienste thue, als ein prächtig verzierter öffentlicher Brunnen.

Ich will dieses Wasserschloß bloß nach dem äusserlichen Ansehn beschreiben, da weder Grundriß noch Durchschnitt dabey waren, obgleich manche gute Wirthe über die Pracht und den Aufwand desselben lachen werden.

Es ist sechs und funfzig Ellen lang, und zwanzig Ellen hoch, auf einer Zocke von sieben Stufen angegeben. Aus der Ansicht und dem Schatten konnte man gar leicht urtheilen, daß der Umriß aus einem etwas ablangen Viereck bestehen müsse, an dem die Ecken, gleich ein paar kurzen Flügeln, hervorgekrümmet waren, doch so, daß sie nicht auf einer geraden Linie stunden, sondern schräg abwichen; da dann ihr Zwischenraum eine kleine Erhöhung machte, die mit einem eisernen Geländer umgeben war. Ich kann sagen, daß dieser Gedanke schon eine theatralische Vorstellung abgeben könnte. Hierzu kam noch, daß das Gebäude aus lauter gekuppelten dorischen freystehenden Säulen bestand, zwischen denen im Hauptmittel eine große Arkade war, da in den andern Säulenweiten nur große Thüren mit darüberstehenden runden Fenstern sich zeigten. Mit einem Worte, es war fast alles Thüre an dem Gebäude, und diese gaben ihm ein antikes Ansehen. Verschiedene Muscheln aber über den Thüren, mit Rohr und Schilf besteckt, die Bildsäulen in den

Nischen und an der Treppe, wie auch andere Kennzeichen des Neptuns, ingleichen die Felsenstücke und Wassertropfen oder Eiszapfen, samt dem Bäuerischenwerke, ja die kleinen Wasserfälle selbst, zeigten die Bestimmung desselben aufs deutlichste an. Zu noch mehrerer Versicherung dessen, sieht man einen mächtigen Wasserstrahl oben auf dem Gebäude in die Höhe springen, welcher das Wasser in einen grossen tiefen Hälter giebt, den eine Attike mit einem Brustgeländer über dem Hauptsimmse versteckt. Ueber den attischen Pfeilern stunden wechselsweise Gefäße und Kinder: und anstatt des Giebels, der sich wohl nicht geschickt hätte, da das ganze Gebäude kein Dach hatte, war ein großes Postament mit einer wohlgezeichneten Vase und Gruppen von Kindern zu sehen. Und das war alles gut, bis auf die Zeichnung, die eben nicht allzurichtig war. Aber ist denn das Wasserschloß zu Lüneville, das in der Ausgabe aller prächtigen Gebäude, die der König von Pohlen Stanislaus hat errichten lassen, zu sehen ist, nicht ebenfalls ein kostbares Denkmal des guten Geschmacks? Und ob es gleich nicht von aussen das antike Ansehen hat, so ist doch das Innere desto schätzbarer, und trifft mit der Bestimmung des Gebäudes vollkommen überein. Wie unerwartet ist einem nicht, einen Wassersaal zu sehen! Ich kann ihn so nennen, weil man darinn alle Säulen und Wände mit lebendigem Wasser überzogen antrift: ja es fällt sogar das Wasser senkrecht vor allen Fenstern, gleich einem krystallenen Vorhang herab: und in der Mitte des Saales steht eine lan-

ge marmorne Tafel, die durch einen herrlichen Aufsatz mit unzählichkleinen Spring- und Fallwässern verzieret ist. An dieser Tafel pflegte der König in heißen Sommertagen zu speisen. Und so giebt es noch viel dergleichen Grotten, wenn man sie so nennen will, in Italien. Doch übertrifft der so genannte Winterkasten bey Cassel, an Größe und Pracht alles, was ich von der Art gesehen habe.

Herr Loße, der Mauermeister, der binnen der Zeit viel gebauet und dadurch ein guter Practikus geworden ist, hatte damals ein durchgehendes Bürgerhaus auf einem sehr winklichten Grunde, recht gut und bequem ausgetheilet. Es hatte zween ziemlich große Höfe; der erste war vier und zwanzig Ellen lang ins Gevierte, jedoch mit abgeschnittenen Ecken, und der andere vierzig Ellen lang, und zwanzig Ellen breit, einerseits in halbem Kreyße gerundet. Die Ansicht auf der einen Straße hatte fünf und vierzig Ellen mit neun Fenstern, und die auf der andern Straße, sechs und dreißig Ellen mit sieben Fenstern. Auf beiden Seiten um die Höfe herum lagen eine Menge Zimmer, in ihrer gehörigen Folge, für verschiedene Familien eingerichtet. Die mehresten Zimmer waren, des unförmlichen Platzes ungeachtet, winkelrecht, viele aber auch unrechtwinklich, jedoch ebenmäßig, ja so gar fünfeckigt. Diese unterbrochene Gleichförmigkeit macht allemal eine Wohnung angenehm; und man sollte billig darauf bedacht seyn, dergleichen Abwechselung auch in regelmäßigen Wohngebäuden anzubringen.

gen. Der französische Baumeister Briseux giebet hierzu gute Anleitung. Uebrigens waren die äußern und innern Ansichten des ganzen Hauses bürgerlich schön, das ist, bloß in Verhältnissen, keinesweges aber in überflüßigen Verzierungen, die gemeiniglich der Deckmantel schlechter Häuser sind.

Herr Dietrich, der ein besonder Genie zur ökonomischen Baukunst hat, zeigte die Grundlage eines neu zu erbauenden Vorwerks, nebst Küchen- und Obstgärten in Grundrißen und Ansichten, auf einem gegebenen Platz. Der Hof, den dieses Vorwerk begrenzet, ist hundert und fünf und funfzig Ellen lang und über hundert Ellen breit. Die Gebäude, die um ihn herum, jedoch ganz abgesondert von einander stehen, sind: des Wirthschafters Wohnhaus und das Gesindehaus, daran der Kälberstall stößt; ferner die wirthschaftlichen Pferde- und Ochsenställe; der Kühstall und das Schlachthaus; drey große Scheunen; das Kornhaus; die wirthschaftlichen Wagenschuppen, samt der Schnitzelkammer: und dann endlich das Wasch- und Backhaus, das aber vorwärts an dem Obstgarten steht, durch welchen die Einfahrt nach dem Wirthschaftshause und weiter in den Hof geht. Alle diese Gebäude sind steinern angegeben und mit Ziegeln gedeckt. Eine Bauart, die bey allen Meyerhöfen, wo nur Steine oder Ziegel zu haben sind, Feuersgefahr halber, sollte eingeführet werden. Die Auseinanderrückung der Gebäude, und die daraus entstehende Unterbrechung der Dächer, dienen

wider

wider das Feuer, und geben so viel kleine Höfchen, die zu Schweinställen, zum Federvieh und zu vielen andern Dingen in der Wirthschaft können genutzet werden. Es wäre viel zu weitläufig, wenn ich mich bey allen kleinen Abtheilungen aufhalten wollte. Ich will nur dieses noch von den Ansichten der Gebäude sagen: daß sie ländlich aussahen, und daß ihre Schönheit bloß in dem Ebenmaaße und den zur Wirthschaft nöthigen Verhältnissen bestund. Bey dergleichen Anlagen, wo alle Pracht wegfällt, kann man gar deutlich die Wirkung des wahren und einfältigen Schönen, das größten Theils in der Symmetrie besteht, erkennen. Will man die Gegenwirkung davon sehen, so betrachte man nur die Anlagen alter Hofröden, wie schief gewendet die Gebäude an- neben- und hinter einander stehen. Dieß kömmt daher, daß die Alten sich zu genau an die bestimmten Regeln der Spannungen unterschiedener Gebäude, an die festgesetzten Höhen der Ställe, besonders aber an die genaueste Richtung nach den Himmelsgegenden gebunden haben. Eben dieser junge Baukünstler hatte auch seine Geschicklichkeit in der freyen Handzeichnung durch vier hübsche Figuren gezeiget.

Des Herrn Pansens Ausstellung bestund in einem großen Gartenrisse zu seinem vordem ausgestellten Schlosse, das hundert und siebenzig Ellen lang, und auch ohne Säulenordnungen schön war. Der Garten war aber nicht von seiner Erfindung, sondern nach einem Lectionsentwurfe des Professors,

bloß von ihm ins Maaß gebracht, und zu seinem Schlosse eingerichtet, wie auf dem Risse angezeigt war. Zu diesem Schlosse gehörte freylich ein großer Garten; und dieser war es, tausend Ellen lang und acht hundert breit. Vor dem Schlosse lagen zween große Höfe, jeglicher von zwey hundert Ellen lang und hundert und siebenzig Ellen breit. Um dem erstern lagen die Stallgebäude, und um dem andern die Küchengebäude. Der erste ist mit Bäumen umgeben, und der andere mit Rasenstücken belegt. Beide zusammen machen kleine Vorgärten nach der neuesten französischen Art aus. Das Schloß stehet auf einer kleinen Erhöhung mit Freytreppen, wie sichs gehört. Vor derselben liegt der große Freyplatz, von zwey hundert und funfzig Ellen lang, mit Luststücken und Springwässern gezieret. Dieser ist mit drey Reihen Bäume seithalb eingefaßt, die sich durch eine Rundung an den Mittelgang anschliessen, der neunzig Ellen breit ist, und vier Reihen Bäume hat. Er läuft nur zwey hundert Ellen in gerader Linie fort, da er sich dann in zween Gänge theilet, die einen Kanal von sechzig Ellen breit begrenzen, der bis an das Ende des Gartens fortläuft, und sich in der Gestalt eines T endiget. Bis zum Anfange des Kanals, der daselbst, und auch am Ende starke Springwässer hat, geht eigentlich der französische Ziergarten mit vielen Abwechselungen von Sälen, Kabinettern und Lusthäusern rc. versehen; alles Uebrige aber ist ein Park nach englischer Art, jedoch mit vielen geraden Gängen,

gen, ganzen halben und viertel Sternaussichten, durchhauen. Ich darf hierbey nicht vergessen, daß auf der Grenze des Lustgartens und des Waldes, mithin am Anfange des Kanals und der Springwässer, zweene große steinerne Säle einander gegen über stehen, die ungemein bequem zum Speisen und Tanzen seyn konnten: noch weniger aber des fernern Vergnügens und Nutzens, den dieser große Garten hatte. Es lagen nämlich zween Plätze von drey hundert Ellen ins Gevierte neben dem Schlosse und den beyden Vorhöfen; diese nun waren in Orangeriegärten, Blumengärten, Grätz- und Baumgärten, Spalier- und Weingärten, ja so gar in Bienengärten eingetheilet: daran das Orangerie- und Treibhaus, des Gärtners Wohnung die Treibebeete und andere nöthige Bequemlichkeiten standen.

Die gute und bequeme Eintheilung eines freystehenden Hauses von fünf und siebenzig Ellen lang und fünf und vierzig Ellen samt den Flügeln breit, die Herr Tangermann erfunden und gezeichnet hatte, verdient, daß ich meine Gedanken von der Bequemlichkeit überhaupt eröffne, da dieser Riß meiner Meynung hierüber vollkommen gemäß war, und dabey eine gar hübsche und verhältnißmäßige Ansicht der Seiten hatte. Wir lieben die heutige französische Bequemlichkeit nicht eben, weil sie Mode ist, sondern weil sie gute Ordnung, Reinlichkeit und Gesundheit unterhält. Man stelle sich nur die Lebensart unserer Vorfahren vor. War nicht ein Vorhaus nebst einer saalmäßigen Wohnstube, und drey halb so große Kammern darneben, hinlänglich genug

für eine adeliche Familie? In der Stube wohnten sie alle beysammen und trieben ihre Geschäfte; sie sahen daselbst ihre Freunde und aßen mit ihnen; in den andern beiden, die Söhne mit ihrem Lehrer und die Töchter mit ihrer Magd. In dem übrigen Raume des Geschosses waren wenig Stuben, aber destomehr Gast- und Vorrathskammern befindlich: und in dem obern Stockwerke lief ein grosser Tanzsaal über das ganze Haus hinweg. Man bedenke, wie viel kleine Abtheilungen durch Schirme und Verschläge gemacht waren; wie viel Kisten, Truhnen und Schränke, überall herum stunden: und wie viel Personen beständig beysammen lebten; so wird man die unbequeme, ungesunde und ungesittete Lebensart daraus erkennen. Ists denn also nicht besser, wenn nur eine, höchstens zwo Personen, in einem Zimmer schlafen, und in einem andern wohnen? Wenn alle zusammen in einem geräumigen Zimmer speisen: in einem dritten die Diener auf ihre Herrschaften warten? Ist es nicht bequemer, wenn man an statt der vielen großen Küsten und Schränke, ein paar Kammern bauet, dahinein man gehen und alle Wäsche und Kleider in Schränken ordentlich legen und hängen kann? und wenn an diese und an das Schlafzimmer noch eine Stube stößt, darinn die Diener oder Mägde ihre tägliche Verrichtung treiben und nahe bey der Herrschaft seyn und schlafen können? Mich dünkt, so eine Wohnung ist in allen Stücken besser als jene altväterische: worzu man nur die Aussicht davon auf den Düngerhof gehen lassen darf,

darf, wie Böckler und Furtenbach lehren; so ist das Verwalterhaus fertig. So vielerley Bequemlichkeit verlangt ein vornehmer Bürger in Dresden und Leipzig, wie in Paris; wenn ein Edelmann oder Graf nach seinem Stande und Vermögen noch mehr verlanget; und wenn eine Menge Vorzimmer, Säle, Prunkzimmer, Kabinette, Anziehzimmer, Kleiderzimmer, Bibliotheken und Gallerien zur Wohnung eines Fürstens gehören. So einleuchtend nun mir diese Bequemlichkeit ist; um so mehr wundere ich mich, daß viele reiche Leute nicht darnach streben, und viele Baumeister sie nicht kennen. Solches beweisen die in den übrigen Deutschland befindliche Städte, die Residenzen nach Gelegenheit ausgenommen, wo die neuen Häuser allemal nach dem Muster der alten müssen erbauet werden, wenn sie recht seyn sollen. Wie schwer ist es also nicht den guten Geschmack in der Baukunst, und die sittliche Lebensart überall einzuführen?

Bald hätte ich über der Betrachtung, die dieses Stück veranläßt, die Fehler desselben anzuzeigen vergessen: es war nämlich nicht allzurichtig gezeichnet, noch weniger saftig getuscht: hauptsächlich aber fehlerhaft überschrieben. Ueberhaupt wollte ich bey diesem und vielen andern Rissen wünschen, daß junge deutsche Künstler sich lieber ihrer Muttersprache, aber ohne Fehler bedienten, als daß sie alles französisch ausdrücken wollten. Hat man doch niemals bey einer pariser oder römischen Kunstausstellung die Risse deutsch überschrieben gesehen. Ich komme wieder zur Beschreibung der Ausstellung.

Da zeigte dann das Vorwerk, das Herr Sparmann erfunden und gezeichnet hatte, eine ganz andere und neumodische Bequemlichkeit, das ist: sie war nach der heutigen verbesserten Viehzucht eingerichtet. Denn in der That müssen alle Wirthschaftsgebäude verbessert werden, so bald sich der Ackerbau und die Viehzucht in einem Lande verbessern soll. Und so hat immer ein Land vor dem andern einen Vorzug. Auf solche Art sieht eine Holländerey, oder ein so genannter Bauhof in Mecklenburg ganz anders aus, als wie ein sächsischer Meyerhof. Aber auch dieser nach heutiger Mode ganz anders, als vor etlichen hundert Jahren. Wenn nun fernerhin wohlhabende Landleute die guten Vorschläge ökonomischer Societäten annehmen, den Landbau noch besser anstellen, und ihre Wirthschaftsgebäude darnach einrichten wollten; so würden sie mit der Zeit mehrern Vortheil aus dieser wahren ökonomischen Baukunst, als aus der Bettelbaukunst ziehen. Die Haupteinfahrt in dieses Vorwerk, geht zwischen zwo großen Scheunen gerade in Viehhof, um den umher alle übrige Gebäude stehen. Linkerhand steht das Gesindehaus mit des Vogts und der Käsemutter Wohnung, samt vielen Kammern und Gewölben zur Wirthschaft und zum Küh- und Kälberställen eingerichtet. Rechter Hand des Hofes aber stehen die Pferde- und Ochsenställe desgleichen die Wagenschuppen und Schnitzelkammer, in eben so langen breiten und hohen Gebäuden angeordnet. Am Ende des Hofes stößt einem des Verwalters Haus gerade entgegen. Es hat

alle

alle Bequemlichkeit für ihn, und noch eine Menge Gewölber zur Verwahrung vielerley Vorräthe in sich. Neben diesem stehen, etwas entfernet, einerseits ein großes Kornhaus und anderseits ein großer Schafstall, in gerader Linie. Hinter diesen Gebäuden liegen zween Küchengärten und diese umschließet ein großer Baum- und Grasgarten. Alle Kleinigkeiten waren auf diesem Risse angedeutet, ja so gar die Taubenschläge, Düngergruben und Brunnen. Es war zu allen sattsamer Raum vorhanden, so daß das Vieh sich auf dem Hofe ausgehen konnte: Alle Gebäude waren Feuersgefahr wegen aus einander gerückt, und überall herrschte Symmetrie. Das Einzige was ich dabey aussetzen konnte, war, daß man auf dem Risse keine Magnetnadel sahe, darnach man die erfoderliche Lage der Gebäude beurtheilen konnte. Denn nach der Regel soll der Schafstall gegen Mittag, die Kühställe gegen Morgen, die Scheunen gegen Morgen und Abend wegen der Winde, und das Verwalterhaus, wegen frischer Keller und Gewölbe, gegen Mitternacht stehen. Doch braucht man diese Richtung nicht aufs genaueste, wie die Alten, zu nehmen, weil man in einem Gewächshause dennoch frühzeitiges Obst treiben kann, ob es gleich um zehen und mehr Grade von der Mittagslinie abweichet.

Zur Abwechselung folgte die Ansicht eines fürstlichen Schlosses, von der Erfindung und Zeichnung des Herrn Verlohren. Sie verdient, daß ich, ohne weitläufig zu seyn, das Gute davon sage: das Schloß war dreyhundert und funfzig Ellen, mit

fünf und vierzig Fenstern, lang. Diese Länge erfoderte fünf Vorsprünge und eine ansehnliche Höhe von vier Geschossen, sollte anders dasselbe nicht wie ein Schafsstall aussehen. Unter den Vorsprüngen mußte der Mittelste am mehresten vortreten, und viel und große Fenster haben. Und so war es auch: er hatte fünf Arkaden, und unten ein großes Portal, die andern aber nur deren drey, und die Rücklagen bestunden aus sieben Fenstern: auch hatte das Mittel einen geradelinigten Giebel, da die Ecken mit runden Frontons gedeckt waren, und die darzwischen stehende Vorsprünge nur verzierte Dachfenster zu Aufsätzen hatten. Bis hierher war alles gut und verhältnißmäßig angeordnet. Auch lasse ich dieses noch gelten, daß die untern zwey Geschosse von den obern zweyen durch das Bäuerischewerk mit Pfeilern, und dem gehörigen Gurtsimmse, abgesondert sind, und einen starken Unterbau des Ganzen ausmachen, worauf die obern Geschosse mit glatten Schäften und Lesseen ruhen; Allein den zwey und vierzig Ellen langen Balkon, darzu der Gurtsimms im Mittel Anlaß gegeben hat, hätte ich nicht auf Kragsteine, sondern lieber auf Säulen geleget, damit er nicht so zerbrechlich gelassen hätte.

Eben dieser junge Künstler zeigte noch ein Orangeriehaus von hundert und acht und vierzig Ellen lang, das von ihm selbst recht sauber in Kupfer geätzet war. Es hatte viel Gutes und Verhältnißmäßiges an sich. Es bestund so zu sagen aus drey zusammen gehangenen Pavillons, die, drey Attiken

ken in der Höhe des übrigen Mansardendaches auf sich hatten, auf denen ganz artige Verzierungen oder Kapfenster waren. Die Thüren der Vorsprünge bestunden aus Arkaden, und die hohen und breiten Nebenfenster waren mit Stichbögen geschlossen. Die innere Eintheilung hatte drey Säle und zwo Gallerien mit einem dahinterlaufenden Gange zum Einheitzen. Man sieht, wie vortheilhaft das Radieren bey der Baukunst ist.

Dieß zeigte sich auch an den zwey Blatt Seitenansichten, die Herr Johne radieret, von denen er aber weiter nichts bekannt gemacht hat. Sie stellten das berufene Gartenhaus vor, das der damalige Hofbaumeister Krubsacius für den verstorbnen General-Feldmarschall, Prinzen Chevalier de Saxe, in der pirnaischen Vorstadt von Dresden erbauet hat. Das Haus steht ganz frey und keine Seite sieht der andern ähnlich. Die eine der schmalen Seiten, von denen hier eigentlich die Rede seyn sollte, hat im Mittel einen kleinen Vorsprung mit drey großen Arkadenthüren und einer Freytreppe; die andere Seite aber nur drey ansehnliche Fenster ohne Treppe, und dieses darum, weil hier das Schlafzimmer, dort aber der Billardsaal lieget. Außer diesen sind auf beiden Seiten der Vorlage drey gerade Fenster abgetheilet; daß also beide Ansichten nur aus neun Fenstern bestehen. Beide hatten zwar über dem Rissalite eine Attike in der Höhe des untern Mansardendaches, aber mit dem Unterschiede, daß auf der Seite der Arkaden, der Simms derselben gerade läuft, und ein geschweiftes Postament und darauf ste-

hende große Vase mit Lorbeergehänken trägt, da sie auf der andern Seite mit einem runden Fronton und einer kleinen Vase darauf gekrönet ist. Ueber alles das erhebet sich im Mittel des ganzen Gebäudes ein kleines Observatorium, das einen Gang mit einem wohlgeschlungenen eisernen Geländer, vor einem Sälchen von drey Fenstern herum laufen hat; über dem noch ein Altan, mit eben dergleichen Geländer eingefaßt zu sehen ist, der zur schönsten Aussicht in die Weinberge, die an dem Ufer der Elbe liegen, wie auch nach dem Königstein und in das böhmische Gebürge dienet. Es sey mir erlaubt, von diesem Hause noch einiges zu sagen, da nach der Zeit weder von Herrn Johne, noch sonst einem Kupferstecher ein ausführlich Werkchen, auch nicht einmal eine Beschreibung davon, erschienen ist. Die beyden langen Seiten gegen den Hof und Garten, die dem Ansehen nach, nicht über siebenzig Ellen seyn können, sehen einander ebenfalls nicht ähnlich. Im Hofe steht das Haus auf einer Zocke, im Garten aber auf einem Postamente mit niedrigen Fenstern. In erstern führt eine gekrümmte Freytreppe mit eisernen Geländern zum Eingange des Hauses: in andern aber eine breitere und tiefere gebrochene Freytreppe, ebenfalls mit Geländern und Flötzen von dem Austritte der drey großen Arkaden des Saales in Garten herab. Im Hofe hat das Haus ein paar krumm angeschweifte Flügel: in Garten aber außer dem mittelsten Vorsprunge, den ein Giebel deckt, nur zweene kleine Eckvorsprünge, mit einem großen Bogenfenster. Im Hofe erhebt sich

auf

auf dem mittlern Vorsprunge das Observatorium mit seiner schmalen Seite, gleich einem Thürmchen: im Garten aber sieht man es zwar auch, aber noch besser zweene Altane neben dem Giebel mit einem schönen Dockengeländer versehen. Ich übergehe hier, bis auf ein andermal, die herrliche und ernsthafte Verzierung, die der Meisel unsers vortrefflichen Hofbildhauers und Professors Herrn Knöflers hervorgebracht: wie auch die Beschreibung der ganzen Anlage, der Einfahrt, Vorhöfe, Stall- und Küchenhöfe; der vielen daran stehenden Gebäude und des großen Gartens, in so mancherley Abtheilungen, darunter ein Theil im englischen Geschmacke sehr viel Beyfall findet.

Wär es denn nun nicht gut, wenn große Herren ihre neumodischen Gebäude und Gärten, wie es anderer Orten geschieht, in Kupferstichen bekannt machten, da Werke der Kunst sehr vielen Veränderungen auch so gar der Mode unterworfen sind, und da man nach der heutigen Ersparnißbaukunst nichts Dauerhaftes anlegen will? Das sehen wir ja an allen gräflich Brühlischen Gebäuden und Gärten, die zu unsern Zeiten zerstöret, und ihre Bluhmen selbst verblühet sind. Wie sehr wär es aber zu wünschen daß ihr Andenken, der innern Kostbarkeit und des damaligen guten Blondellischen Geschmackes halber, in Kupferstichen, so wie die Gebäude zu Lüneville wären erhalten worden!

Wer ist aber wohl besser im Stande architektonische Werke zu stechen? als Baukünstler, oder Kupferstecher, die die Baukunst gelernet haben?

Sind

Sind daher die Werke eines Le Clerc, Blondel, Patte und anderer französischen Baukünstler, ihrer Sauberkeit und Richtigkeit halber, nicht allen italienischen vorzuziehen? O! wenn es doch auch die sächsischen Kupferstecher so weit brächten!

Zu noch mehrerer Anzeige des bisherigen guten Fortganges in der Radierkunst hatte Herr Langwagen zween Kupferstiche von der Ansicht eines frey stehenden Landgebäudes und eines Gartenhauses ganz gut radieret, aber nicht so gut erfunden und gezeichnet.

Herr Pitterlin, der die Baukunst schon in Leipzig gehöret, hatte zwo Ansichten von siebenzig bis achtzig Ellen lang, zu Gartenhäusern in Kupfer gar sauber geätzt, die beide von sehr gutem Geschmack waren. Ich will mich damit nicht aufhalten, sondern lieber noch etwas von seinem gezeichneten und selbst erfundenen Risse melden, weil er es verdienet.

Sein Haus war wohl hundert und zwanzig Ellen lang, unten nach toscanischer, oben aber nach jonischer Ordnung angegeben; jegliche Ordnung begreift ein hohes und ein niedriges Geschoß in sich. Das Mittel bestund in einer Vorlage von drey großen Bogenfenstern mit gekuppelten Wandsäulen in richtiger Uebereinanderstellung: und an den Ecken befanden sich auch dergleichen Vorsprünge, jedoch mit einem Bogenfenster, so, daß die Rücklagen die an den Schäfften Pfeiler haben, nur fünf Fenster halten. Neben der mittlern großen Einfahrt sind zwo Thüren: und an den Ecken deren auch zwo; die erstern um vermuthlich in den Hof,

die

die andern aber um so gleich in die Hofflügel zu gelangen. Das Dach erhob sich im Mittel mit einer Mansarde: und anstatt des Giebels war ein Geländer, mit Vasen gezieret, und an den Ecken stund ein Schild mit Kindern. Da nun beide Ordnungen, die untere gar keine, und die obere sehr wenig außerwesentliche Zierathen leiden; so waren auch außer obbemeldete, keine am ganzen Hause zu sehen; und gleichwohl war es einnehmend. Dieß bestärkt mich immer mehr in der Meynung, daß die wahre Schönheit der Baukunst mehr in der guten Anordnung und Abwechselung der Theile, jedoch im Zusammenhange, besonders aber in den guten Verhältnissen der Theile unter sich und zum Ganzen, keinesweges aber in der vielen Spielerey bestehe, die vor Errichtung der Akademie in Dresden Mode war.

Ein dergleichen freystehendes jonisches Landhaus, jedoch auf einem Unterbau von Bäuerischen Werke, und einer Erderhöhung mit Freytreppen, zeigte Herr Schellenberg.

Und noch ein Orangeriehaus ohne Säulenordnung, von hundert und zehen Ellen lang, mit einem großen und zween kleinen Vorsprüngen; großen Bogenthüren zu Einbringung der Bäume, und andern langen Fenstern, mit einem hübschen Hauptsimmse und darüber mit Zokken, Aufsätzen, Kapfenstern, Mansarden- und Deutschen Dächern alles wie sichs nach den guten Regeln der Baukunst gebühret, war von der Hand und Erfindung des jungen Chryselius zu sehen. Vermöge des äußern

An-

Ansehns theilte sich das Haus innerlich in einen grossen Mittelsaal, zweene Ecksäle und zwo darzwischen liegende Gallerien mit einem langen Gange dahinter zum Einheitzen, und zu ein paar Treppen, die unter das Dach führen.

Herr Rößel hatte sich dießmal besonders in der Perspektive hervorgethan. Er zeigte eine kleine Stadtkirche mit ihrem Thurme, im guten regelmäßigen Geschmack erbauet. Unweit davon stund ein altes gothisches Haus, das mit der neumodischen Kirche einen ungemeinen Kontrast machte; dann folgten noch andere Gebäude, und verschiedene Gruppen oder Gründe von Bäumen oder Figuren; nicht minder hatte sie einen hübschen Vorgrund. Das Angenehmste an dieser Zeichnung aber war, dieses: daß sie auf graues Papier entworfen, mit bloßen Farben unterleget, und recht sauber mit schwarzer und weisser Kreide überschrafiret war. Dieses gab ihr dann ein halb malerisches und halb architektonisches Ansehen, nach einer besondern Manier, die ich noch nicht gesehen habe, und die sich recht gut ausnahm.

Auf die gewöhnliche getuschte Art war hingegen die Perspektive des jungen Berggold gezeichnet, die einen Gartensaal mit großen Arkadenfenstern, vorliegenden Schäfften, oben verziertem Vorsprunge, wohlproportionirtem Dache, im Ganzen auf einer Rasenerhöhung, mit Freytreppen, wie sichs gebühret, vorstellte. Die Perspektive daran war nach den Regeln, und die Bäume, und

Ver-

Verzierungen entdeckten in ihm ein gutes Genie zur Handzeichnung und Mahlerey.

Endlich waren noch viele Handzeichnungen der jungen Baukünstler, unter der Anweisung Herrn Friedrich, Unterlehrers bey dieser Klasse, zu sehen, darinne ein Scholar immer den andern an Fähigkeit und Fleiß übertraf. Zweyerley Dinge aber will ich dabey anführen, die mir nicht gefielen. Erstlich, daß ich noch keine Selbsterfindung darunter wahrgenommen habe; da doch eben dieselben Scholaren in der Baukunst sehr bald Original werden. Sollte wohl die Zeichenkunst schwerer, als die Baukunst zu erlernen seyn? oder sollte es an der alten Lehrart liegen? da man bey dem Allerschwerešten, nämlich dem menschlichen Körper anfängt, die Schüler mit einer Menge Mäuler, Nasen und Ohren, aufhält, und noch länger, Köpfe und Figuren kopiren läßt? so wie man ehedem jungen Leuten auch die Baukunst durch sauberes vieljähriges Kopiren, ohne sie etwas dabey denken zu lassen, weil keine Grundregeln gegeben worden, einprägen wollte, bevor sie sich getrauten, ihre eigenen Gedanken zu Papiere zu bringen? Davon kann ich nicht urtheilen, weil ich weder die Bau- noch Zeichenkunst schulmäßig, nämlich durchs Kopiren, gelernet habe. Ich sage bloß das, was einem Kenner gefällt. Und so gefällt mir zweytens nicht an architektonischen Rissen, wenn die Figuren keinen saubern Contour mit der Feder haben, und die Zweige der Bäume sich bloß mit Pinselstrichen, wie in einer gemahlten Landschaft endigen. Dieses scheint mir gar

nicht

nicht übereinstimmend mit der Hauptsache zu seyn. Denn da alle architektonische Risse wahre geometrische Risse sind, die mit Zirkel und Lineal aufs genaueste müssen bestimmet werden; so müssen auch alle daran befindliche Zierrathen ihren Umriß haben. Auch müssen selbige nicht fleißiger als das Hauptwerk getuscht seyn; weil die Kunst nicht in den Pinsellecken bestehet; sondern, meines Erachtens, dreyerley Dinten, nämlich schwach, mittel und stark unvertrieben übereinander geleget, hinlänglich genug wären, die Haltung und das Runde heraus zu bringen.

Ich eile um noch das Gute von der Leipziger Ausstellung zu sagen. Der Geschmack in der Baukunst hatte sich seit einem Jahre gar sehr in Leipzig gebessert. Vermuthlich, weil Herr Dauthe, als jetziges Mitglied der Leipziger Akademie, das Amt eines Unterlehrers damals verwaltete. Dieser hatte den Grund- und Standriß eines Schlosses von hundert und vierzig Ellen lang, und mit seinen Flügeln nach der Hofseite von achtzig Ellen breit, ausgestellet. Es hatte beym Eingange einen Vorsprung von dreyßig Ellen breit, in dem eine Doppeltreppe liegt. Nach dem Garten zu hatte es zwar auch einen eben so breiten Vorsprung von fünf Arkaden, vor dem aber noch ein Unterbau, zu einem Austritt war, auf dem vier Säulen standen die ihr Gebälke mit seinem Giebel trugen. Aus dieser viersäuligen Colonnade gieng vom Hauptgeschosse eine Halbemondtreppe hinunter in Garten, die zwischen sich einen verzierten

Wasser-

Wasserfall liegen hatte. Außer diesem hatte das Schloß an beiden Ecken noch zween Vorsprünge von drey Fenstern; daß also die Gartenseite in allen ein und zwanzig Fenster hielt. Und so hatten die Seitenansichten ebenfalls ihre Vorsprünge im Mittel von vier Säulen nebst den Wandpfeilern, die um das ganze Schloß herrschten. Die innere Eintheilung sollte französisch seyn. Das Vorhaus aber, wenn man die Doppelteeppe hinauf kömmt, ist bald noch einmal so groß, als der darauf folgende Hauptsaal. Das thun die Franzosen nicht. Auch legen selbige nicht die Treppen an die Stirnwand, damit sie die Fenster nicht durchschneiden mögen, sondern allemal selbigen gegen über, an die Rückwand, damit sie freyes Licht bekommen; es wäre denn, daß die Treppe bloß bis ins Hauptgeschoß gienge, und also von dem Obergeschoße erleuchtet würde; aber auch da würde das untere Vorhaus finster werden, und der Eingang in die Nebenzimmer nicht bey den Fenstern, sondern bey den Ofen seyn.

Die Folge der Zimmer war ganz gut. Man kömmt rechts in ein Vorzimmer, und aus diesem in ein zweytes, die an den Hauptsaal stoßen, der mit Wandpfeilern eingetheilet ist. Darneben liegt das Gesellschaftszimmer, das in zwey Prunkzimmer mit zwo freystehenden Säulen führt, zwischen welchen im letztern Zimmer ein Bette steht. Dann folget erst das alltägliche Schlafzimmer mit einem Kabinette an der Ecke des Hauses nach dem Garten. Hier wendet man sich in den Flügel, woran

noch zwey Kabinette stoßen. Dann kömmt wieder ein Schlafzimmer, noch ein Kabinet, und endlich ein viereckigter Saal, an der Ecke des Hofflügels: und im andern Flügel, statt dessen eine Kapelle, vorher aber eine kleine Bibliothek. Alle Garderoben müssen wohl in einem Zwischengeschosse liegen, weil hinter den Schlafzimmern und Kabinetten, außer ein paar Schlafwinkeln, bloß lange Gänge und darinnen einige Lauftreppen zu sehen waren. Ich merke hierbey an: daß alle große und kleine Zimmer keine Oefen, sondern lauter Kamine haben. Das ist französisch genug; dafür haben sich die Franzosen schon längst in die deutschen Oefen verliebt, und bringen sie oft auf eine lächerliche Art in ihren Stuben an. Die Art und Weise selbige zu setzen, gehöret mit unter vielen andern nöthigen und nützlichen Dingen zur deutschen Baukunst. Sie besteht darinne, wie man alle Zimmer mit Oefen wärmen, die Einheitzungen aber hinter den Gemächern so verstecken soll, daß man sie nicht sieht, und daß sie dem ungeachtet nicht rauchen: eine der allerschwersten Aufgaben für italienische und französische Baumeister, die ihre Kamine hinsetzen, wohin es ihnen beliebet, auch öfters zwischen zwey Fenstern an die Stirnwand.

Was die Ansicht des Schlosses nach dem Garten betrifft, so besteht sie aus einer korinthischen Ordnung von zwey Stockwerken, auf einem Erdgeschosse von bäuerischem Werke. Die Sparrenköpfe dieser Ordnung sind richtig eingetheilt. Der mittelste Fronton über dem Austritte der Halbenmond-

mond-

mondtreppe ist geradlinigt mit einem Schilde im Mittel und zwo Figuren darneben; die Ecken aber haben nur ein hübsches Kapfenster mit zwo neben sitzenden Figuren, die ein Gehenke halten. Ueber den Hauptsimms läuft eine hohe glatte Zocke um das ganze Schloß, auf der vier Bildsäulen stehen; hinter dem Fronton aber erhebt sie sich mit fünf Bildern. Diese Erhebung dienet zur Standhöhe einer Kuppel über dem Saale, die sich von da, bis an einen Gurt, wie an der hiesigen Frauenkirche, schwingt, und die zu oberst mit einem runden Postamente und einer daraufstehenden Fama gekrönet ist. An sich selbst ist sie gar artig mit Füllungen und Gehenken verzieret; wie denn auch alle übrige Verzierungen samt dem Wasserfalle zwischen der Freytreppe wohl gefallen haben. Sie waren am rechten Orte angebracht, und gut gezeichnet; aber es waren ihrer dennoch zu viel. Denn über alle Fenster ohne Ausnahme Bilder von vielen kleinen Männerchen anzuhängen, schickt sich wohl eher in einen Saal, als außen an ein Haus. Außerdem habe ich noch im Grund- und Standrisse eingebogene und viertheils Pilaster wahrgenommen, die wegen der Verwirrung ihrer Knäufe nicht schön lassen, und wider die Ausübung der Baukunst streiten. Uebrigens war die Erfindung groß und der Riß gut gezeichnet und getuscht. Er verkündigte an Herrn Dauthen den guten Baulehrer, der er nunmehr geworden ist.

Herr Ringelsdorf ein Schüler des vorigen, zeigte gleichermaaßen ein Landhaus von hundert und

zehn Ellen lang, dadurch er seinem Lehrer so ziemlich nachgeahmt hat. Denn es war eben der Umstand mit der Haupttreppe darinnen, und kein Zimmer hatte einen Ofen. Sonst war die innere Eintheilung ganz gut; desgleichen auch die Ansicht, die aus einer jonischen Ordnung von zwey Stockwerken auf einem Unterbaue von Bäuerischem Werk bestund.

Viel besser aber gefiel mir das kleinere Haus, das besagter Ringelsdorf in Kupfer geätzet hatte. Denn es ist mehr Bequemlichkeit und gutes Verhältniß in diesem kleinen Gartenhause, als im vorigen Landhause anzutreffen. Das äußerliche Ansehn war dorisch, mit wohleingetheilten Dreyschlitzen; es waren aber die Rücklagen von zwey Fenstern, die kein Mittel anzeigten, worinne doch die Symmetrie besteht. Und obgleich der Schafft das Mittel hält, so zählen doch alle Menschen die Fenster an einem Hause und nicht die Schäffte: eine Sache, die mehr in der Natur als in der Gewohnheit liegen muß, weil man die dunkeln Flecke auf einer weißen Wand am ersten wahrnehmen, und daraus die Nothwendigkeit eines Mittelfensters erkennen kann. Gemeiniglich entspringt dieser Fehler, wenn man die Vorlagen zu groß macht, und bey schmalen Gebäuden noch Eckvorsprünge erzwingen will. In diesem Falle fehlen wohl französische Baumeister, wie man an ihren Werken sieht, die von jungen Baukünstlern ohne weiteres Nachsinnen, nachgeahmet werden. Dieß erzeuget die so genannten Exempelbaumeister, die keinen andern

dern Beweis führen, als „dieser und jener hat es eben so gemacht;“ obgleich Vitruv ein anderes lehret.

So hatte Herr Riedel ebenfalls ein freystehendes Haus von neun und vierzig Ellen lang, und dreißig Ellen gespannet, ausgestellt. Es hatte hinten eine herausgebogene und vorne eine gerade Vorlage. Sobald man ins Haus tritt, erblickt man wieder eine Doppeltreppe, jedoch an der Rückwand, die mit dem Raume von neunzehen Ellen, der vor ihr lieget, gar gerne den dritten Theil des ganzen Hauses ausmachet. Wenn das Haus in Niedersachsen gebauet werden sollte, da man auf der Döle speist und tanzet; so würde der Erfinder gelobet werden. In diesem Grundrisse aber entstehen viele Fehler daraus. Denn der ovale Saal ist nur halb so groß als der Treppenraum; die Gesellschaftszimmer darneben sind kleiner, die Kabinette noch kleiner, bis man ins Schlafzimmer kömmt, das zehn Ellen lang und nur vier und eine halbe Elle breit ist, und keine Nische hat; desgleichen die Garderobe, die noch kürzer und schmäler ist. Die Ansicht besagten Hauses war ebenfalls nicht sonderlich. Man sah, daß der ovale Saal um deswillen angeleget war, damit er einen schweren Thurm über dem Mansardendache tragen sollte, der einen wunderlichen Profil mit dem Dache machte: und der überhaupt nicht mehr auf einem Landhause gebräuchlich ist. Jedoch was will ich hier viel tadeln! Es sind ja Erfindungen junger Anfänger, die es mit der Zeit besser machen

werden. Genug es leuchtet überall Genie hervor, das mancher Leipziger Mauermeister nicht hat, ob er sich gleich sehr viel auf seine so genannte Praxis einbildet.

Auch Herr Schulze zeigte viel Talent in einem Siegesbogen. Er hatte an beiden Schäfften vier Säulen, davon sich die mittelsten hervorkröpften und ihr Hauptgebälke trugen. Zwischen ihnen stehen Bildsäulen. Diese schienen mir zu klein gegen die Säulen zu seyn. Aber eben dieses Allzukleine und Allzugroße giebt ein Mittelding, das man Verhältniß nennet: und das hier fehlte. Oben darüber klebten Medaillons die wieder zu klein waren. Und auf dem Gebälke war ein hohes Postament mit Füllungen und halb erhabener Arbeit, worauf im Mittel ein Schild mit hintergesteckten Waffen, und seithalb noch einige Brustharnische mit kurzen Waffen stunden.

Eben dieser Schulze hatte noch ein antikes Grabmaal in Kupfer geätzt, ein Beweis, daß sich auch in Leipzig junge Baukünstler der Radirkunst befleißigen. Das Grabmaal sollte so gar in egyptischem Geschmacke seyn. Eine Pyramide erhebt sich auf Stufen. Vor ihr stehen zween starke Schäffte, und neben ihnen toskanische Säulen, die zusammen eine Vorlage zum Eingange machen, welche mit einem Fronton gedeckt ist. Soweit sah es ziemlich egyptisch aus. Da aber auf allen vier Seiten dergleichen Vorlagen waren, und

auch

auch vier Eingänge seyn sollten; so wird wohl aus dem Grabmaale ein Lusthaus werden. Das schadet dennoch nichts: denn oben über den Frontons stehen vier mächtig große steinerne Särge von zwölf Ellen lang, darinne eine ganze Familie könnte begraben werden; ohne die Asche gerechnet, die noch in eine sieben Ellen hohe und auf der Spitze der Pyramide stehende Urne gehen könnte. Wie schwer ist es also nicht etwas in antikem Geschmack ohne Kenntniß und Ueberlegung zu erfinden? — Doch genug von des Herrn Dauthe Scholaren.

Von dem Mitgliede und öffentlichen Lehrer der Baukunst Herrn Habersang war damals gar nichts, und von seinen Schülern sehr wenig zu beurtheilen. Denn was soll man von Feldausmessungen und Berechnungen sagen? Das sind ja die ersten Anfangsgründe zu mathematischen Wissenschaften, die bey einem jeglichen Baukünstler vorausgesetzet und in Dresden auch gelehret werden; und es ist gut, daß sie nach der Zeit nicht mehr sind ausgestellet worden. Diejenigen aber, die doch wenigstens die Anfangsgründe der Baukunst zeigten, waren: Ziegler, Költz, Leyser, Wahnscheff und Kunze. Der erste hatte einen runden Gartensaal mit Freytreppen in Hecken eingeschlossen; der andere einen dergleichen Saal; der dritte ein perspektivisches Gestell zu einem Bogengange; der vierte einen großen korinthischen Knauf; und der fünfte eine Kuppel auf Säulen mit Schäfften und Fenstern perspektivisch ausgestellet.

Alle diese Risse waren nicht von ihnen erfunden, sondern nach dem Unterrichte ihres Lehrers ganz gut gezeichnet, oder wohl gar kopiret. Die besten Stücke waren von Herrn Beyer und Hrn. Schmid.

Der erste zeigte eine nach allen guten Regeln der Perspektive gezeichnete Mehlmühle. Die herumstehende und mit blassen Farben übergangene Häuser und Bäume ließen eine Art von einer Landschaft sehen die ganz artig war: und der dabey befindliche Grundriß besagter Mühle kündigte ein Genie zur Mechanik an.

Eben so hübsch perspektivisch war auch von dem andern die so berufene engelische Feuermaschine dargestellet, daran nicht das Mindeste vergessen war.

Sollte ich manchem, nach so langer Verzögerung der architektonischen Beschreibung, zu weitläuftig von verjährten Sachen zu reden scheinen; der beliebe zu bedenken, daß jährlich mehr Zuhörer bey der Bauakademie ankommen, die sich alle zeigen wollen; und daß diese Beschreibung bloß in der Absicht aufgesetzt ward, um junge Baukünstler in ganz Deutschland aufzumuntern und ihnen manche gute Lehre zu geben, wie der Verfasser sie sich bey Betrachtung der dresdner Ausstellung nach und nach erworben hat. Denn er bekennt sehr gern, daß seine Begriffe durch solche nicht nur klärer in der Baukunst geworden, sondern daß er sich auch eine größere Kenntniß vom wahren Schönen der Maler= Bildhauer= und Kupferstecherkunst erworben, die er ehedem nicht gehabt hat. Und so spüre ich, daß seit der Zeit als die Kunstakademie errichtet wor-

den

den ist, der gute Geschmack in Dresden ungemein zugenommen hat. Wie kann das auch anders seyn, wenn bey dem Feste der Ausstellung, oder vielmehr dem Namensfeste unsers theuersten Churfürstens, das zwo Wochen lang dauert, der größte Adel und der geringste Bauer die Kunstwerke betrachten können? Was findet man da nicht für Gelegenheit, sich mit den Professoren der Künste und andern Gelehrten, auch Kennern und Liebhabern derselben zu unterhalten? seine Gedanken frey über dieses oder jenes Stück zu eröfnen, die gegenseitige Meynung zu hören, und sich darüber belehren zu lassen? Auch muß ich sagen, daß wohl vier Wochen lang, die Ausstellung das allgemeine Gespräch in allen Gesellschaften ist: und daß so gar das schöne Geschlecht sich in Wettstreit über manches Gemälde einläßt, und in der That schon anfängt mit Geschmack und Kenntniß zu urtheilen.

Sagt man doch von Athen, daß so gar die Handwerksleute daselbst philosophirt hätten. Vermuthlich, weil sie täglich was Kluges hörten, wodurch der Verstand der Einwohner aufgekläret wurde. Sollte also mit der Zeit nicht auch der gute Geschmack von schönen Künsten in Dresden bloß durchs Anschauen bis auf den geringsten Steinmetz, Stukturer, Mäurer und Tischer, ja alle Handwerker, die der Zeichnung bedürfen, zum Behuf ihrer Arbeit können verbreitet werden, so wie es in Paris geschehen ist? Ich hoffe und wünsche es mit einem wahren Patriotismus!

II.

Deutsches Musäum. Erster Band. Jänner bis Junius. 1776. Leipzig in der Weygandischen Buchhandlung. 8. 574. Seit.

Meine Behauptung wird vermuthlich bey keinem Leser Widerspruch finden, wenn ich glaube, daß unter den gegenwärtigen Schriften dieser Art das deutsche Musäum die beste ist, und sich theils durch Mannichfaltigkeit, theils durch die Anzahl der guten Aufsätze vortheilhaft auszeichnet. Wünschte auch zuweilen mein individueller Geschmack dieses oder jenes Stück weg, so kann ich wegen der Aufnahme desselben den Herausgeber nicht tadeln, der nicht bloß für mich und solche, die mit mir gleichförmig denken und empfinden, sondern für alle sammelte, und zuweilen aus Bedürfniß etwas einrückte, zuweilen in der Absicht, den Zirkel seiner Leser zu erweitern, vielleicht auch zuweilen aus der guten Meynung, Abhandlungen über gewisse Gegenstände Leuten in die Hände zu spielen, die nie etwas Ernstes lesen, wenn sie nicht auf ihrem Wege nach dem Vergnügen unvermuthet dazu geführt werden. Ich will bey der großen Menge der Aufsätze nicht über alle etwas sagen, sondern, ohne besondre Rücksicht auf ihre Güte, nur diejenigen auswählen, die unsre Bibliothek zunächst angehn, und von denen,

die

die in einigen Stücken Platz einnehmen, nur da sprechen, wo sie geendigt sind.

Januar.

1) Homers Iliade. Meine Anmerkungen kommen freilich zu spät, nachdem man bereits über diese Uebersetzung öffentlich gesprochen und gestritten hat; es ist auch nicht wohl gethan, einem Manne bey einer schweren Unternehmung durch seinen Tadel noch mehr Steine in den Weg wälzen zu wollen. Allein um meine Recensentenpflicht zu erfüllen, muß ich doch sagen, was ich denke, es sey von welchem Belang es wolle. In dieser Probe, wie sie hier vor mir liegt, habe ich bey dem ersten Anblicke drey Umstände bedenklich gefunden.

Erstlich kann ich nicht umhin, mich wieder die Jamben zu erklären, obgleich H. B. seit der Bekanntmachung dieser ersten Probe sie in einer andern öffentlichen Schrift zu vertheidigen gesucht hat.

Dans un recit de longue haleine
Les vers sont toujours ennuyans

ist wenigstens in Ansehung der Jamben ein wahres Urtheil von Hamilton. Ihre Einförmigkeit, die selbst bey der mannichfaltigsten Versetzung und Abänderung der Schlußfälle in den Perioden unvermeidlich ist, besonders bey bloß zehnsylbichen Versen, wie sie in dieser Probe alle sind, ohne alle Beymischung eilfsylbicher Zeilen, in welchem Falle doch das Ohr sich der kleinen Abwechslung mit männlichen und weiblichen Schlußfällen zu erfreuen hätte; da sie hingegen in die-

diesen 357 Versen alle männlich sind und wegen des Rhythmus auch seyn müssen: eine Monotonie, worunter mein Ohr ermüdet! — Ueberdieß geht ein Theil des homerischen Tons durch diese Versart verloren. Der Bau des Perioden muß in Jamben ungleich moderner werden, als es die Natur unsrer Sprache nöthig machte, wenn man den Hexameter wählte: die vielfältigen Wiederholungen möchte ich so wenig als möglich ausgelassen, die einfachen Verbindungen der Sätze so wenig als möglich modernisirt, den Gang, und besonders die Stellung der Ideen so wenig als möglich geändert sehen: alles dieses sind wesentliche Bestandtheile des Homers; allein die gewählte Versart zieht Herrn B. von dem äußersten Grade dieses „so wenig als möglich" um einige Stufen weiter zurück, als seine Uebersetzerfähigkeiten ihn bey dem Hexameter gebracht haben würden. — Ferner hat er sich, meines Bedünkens, durch diese Wahl den Gebrauch vieler unsrer wohlklingendsten Wörter theils benommen, theils erschwert, theils schädlich gemacht. Unsre meisten Adjektiven, Infinitive, und Participien sind entweder völlig oder doch beynahe reine, wenigstens nicht übelklingende Daktylen, und machen die Skansion der Jamben unsicher und schwankend — eherne Geschoß v. 20 — zu vertheidigen v. 25. — jagdenkundigen Skamandrius v. 60. — An manchen Orten, wo vorher oder nachher die Quantität nicht richtig gelegt ist, muß man ganz wider die gewöhnliche Aussprache den Accent legen (302.) Und des großherzigen Anchises.

chises. Spricht man des lang aus, wie die Skansion verlangt, so entsteht sogar ein schiefer Sinn; denn es bekömmt dadurch den oratorischen Accent im Satze, in welchem Falle es desjenigen ausdrückt, und einen Nachsatz mit welcher erwarten läßt. — Daher sind zusammengesetzte Wörter entstanden, die in dem gebrauchten Sinne ganz wider die Analogie sind — τευχεα παμφανοωντα Strahlenrüstung statt strahlende Rüstung: Strahlenkrone ist eine Krone, die aus Strahlen besteht, Strahlenwagen der Sonne, Strahlenlicht der Sterne; hingegen Strahlenerz, Strahlengold, u. s. w. wo es die Stelle des Participiums vertreten soll, läßt die Sprache nicht zu. — Endlich ist die Rede oft ganz prosaisch geworden, und die so äußerst fliessende Diktion des Homers muß unvermeidlich zuweilen völlig wäßrig werden.

V. 240. Da stehn mir nun elf Kriegeswagen heim

V. 5. Dem Herbstgestirn, wenns sich im Ocean Gebadet und am hellsten flimmert —

wiewohl im letztern Beyspiele von der Auflösung des Participiums, (λελουμενος ὠκεανιο) die hier alles verdirbt, die Jamben nur veranlassende, aber nicht nothwendige Ursache sind. So würde man in den meisten Stellen, wenn die Zeilen nicht abgesetzt wären, die Uebersetzung für prosaisch gelten lassen, da hingegen durch den poetischen merklicher ausgezeichneten Klang des Hexameters das Ohr bestochen wird.

So

So dachte und schrieb ich, als ich den teutschen Merkur holen ließ, um H. Bürgers Vertheidigung der Jamben noch einmal durchzulesen: aber ich muß bekennen, daß ich itzt noch eben so denke, wie vorher: seine Gründe haben mich nicht überzeugt, weil es, wie er sie selbst nennt, nur Seitensprünge sind.

Fragt man ob es besser, das heißt, der Vollkommenheit und der Wirkung der Uebersetzung zuträglicher ist, den Homer in Hexameter zu übersetzen, so antwortete ich — Ja; und beweise mein Ja a posteriori und priori. 1) a posteriori. Ich habe in einem Anfalle von jugendlicher Thorheit den Einfall gehabt, den Homer zu übersetzen, hatte bereits die ersten vier Gesänge mit großer Geduld und Mühe übersetzt, als ich gewahr wurde, daß es eine jugendliche Unternehmung war: zu meinem Glücke mangelte mir die Zeit, meinen etwas abentheuerlichen Plan weiter auszuführen. Der Hexameter gab mir bey diesem Versuche allemal mehr vom Homer wieder, als eine andre Versart. 2) a priori. Der Hexameter gewährt alle die Vortheile und Vollkommenheiten, die, wie ich vorhin sagte, der vor mir liegenden Uebersetzung mangeln. Ideenverbindungen, Verknüpfungen der Sätze, Anordnung des Perioden, Simplicität des Ausdrucks, der Wiederholungen u. s. w. werden fast von selbst übergehen. — Fragt man, ob es leichter ist, den Homer in Hexameter zu übersetzen, so sage ich gleichfalls — Ja; und berufe mich auf meine Erfahrung.

Fragt

Fragt man aber, ob es Hrn. Bürgern leichter ist, ihn auf diese Art zu übersetzen — dieß kann allein Herr Bürger selbst beantworten: und wenn seine Wahl der Jamben eine stillschweigende Antwort hierauf ist, so darf man gar nicht das Geringste dawider streiten: aber gleichwohl kann man meynen, daß es besser gewesen wäre, wenn er den Hexameter für sich weniger schwer, als die Jamben, gefunden hätte.

Den Vorwurf der Monotonie hebt er dadurch nicht auf, daß er a posteriori, aus der Aussage einiger Freunde, das Gegentheil beweisen will: ich führe meine entgegengesetzte Erfahrung dawider an, und die Erfahrung aller, mit denen ich darüber gesprochen habe. Zudem sagten ja nur seine Freunde, was sie fühlen würden, und nicht, was sie fühlten: eine freundschaftliche Präsumtion und wirkliches Gefühl sind Beweise von sehr ungleichem Werthe. Will er mit diesem a posteriori durch ganz Deutschland wandern, so wird er dadurch um kein Haar gewisser werden: er wird ewig widersprechende Erfahrungen einsammeln.

Selbst daß er sich der klassischen Kleineley schuldig machte und die Sylben einiger jambischen Verse auf der Goldwage abwog, bringt mich nicht vom Hexameter ab. Ich sehe nichts darinne, als reine und unreine Jamben: er sucht die Mannichfaltigkeit auf Unkosten der Skansion.

Oben den Pygmäen. — Doch die Achäer —
Wipfel des Gebirgs — durchwandelten sie —

gött-

göttlicher Gestalt — wenigstens gestorben u. s. w. Die ganze Mannichfaltigkeit liegt hier in dem Fehlerhaften des Metrums darinne, daß in der Deklamation Tribrachen (⏑ ⏑ ⏑) eingemischt werden müssen: wären seine Jamben alle reine wahre Jamben, so verschwände diese vermeynte Mannichfaltigkeit. Ich würde nie die Pedanterey begehn, einem Manne, der zwanzigtausend Verse gut übersetzt, nur Ein Wort darüber zu sagen, wenn auch so eine Verletzung des jambischen Wohlklangs auf allen Seiten vorkäme: aber wenn jemand sich auf eine Warze im Gesicht etwas zu gute thäte, weil durch sie eine größre Mannichfaltigkeit der Partien hineingekommen wäre, dann könnte ich nicht umhin, ihm zu sagen: dein Gesicht ist sehr gut, aber deine Warze bleibt eine Warze.

Aber der Hexameter ist keine deutsche Versart! — Der Jambus eben so wenig: beide haben wir von den Griechen und Römern geborgt: eine originale eigne Versart haben wir gar nicht. Nun ist nur die Frage, in welcher von beiden Versarten kommen wir dem griechischen Wohlklange näher? — Ich glaube, in beiden gleich wenig und gleich viel. Ich zweifle nicht, daß ich Gründe genug haben würde, meine Behauptung zu unterstützen, wenn ich ins Detail gehen wollte. Es käme nicht bloß auf eine Induktion an, ob wir mehr reine Jamben oder reine Daktylen besitzen, sondern hauptsächlich ob sich mit weniger Schwierigkeiten eine gewisse Anzahl von guten Hexametern oder guten Jamben, das heißt, solchen, die von

der

der Beymischung andrer als spondäischer und trochäischer Füße frey sind, machen ließe — vorausgesetzt, daß der Versificator in beiden gleich geübt wäre! die Casus unsrer Adjektiven in ich, unsre Infinitiven in igen und s. w. werden ihm häufig statt der Jamben Füße mit (⌣ ⌣) aufdringen, häufiger als sein Hexameter (– ⌣ –) statt (– ⌣ ⌣) nöthig haben wird.

Für sich kann H. B. bey der Wahl der Jamben Recht haben: im allgemeinen hat er, däucht mich, Unrecht.

Ueber seinen politischen Grund (teudscher Merkur Oktob. 76. S. 56.) mag ich nichts sagen: politische Gründe sollen immer nur beschönigen, aber nicht überzeugen. Inzwischen doch ein paar Worte über die Sache selbst! Wir haben keine eigenthümliche Versart: wäre unsre Sprache, wie die griechische, lange Zeit gesprochen und geschrieben worden, ohne daß wir von fremden ausgebildeten Sprachen etwas erfahren hätten, so würden wir gewiß diese eigenthümliche, auf die Natur unserer Sylben Töne und Accente gegründete Versart gefunden haben, wie die Griechen. Vielleicht hatten sie die Barden und nachfolgenden Dichter, ehe die Nation mit dem Christenthume und der römischen Litteratur bekannt wurde: so bald dieß geschah, so war es kein Wunder, daß man sich ganz nach dieser modelte. Leute, die dichten konnten, waren Mönche, und also mit griechischen oder lateinischen Versen bekannt; Gewohnheit, Vorurtheil für das Lateinische und wider die Sprache eines barbarischen Volks, Unfä-

higkeit zur Ueberlegung machten, daß man glaubte, eine barbarische Sprache müsse alles von einer kultivirten annehmen, wenn etwas aus ihr werden sollte; und zu bedenken, ob es ihrer Natur gemäß sey oder nicht, dazu hatte man nicht Urtheilskraft genug. In der Folge, da Leute dichtiren, die im Lateinischen unerfahren waren, zählte man die Sylben, vermuthlich aus einem unbestimmten Gefühle, daß das deutsche Sylbenmaaß nicht aus einartigen Füßen bestehn müsse, allein man war nicht stark genug, aus den verschiednen Füßen, die die Sprache anbot, ein eigenthümliches vollkommnes Ganze zusammenzusetzen, wie die Griechen an ihrem Hexameter haben. Opitz und seine Nachfolger machten einige lateinische Sylbenmaaße wieder allgemeiner, und man ist bis itzt der lateinischen Prosodie so sehr gefolgt, als die Sprache verstattete. Die erste Idee, den Hexameter zu gebrauchen, war bey Klopstock vermuthlich nur ein Einfall, wie immer, der aber vielleicht aus einem dunkeln Gefühle entstund, daß die bisher gewöhnlichen Sylbenmaaße aus einartigen Füßen nicht die vollkommensten Systeme sind, die die Sprache zuläßt. Hätte er den Hexameter nicht gekannt oder sein Gedicht später angefangen, so wäre Er vielleicht der Mann gewesen, unser eigenthümliches vollkommnes System zu finden: allein der Hexameter bot sich ihm an: er griff zu und germanisirte ihn. Es ist also nichts weniger wahrscheinlich, als daß Homer, wenn er deutsch dichtete, in Jamben schreiben würde, sondern ungleich wahrscheinlicher — durch die Natur der Sprache

und

und die Geschichte unsrer Prosodie — daß er, wenn er nur unsre Sprache und ganz und gar keine fremden Sylbenmaaße kannte, einen dem Klopstockischen oder gegenwärtigen deutschen Hexameter ähnlichen Vers erfunden hätte: jedem, der diesen Stein der Weisen noch finden will, steht die Ehre frey, aber er wird vermuthlich unerfunden bleiben. Das Nachdenken findet selten, was der Zufall unerfunden ließ, und fast niemals, wenn das Vorurtheil schon etwas an seine Stelle gesetzt hat.

Unsre Sprache ist nichts weniger als so oligotonisch, wie sie H. B. macht: sie ist weit vieltöniger, als die englische und französische. —

Der zweyte bedenkliche Umstand war die Wiedererweckung veralteter Wörter, und der Gebrauch einiger Provinzialausdrücke. Es ist gegenwärtig eine Art von Epidemie unter den deutschen Schriftstellern, daß sie aus den Plunderkammern unsrer Sprache abgelebte Trotteln und verschoßne Stickereyen hervorziehn, um ihr modernes Kleid damit zu verbrämen: so wahr ich hier schreibe! weiter ist es bey den meisten nichts als die Unterscheidungssucht eines Mannes, der die Taille seines Rocks eine Hand breit unter dem Ermelloche trägt, wenn sie bey allen übrigen Menschen einen Zoll weit unter den Hüften sitzt; und weil es meistentheils nichts als Unterscheidungssucht ist, eben darum verfahren auch die meisten ohne Ueberlegung und Regel dabey. Ich bin weit entfernt, Hrn. B. jene Ursache aufzubürden, aber diese Wirkung ist in allen seinen Schriften sichtbar.

Leute, die etwas zurückgelegt haben, holen alsdann nur das alte Geld hervor, wenn ihnen das neue fehlt, oder wenn sie ihren Schatz durch das Aufgeld, nicht bloß der Zahl sondern dem Werthe nach, vermehren können: mich däucht, dieß sind gerade auch die zwey Fälle, wo der Schriftsteller etwas aus der Sparbüchse in den Umlauf bringen muß. Seine eigne liebe Bequemlichkeit kömmt dabey in den kleinsten, und wenn es recht seyn soll, in gar keinen Anschlag, damit er um so weniger in die Gefahr geräth, nach Willkühr oder nach Fantasie zu handeln. Der Dichter ist nicht Herr der Sprache, sondern wie sie sein Jahrhundert spricht, muß er sie brauchen, studiren, ihren Gängen und Schlichen nachgehn, aber sie nicht hinter den seinigen nachschlendern lassen, ihren Schritten zuweilen nachhelfen, nicht so wohl mit Behutsamkeit, als vielmehr nach bestimmten Grundsätzen und Regeln. Wenn man das provinziale jach statt schnell gebraucht, so ist dieß nur eine Bereicherung der Zahl nach, denn wir gewinnen dadurch keinen Grad und keine Nüance mehr: aber wenn Ramler urplötzlich hervorrief, so gewinnen wir ein Wort, das einen Grad mehr ausdrückt. Erbidmen statt erbeben, erzittern — verjähen statt sprechen zu gebrauchen, ist bloß Fantasie: ha'n statt haben — o'er statt oder zu setzen, ist Bequemlichkeit, die schlechterdings nichts dabey sprechen darf, weil sie uns am Ende gar verleiten möchte, die Wörter so unter einander zu kneten, daß jemand viel Deutsch wissen und uns doch nicht verstehen könnte. Bequem-

quemlichkeit giebt keine feste Regel und artet zu leicht in momentanes Bedürfniß aus.

V. 357. Ihm aber drauf erschlaft Geist und Kraft.

ist momentanes Bedürfniß, statt erschlaffte drauf, zu geschweigen, daß es ungemein widrig ist, drey solche leere Wörter hinter einander zu hören. — Der Fall, für Begriffe, wo uns Wörter fehlen, alte aufzusuchen, muß bey einem Uebersetzer häufiger vorkommen, als bey jedem andern, der bloß seine eignen Bilder und Gedanken ausdrückt, und darum hat auch jener unstreitig ungleich mehr Freyheit, Wörter zu gebrauchen, die er dem Leser in einer Note verständlich machen muß: doch wird er um seines eignen Vortheils willen, auch hier unsre Geduld nicht misbrauchen. Armuth der Sprache ist so relativ als Armuth der Personen: je mehr Reich man kennen lernt, desto ärmer wird man. Je mehr fremde Sprachen wir kennen lernen, desto mehr Ideenbilder und Ideenverbindungen bekommen wir, für welche unsre Sprache keine Zeichen hat, besonders wenn unsre Bekanntschaft mit den Fremden so genau wird, daß sie auf die Modifikation unsers Denkens einfließen: alsdann gehn oft eine Menge Bilder und Ideenverbindungen durch unsern Kopf, die wir mit der äußersten Lebhaftigkeit und Bestimmtheit denken; aber die Feder stockt, sie hat gar keine Farben, um sie auf dem Papiere vorzustellen, oder kann doch wenigstens die vorhandnen Farben nicht so in einander vertreiben, daß sich gerade

rade dasselbe Licht, derselbe Schatten, wie im Kopfe, auf dem Papiere zeigt: was ist zu thun? — Man rächt sich für die Verlegenheit an demjenigen, was uns am nächsten liegt — man schilt die arme Sprache: zuweilen freilich mit Recht, aber doch auch sehr oft unschuldiger Weise. Welche Sprache kann zureichen, alle Bilder, alle Absonderungen und Verbindungen der Ideen auszudrücken, die in griechischen, römischen, italiänischen, englischen und französischen Köpfen möglich waren? und gleichwohl ist doch das unsre Foderung. Eben so eine fremde Sprache ist für uns die alte deutsche: Sitten, Denkungsart und Gebräuche haben sich geändert, wir haben andre Gegenstände um uns, andre herrschende Leidenschaften, andre Bedürfnisse u. s. w. Wenn wir also über alte Gedichte, Chroniken und Ritterbücher gerathen, so finden wir freilich einen Haufen Wörter und Redensarten, die uns itzo fehlen, weil uns die Idee fehlt, wie z. E. die Ausdrücke und Metaphern, die vom Turnier hergenommen sind. Nehmen wir solche auf, so setzen wir unsre Leser in die Nothwendigkeit, sich eine beschwerliche Gelehrsamkeit zu erwerben, um uns zu verstehen; und wem kann man zumuthen, daß er um, eine Zeile in einem Gedichte zu verstehen, oder eine eingebildete Schönheit zu fühlen, erst ein Glossarium oder eine vom Autor angehängte clauem teutonicam nachschlagen soll? — Zweytens entdeckt man noch vorhandne Wörter in einer andern Bedeutung: wer wird seine Leser so grausam verwirren wollen, und solche Wörter in jenem unbe-

kann-

kannten Verstande gebrauchen? — Drittens solche, die, unabhängig von Ort und Zeit, körperliche oder geistige Eigenschaften und Wirkungen bezeichnen, besonders Nüancen der Leidenschaften und der Imaginationsbilder: wer wird in diesem Falle nur anstehn, seine Rede mit solchen zu bereichern? — vorausgesetzt, daß weder unser Mangel, noch auch der zu hoffende Gewinnst bloß eingebildet ist!

Ueberhaupt begeht jeder Sprachverbesserer, der nur in Einem Gesichtspunkte verbessert, zuversichtlich große Fehler. Man geht itzt darauf aus, unsrer Sprache Stärke zu geben, aber unglücklicher Weise vermischt man Stärke und Rauhigkeit, und vergißt, daß die Foderungen des Ohrs so gegründet sind, als die Rechte des Verstandes und der Empfindung. Die Vokalen wegbeizen, daß unsre gehäuften r und s nur noch mehr auf einander treffen, giebt wohl Rauhigkeit, aber nicht einen Gran Stärke. Ich wünschte vielmehr, daß man die Vokalen in unsre Sprache hineintragen könnte. Es wäre in dieser Rücksicht, da das deutsche Ohr durch bloße Uebung in unsrer Sprache zu dem Gefühl des Wohlklangs verstimmt wird, vielleicht sehr heilsam, wenn jeder unsrer Schriftsteller es als das wesentlichste Stück seines schriftstellerischen Cursus betrachtete, eine fremde Sprache mit mehr Wohlklang, nämlich die französische oder italiänische, bis zum Sprechen zu lernen, um sich dadurch ein etwas *superbum* judicium aurium anzuschaffen. Unsre Sprache soll männlich tönen: allein Kalli-

opens Tuba klang vermuthlich nicht wie ein rauhes, stumpfgeblasnes Posthorn.

Was mich eigentlich zu dieser letzten Anmerkung geführt hat, sind einige wichtige Beleidigungen des Wohlklangs in der vorliegenden Uebersetzung: und dieses ist der dritte Umstand, über welchen ich etwas zu erinnern fand. V. 37. Wehrzertrümmrer (τειχεσιπλῆτα) ist eine Tortur für das Organ: v. 153 Tartschenschwingers, zerreißt Kehle und Ohren.

Ich schätze Hrn. B. Genie zu sehr, als daß ich ihm in dieser und besonders seinen übrigen Arbeiten sein Verdienst um unsre Sprache absprechen wollte: es thut mir nur leid, daß ein Mann, wie er, uns dadurch weniger dankbar dafür macht, daß er seine Verbesserung und Bereicherung so ganz der Willkühr und dem momentanen Bedürfnisse des Verses, und so wenig einer festen, auf Grundsätze gestützten Regel unterwirft, und dadurch Leuten, die nicht nach Regel handeln können, Autorität für Provinzialwörter, Sprachschnitzer, und einen Jargon giebt, den der Satan selbst nicht verstehen würde. Alle unsre itzigen wirklichen Genies, die über Sprache gedacht haben, sollten bey den gegenwärtigen bösen Zeitläuften, ein grammatikalisches Bündniß unter sich errichten, und eine Zeitung bloß in Rücksicht auf Sprachrichtigkeit schreiben, die einen Cordon um unsre Muttersprache zöge und wieder aufhörte, so bald man die Banditen, die ihr itzt den Hals brechen wollen, ausgerottet hätte. Die Litteratur eines Volks ist ein Staat, der aus vielen

vielen kleinen Republiken besteht; und in so einem Falle hilft Nichts, als eine Eidgenossenschaft, um das Ganze in Ordnung zu erhalten.

Daß ich übrigens Hrn. B. vorzüglich für einen Mann halte, der den Homer übersetzen, und die unendlichen Schwierigkeiten dabey übersteigen kann, daran wird niemand zweifeln: und ich habe, troz der Jamben, von seiner Arbeit zum voraus eine vortheilhafte Meynung. Eben darum sah ichs seinetwegen ungern, daß noch ein zweiter Uebersetzer aufstund: ein Mann von Kopf, der seinen Ruhm lieb hat, bekömmt durch eine solche Emulation keinen Sporn, es besser zu machen — er hätte es ohnehin aus allen seinen Kräften gut gemacht — sondern tumultuarischer dabey zu verfahren, damit er zuerst kömmt; und eine Uebersetzung des Homers verlangt schlechterdings Geduld und langen Fleiß. Die Nation kann vielleicht das dabey gewinnen, daß sie zwey gute Uebersetzungen statt Einer erhält.

3) Ich wünschte, daß Lavaters Charakter mehr gezeichnet, als gelobt wäre: den Schriftsteller Lavater kennt die Welt, und Unpartheyische haben schon über den verschiedenen Werth seiner Arbeiten richtig geurtheilt; aber den Menschen Lavater uns mit seinem schwärmelnden Kopfe und schwärmelnden Herze in allen seinen kleinsten Zügen darzustellen, das wäre eine gute Arbeit zum Behuf der Menschenkenntniß, doch freilich nicht die Frucht eines Wochenlangen Besuchs; an einem so merkwür-

digen Charakter findet Beobachtungsgeist und Pinsel reichlichen Stoff, nur muß der Zeichner schlechterdings kalt seyn.

S. 47.) Gottlob! ! ! daß der Mensch nicht ganz Verstand ist — und ich sage, Gottlob mit sechshundert Ausrufungszeichen, daß der Mensch nicht ganz Herz ist! Ich weiß nicht, welcher Dämon einen Theil unserer Scribenten besitzt, den armen Verstand wie einen nichtswürdigen Buben auszuschimpfen: warum ist es denn nicht besser, wie es die Natur haben will, die Verstand und Herz machte, daß sie die menschliche Maschine im Gleichgewicht erhalten sollen? Das ist mir gerade als wenn jemand den lieben Gott loben wollte, daß er nicht die Welt aus lauter Wasser bestehn ließ. Ich kenne keinen Fall des menschlichen Lebens, und Niemand unter diesen Herzensposaunern wird einen angeben können, wo es nicht heilsamer ist, wann der Verstand sich in die Angelegenheiten des Herzens mischt: ich weiß viele, wo der Mensch ganz Verstand seyn muß, aber keinen, wo er ganz Herz seyn darf. Das eigne Beispiel dieser Empfindungspropheten beweist sattsam, wie gefährlich es ist, mehr Imagination und Gefühl als Verstand zu haben: große Hitze des Herzens und große Sonnenhitze sind beide dem Kopfe gleich schädlich.

9) Der Briefsteller mag sein Urtheil über Mr. Maimieux verantworten. Auch hat er, wie ich ihn selbst habe erzählen hören, nicht aus eigner Bewegung, sondern auf wiederholtes Verlangen der Kaiserinn, welcher einer seiner Gönner von seinem

Auf-

Aufsatze gesagt hatte, und vorzüglich auf den Antrieb des Letztern, ihn derselben übergeben.

Februar.

1) Hermann, Varus und Thuisko. Eine sehr gute Erfindung, sehr gut ausgeführt!

3) Zerbin. Warum die neuere Philosophie? — Ich finde keine einzige vernünftige Antwort auf dieses Warum? selbst wenn ich mir die Ueberschrift als einen Schandfleck denke, den man der Philosophie hat anhängen wollen. Wodurch in aller Welt hat es die gute Philosophie bey uns verschuldet, daß sie von jeder Hand, die Lust zu schlagen hat, einen Hieb annehmen muß. In Frankreich, wo Unwürdige den Namen Philosoph durch ihre falsche Anmaßung dieses Titels herabsetzen, ist freilich nun einmal die arme Philosophie in übeln Ruf gekommen, aber doch nur bey Leuten, die nicht Sache und Wort unterscheiden können. Bey uns giebt es zwar schlechte Philosophen, wie immer, aber doch keinen, der sich durch gefährliche, der menschlichen Glückseligkeit widrige Meynungen auszeichnen will, oder durch Schandthaten entehrt: das Uebel ist nicht bey uns, und wir führen es also durch den Spott ein. Die Philosophie verdächtig machen, heißt der Aufklärung der Nation einen schlechten Dienst thun, besonders wenn es in Ansehung ihres Einflusses auf Sittlichkeit geschieht. Bey Gelegenheit eines andern Aufsatzes künftig hiervon etwas mehr!

Das

Das Stück an sich selbst hat mit unter gute Bemerkungen, nur sind sie oft in zu viele Worte eingewindelt, oder der Ausdruck ist so halb, daß sie nur noch im Embryo daliegen. — Wozu absterben macht — verlieren macht? u. s. w. Gallicismen, die wir durch andre Ausdrücke sehr gut vermeiden können!

Die Geschichte veranlaßt zu der traurigen Reflexion, wie so oft menschliche Gerechtigkeit und göttliche im Widerspruch sind, weil die erste bloß die äußerliche Handlung richtet, und die letzte ohne Zweifel die ganze Reihe vorbereitender unwillkührlicher Ursachen mit in Betrachtung zieht. Zuweilen ist es unvermeidlich, aber in den meisten Fällen liegt die Schuld an der überspannten Strenge der Gesetze, die am Ende allemal in Gelderpressungen ausartet, das Laster nicht vermindert, zu andern Verbrechen verleitet, und also sehr ungerecht ist, indem sie zu gerecht seyn will. Auf solche legale hergebrachte Grausamkeiten sollten die Dichter ihr Augenmerk richten, wenn sie Volksdichter, das heißt, solche seyn wollen, die auf das wahre Beste des Ganzen Einfluß haben. Der Dichter kann in so einem Fall ungleich mehr ausrichten, als der abhandelnde Gelehrte: je tiefer dieser in die Sache hineingeht, desto weniger wird er gelesen. Der Dichter hingegen findet durch seine Versinnlichung leichter und allgemeiner Zutritt, und die Erzählung eines oder etlicher erdichteter Fälle — vorausgesetzt daß sie nicht im mindesten romantisch, sondern wahre veredelte Natur sind — wirkt tausendmal bes-

ser

ser bey gewissen Leuten, als der bündigste Beweis. Dieß sey also ins künftige eure Provinz, ihr seynwollenden Volksdichter! Was sollen uns eure Ammengeschichten, Gespensterhistorien, oder die Abentheuer und Liebesschwachheiten eines alten Ritters und einer herzlich bekümmerten adelichen Jungfrau, die hübsch und erbaulich gewesen seyn mag anno salutis 1300. Malt Grausamkeiten, Misbräuche, Laster und Verbrechen, zu welchen die herrschende Religion oder die Strenge, der Eigensinn und das Naturwidrige mancher Gesetzgebung unmittelbaren Anlaß geben! Man wird um eurer Erzählung oder euers Gedichts willen freilich nicht gleich Gesetz und Religion umschmelzen: aber ihr werft dadurch ein Etwas in die Masse der allgemeinen Denkungsart, das allmählich eine Gährung verursacht und zuletzt, obgleich durch einen sehr weiten Zwischenraum, Verbesserung veranlaßt. So seyd ihr wirkliche Volksdichter — denn ihr habt Einfluß in das Beste des Ganzen — itzt seyd ihr nur Dichter für das Volk, gemacht ad captandam plebeculam. Da ist Thatkraft mit Verstand zu zeigen. Thatkraft ohne Verstand ist die Tapferkeit der Knaben, die Soldaten spielen. — Ich wollte, daß Hr. Lenz seiner Erzählung eine Wendung zu diesem Zwecke gegeben hätte.

5) In diesem ganzen Schreiben ist der letzte Versikel unstreitig eine große Wahrheit — Ihr schalsten unter allen, ihr Apostel der Empfindsamkeit! (S. 161.) Im übrigen kann man dem Städtlein des Verf. sehr gern seine Einfalt, Armuth,

muth, Unwissenheit und dergleichen gönnen: nur ist es ein wenig unbegreiflich, wie zu Leuten, die so grämlich gegen die Fremden thun, keinen Buchhandel leiden, (S. 157.) sich mit ihrer Dummheit und einem Paar breternen Thoren wider auswärtige Klugheit und auswärtiges Laster verschließen, und so arm sind, schöne Geister und schöngeisterische Schriften kommen, besonders da niemand als der wohlehrsame Herr Bürgermeister studirt. Die Verderbniß des Städtleins ist also wohl nur aus der Luft geschöpft, um jemandem weh zu thun; und so habe ich dann Nichts dawider, wiel es meine Sache nicht ist.

April.

4) Geschichte ist allerdings eins von den Hülfsmitteln zur Menschenkenntniß: auch ist wahre Geschichte (S. 340.) zu diesem Behufe besser, als erdichtete, nur mit Einschränkungen! Es kömmt hier auf den Mann an, der sie schrieb, die Art, wie er sie behandelte, und das Volk, welches sie angeht. Wollte der Geschichtschreiber bloß eine Reihe Fakta und merkwürdige Namen aufbewahren, so ist seine Geschichte, troz ihrer Wahrheit, unfruchtbar für die Menschenkenntniß. Eutropius oder Vellejus wird uns nicht sonderlich weiter darinne bringen: in dem nämlichen Falle befinden sich alle historische Bücher des alten Testaments: sie sind Chroniken, die Fakta und Namen aufbewahren. — Ist der Geschichtschreiber der einzige, von dem wir die Geschichte lernen, und selbst ein schlechter Menschenforscher

forscher gewesen, so begreife ich nicht, wie wir, die wir nichts weiter wissen, als was er uns berichtet, (ebend.) ihn in dem Gemälde übertreffen können. Wenn ein Maler aus Moses Zeiten mit groben Pinsel seinen Kopf hinterlassen hätte, aber ohne Nase oder ohne Augenbraunen, so könnte Graff unmöglich ihn im Ausmalen der wahrhaften Nase übertreffen: er gäbe dem Kopfe vielleicht eine schönere Nase, als Moses gehabt hat, aber er müßte noch mehr als Graff seyn, wenn er die rechte Nase treffen wollte. Wie wollen wir nach einigen tausend Jahren einen Charakter zeichnen, wenn der Mann, der uns die Züge dazu leiht, selbst nicht tief in ihn drang und nur die gröbsten Umrisse davon flüchtig hinwarf? Wie sollen wir in einem ganz andern Zustande der Gesellschaft und der Menschheit die fehlenden Züge ersetzen oder auch nur ähnliche erfinden? Eine solche Zeichnung wird allemal ein griechischer Apoll mit einer Cremoneser Geige. — Auf den gesellschaftlichen Zustand eines Volks kömmt bey der Charakteristik ungemein viel an: und wenn man daher Griechen und Römer merkwürdiger für sie findet, als die Juden, so geschicht es nicht aus Vorurtheil (S. 342.) oder um der Namen willen, sondern weil jene beiden Völker in einem vollkommnern Zustande der Gesellschaft und der Menschheit waren, weil bey ihnen eine größre Summe menschlicher Kräfte entwickelt und in Thätigkeit gesetzt wurde: daher so ein unendlicher Reichthum an Charakteren unter jenen Völkern! Die Juden blieben im Stande der Wildheit

fast

fast so weit ihre Geschichte reicht: daher die grosse Einförmigkeit in ihren Charakteren! Unversöhnliche Grausamkeit gegen Feinde, blinder Eifer für die sinnlichste Religion, unumschränktes Vertrauen auf die Götter, die man gewählt oder geerbt hat, Sucht nach Kriegen, und wenn diese fehlen, nach Empörung, sind die Bestandtheile eines jeden: wer einen Huronen kennt, kennt sie alle. Man wird über diese Zusammenstellung der Juden und Huronen ungehalten werden: die Ursache, warum man es werden kann, ist auch eine Ursache, warum eine Charakteristik derselben schief ausfallen muß. Weil die Bücher des A. T. kanonische Bücher und in so grosse Verbindung mit der christlichen Religion gesetzt worden sind, deswegen betrachtet man alle darinne aufgestellte Personen unter einem Limbus von Heiligkeit, schiebt ihnen eine ganz andre Denkungsart und ihren Lastern und Tugenden ganz andre Bewegungsgründe unter, und malt sie nothwendig im falschen Lichte. Soll die Charakterzeichnung richtig ausfallen, so muß sie von einem Philosophen geschehen, der sie bloß als Menschen in einem gewissen Zustande der Gesellschaft und der Menschheit betrachtet — mit dem nämlichen Blicke, womit er Mexikaner, Huronen, Irokesen u. s. w. ansieht, — und ihre Tugenden und Laster, ihre Art zu denken, empfinden, und handeln nicht nach unserer Moral, sondern in Rücksicht auf jenen doppelten Zustaud beurtheilet. Der Menschenkenner muß sich von allen religiösen, politischen und moralischen Partialbegriffen losmachen, und dann

Welt

Welt und Menschen in Rücksicht auf Zeit, Ort und Zustand beschauen: wer dieß bey den Juden kann und wagt, der vermag — alle übrige Fähigkeiten vorausgesetzt — uns eine richtige Charakteristik derselben zu liefern. Wer hat übrigens wohl gezweifelt, daß die Geschichte der Juden ein Theil von der Geschichte der Menschheit ist? Sie ist es, aber nur alsdann, wenn man sie völlig wie römische und griechische Geschichte behandeln darf.

May.

5) Da Herr Wunderlich ein Liebhaber von Instanzen ist, so will ich ihm auch eine vorlegen. Wenn ein Naturkündiger alle Klassifikation der Pflanzen verwerfen und sagen wollte: ich kenne nur Ein Gewächs; und das heißt Pflanze. Was gehn mich Zwiebelgewächse, Samengewächse und dergleichen Plunder an? — hätte der Mann wohl Recht?

Was dem Naturkündiger die Pflanzen sind, das sind dem Theorienschreiber die Produkte der Imagination und des Witzes — vorhandne Werke, die er klassificirt. So klassificirte Aristoteles die damals vorhandenen Schauspiele, wie Theophrast die damals ihm bekannten Pflanzen, Batteux oder andre Theorienschreiber nach ihm thaten ein Gleiches. Wenn die Naturkündiger eine so große Menge neuer Pflanzen haben kennen lernen, daß ihnen die alte Eintheilungsart unzulänglich scheint, so machen sie eine neue: existirt eine so große Anzahl von Arten dramatischer Produkte, daß eine neue Klassifi-

kation nöthig scheint — wohl! so mache man sie! Ob die bisher gewöhnliche Eintheilung unzulänglich ist? oder ob man gar keine Eintheilung machen muß? — das sind zwo höchstverschiedene Fragen; und man müßte mehr als wunderlich seyn, wenn man die erste nicht bejahen, und die letzte nicht verneinen wollte.

Der Fehler liegt nicht darinne, daß man das Schauspiel eintheilte, sondern, daß man seine oder eines Andern Eintheilung für das non plus ultra der dramatischen Kunst ansahe, daß man den Dichter auf die wenigen Arten, menschliche Charakter und Handlungen zu behandeln, einschränken wollte, die dem Eintheiler bekannt waren. Der Geist des Dichters ist der Schöpfer: er schafft nach seinen Antrieben, und befolgt bey seiner Arbeit die Regeln, die ihm die Natur und der verlangte Effekt seines Werks vorschreibt. Seine Werke sind da: nun kömmt der Philosoph; ordnet sie in Klassen und Gattungen, abstrahirt die Mittel, welche jener brauchte, um diesen oder jenen Effekt hervorzubringen, und schließt nach der Analogie, wer einen ähnlichen Effekt hervorbringen will, gebrauche ein ähnliches Mittel: dieß legt er als eine Regel für denjenigen nieder, der in der Zukunft ein Werk von dieser Gattung liefern will, nicht um ihn durch ein eisernes Gesetz zu binden, sondern um ihm einen Wink, einen Rath zu geben. Ein solcher Theorienmacher ertheilte z. E. die Warnung, nie von starken tragischen Affekten zu starken komischen überzugehen, und also in jedem Schauspiele die Einheit

der Empfindungen zu beobachten: seine Regel, sein Rath, oder wie mans nennen will, ist richtig; denn sie gründet sich unmittelbar auf das Gesetz der Stetigkeit in unsern Empfindungen, weil alles in der menschlichen Seele auf die Association der Ideen und Empfindungen ankömmt, und da zwischen starken tragischen und komischen Bildern und Empfindungen die Associationen sehr schwach sind, so fühlen wir das Unangenehme bey einem solchen schnellen Sprunge, das uns Mangel an Stetigkeit und Zusammenhang allemal fühlen läßt: schwache Association schwächt die Empfindung. Ein Mann, der die Regel so ohne Bestimmtheit, wie Hr. Wunderlich ausdrückte, hätte freilich Unrecht: denn es kömmt hier alles auf den Grad des Komischen und Tragischen an, ob dieser eine schwache oder starke Association in der Seele zuläßt. Auch scheint er den Begriff des Komischen nicht recht gepackt zu haben. Lachen und Weinen ist an sich weder komisch noch tragisch, es ist bey den handelnden Personen nur Mittel, einen komischen oder tragischen Effekt auf den Zuschauer zu thun, es beruht auf der Situation, in welcher sie es thun, ob einer oder der andre Effekt geschehen soll. Die handelnden Personen können wohl im Trauerspiel lachen und im Lustspiel weinen, aber der Zuschauer soll gerade das Gegentheil thun. Ohne den Teufel herbeyzurufen, wie der Verfasser, denke man sich nur einen Menschen, der eben, von unwillkührlichen Ursachen gedrungen, den Mord seines Sohnes begangen hat, und itzt von den Furien des Gewissens und verzweiflen-

der Reue aus der Täuschung der Leidenschaft, in welcher er ihn that, aufgeweckt wird: versteinert, unbewegt, mit starren Augen steht er da und flucht sich lachend, aber sein Lachen ist ein holes, tiefes, schauerndes Lachen, das dem Zuschauer die Haare zu Berge stehn. — Ein schwacher Mann, den der Tod von einer bösen Frau erlöst hat, weint jeden Augenblick kläglich um sie: — jeder Zuschauer wird über ihn lachen.

Die Regel ist also: Laß deine Personen so handeln und sprechen, daß nie in der Reihenfolge der bey dem Zuschauer erregten Empfindungen und Vorstellungen ein Sprung geschieht und eine schwache Association statt findet. — Wer könnte eines Theorienmachers hierüber spotten, wenn er nicht wollte moqueur moqué seyn? —

Darauf folgt des nämlichen Hrn. Wunderlichs Herzensausguß über Volkspoesie. Wir wollen diesen warmen Herzensausguß mit kaltem Verstande ansehn: denn Sachen der Theorie sind Sachen des Nachdenkens; und so viel ich weiß, denkt man gewöhnlich nicht mit dem Herze.

a) Was ist Volkspoesie? — Entweder solche, die alle Individuen eines Volks, ihr Stand, die Kultur ihres Kopfs und ihres Herzens mag noch so verschieden seyn, gleich stark interessirt, vergnügt, und also von allen verstanden und empfunden wird: oder solche, die nur die weniger polirten, ungelehrten und geringen Klassen ergötzt.

b) Ist in dem ersten Sinne Volkspoesie möglich? — Nein! das Warum soll auf dem Tritte

nach-

nachfolgen. — Das Vergnügen der Poesie besteht darinne, daß in der Seele des Lesers ähnliche Associationen sinnlicher Ideen und Empfindungen liegen wie bey dem Dichter, die dieser durch seine Worte aufweckt und belebt. Verschiedene Fassungskraft der Imagination, verschiedene Kenntnisse, verschiedene Associationen der Ideen und Empfindungen, verschiedene Farbe des Denkens und Empfindens, entzweyt Dichter und Leser: so viele Klassen von totalen Verschiedenheiten in dem lesenden Publiko, so viele Klassen von Dichtern sind nöthig. Ein jeder hat sein eignes Publikum, welches aus Leuten besteht, die mit ihm homogen denken und empfinden, und in ihrer extensiven und intensiven Kraft nicht unter ihm sind: dieß ist Vergleichungsweise für ihn, was die unsichtbare Kirche Christi auf Erden in der Religion ist. Für die nächst daran stoßenden Klassen gehört er nur in den Stellen, wo er mit ihnen gleich ist. Das sind alles auf Erfahrung und die Natur der Sache gegründete Wahrheiten.

Aber wie? wenn nun Dichter existirt hätten, die eine ganze Nation verstund, las und bewunderte? — Ich möchte sie sehen. — „Homer, Ossian.“ — Den Ossian bitte ich zuförderst aus dem Spiele zu lassen, nachdem Hume und Johnson es so problematisch gemacht haben, ob wir den wirklichen Ossian haben. Aber ein Wörtchen über den Homer! Homers nächstes Publikum war ganz ein andres Ding, als das unsre: besser, will ich gerade nicht sagen, aber seine Mitglieder waren sich

gleicher: der König und der gemeine Soldat hatten so ziemlich einerley Ideen, einerley Horizont: ein bischen Thätigkeit, ein bischen Verschmiztheit mehr machte den ganzen Unterschied. Sagt man nun oben drein einem solchen Publico Sachen, die alle interessiren, geläufige Ideen in der simpelsten Sprache, dann ist es keine Kunst, Volksdichter in jenem Sinne zu seyn. — Wie sich das griechische Publikum änderte, da Kenntnisse dazu gehörten, ihn zu verstehen, da seine Geschichte weniger interessirte, da verminderte sich auch sein Publikum. Wir bilden uns nur in der Entfernung ein, daß kein Grieche den Homer nicht entweder auswendig wußte oder las: das letzte konnten nur Reiche, und geschah nur von Leuten, die sich die Mühe nicht verdrießen lassen, eine Sache zu lesen, wozu man Kenntnisse braucht: das Auswendiglernen muß doch schon zu Pisistratus Zeiten so arg nicht gewesen seyn, weil ihn dieser von der Vergessenheit gerettet hat. Die ganze Sache lief also wohl darauf hinaus, daß der größte Theil der Griechen den Namen Homer kannte, und hie und da Jemand ein oder ein paar Verschen auswendig wußte: ich kenne kein Zeugniß der Alten, das dieser Behauptung widerspricht. Man setze noch hinzu, daß er die Quelle der ältesten Religionsgeschichte, gleichsam ein kanonisches Buch war, und man kann sich gar nicht wundern, daß es mit ihm ein wenig anders stund, als mit unsern Dichtern.

Das Resultat ist also: Volkspoesie in dem angeführten Sinne ist unter uns nicht möglich, wegen

gen der großen Ungleichheit unter den Mitgliedern unsers Publikums, weil nichts von ganz allgemeinem Interesse für uns da ist. — Die Religion ausgenommen.

c) Ob Volkspoesie in dem andern Sinne möglich ist, bedarf gar keiner Frage: unsre Kirchenlieder zum Theil, die Gassenhauer der Handwerkspurschen und der feyne kleyne Almanach beweisen es sattsam.

Herr Wunderlich schwankt ein wenig zwischen diesen beiden Bedeutungen; doch sieht man wohl, daß er unser Publiknm in zwey Klassen abtheilen will, in die Gelehrten und das Volk. Sehr gut ist diese Abtheilung nicht: denn wenn Gelehrte nur solche seyn sollen, die studirt haben, so möchte wohl der größte Theil unter diesen der gelehrten Dichtkunst einen großen Defekt in der Rechnung machen, und aus dem übrigen Volke möchten wieder viele über die Gränzen der Volkspoesie hinüberspringen. Es ist fast keine Klassifikation der Leser möglich, weil die Gränzen der Fähigkeiten, von welchen sie hergenommen werden müßte, nicht fest zu bestimmen sind: und also auch keine Klassifikation der Poesie in dieser Rücksicht.

Will nun jemand für die an Seelenkraft und Kenntniß niedrige Klasse der Leser arbeiten: wohl! wer wirds ihm wehren? — Aber wenn der wunderliche Mann hintritt und uns bereden will, daß seine Poesie die einzige Poesie ist: dann, dann haben wir andern Leute auch darein zu sprechen.

Lyrisches und episches Gedicht nur für wahre Poesie erkennen wollen, ist Wortspielerey, mehr

F 4 pedan-

pedantische Kleineley als sich die Theorienmacher jemals haben zu Schulden kommen lassen. Ich lege auf eine Seite Popens Essay on Man, auf die andre Lenardo und Blandine, (S. 451.) und frage: welches ist mehr Poesie? das heißt, wo ist ein größrer Aufwand dichterischer Talente? Sollten Virgils Georgika an Imagination nicht einen ganzen Ballen Romanzen, Balladen und Volkslieder aufwägen? Da in der menschlichen Vorstellungskraft zweyerley Arten von Ideen sind — sinnliche und intellektuelle: warum sollte der Mann nicht eben so sehr Dichter seyn, der intellektuelle Ideen durch seine Einbildungskraft versinnlicht, als der sinnliche Ideen sinnlich vorträgt? zu jenem gehört im Grunde mehr Seelenkraft. Doch beym Zevs! wozu laß ich mich nun verleiten, etwas Handgreifliches zu beweisen?

d) Es ist noch ein Punkt zu erörtern übrig. Mag also die Poesie für die niedrige Gattung der Leser Volkspoesie heißen, wenn es seyn soll: wie wäre sie bey uns in Ansehung des Gegenstandes und des Tons einzurichten? — Soll der Gegenstand Ammengeschichtchen, Gespensterhistorien, Ritteranekdoten seyn? Soll der Ton ein Zwischending von abgelebtem und modernem Deutsch seyn, mit Provinzialwörtern und Sprachschnitzern ausgepuzt? ein altes Kirchenstück mit neuen italiänischen Schnörkeln ausgeflickt? — Ich dächte, das wäre weder etwas Ganzes, noch etwas Halbes, und eben auch nicht nöthig, um unsre Herzen und Ohren gewaltig zu erschüttern. Da noch Gespenster

und

und Ritter in der Welt waren, da man noch den Accusativ hinter den Infinitiv allgemein setzte und so einfältiglich und wonniglich daher sprach, da wars Zeit zu diesen Herrlichkeiten: aber itzt? — Am besten, man läßt den Plunder in den Spinnstuben, und unter den Dorflinden: oder wenn man ein wirklicher Wohlthäter auch für die Spinnstuben seyn wollte, so gäbe man den armen Leuten etwas in die Hände, das ihren Hang zu solchen Fratzen verminderte. Ein gut versificirtes Rittergeschichtchen, eine Romanze ist allerdings sehr angenehm zu lesen, ein Zeitvertreib, auch zum Spaß eine Gespensterhistorie; aber wenn man durch sie die ganze Nation in Zittern uud Beben vesetzen und eine totale Revolution in der ganzen Dichterwelt bewirken will, dann möchte man fragen, wie der Franzose, dem ein Schauspieldichter bey der Aufführung seines Stücks eine Erschütterung durch Mark und Bein verkündigt hatte: als das Stück geendigt war, so sagte er ganz kaltblütig zu dem Dichter: à propos, Monsieur, Vous avez promis de me toucher.

Ueberhaupt ist die ganze Rührung, Erschütterung und Herzenbändigung der Dichter eine schöne Grille und mit so viel Selbsttäuschung verbunden, daß ich nicht gern davon reden mag. Nur Eine Frage! Wann ist denn der Zauberstab des Epos so außerordentlich mächtig gewesen? Bey den Exempeln, die man mir anführen könnte, unterscheide man nur sorgfältig die Wirkung des Dichters und die Wirkung der Sache und der Nebenumstände. Wenn die Griechen durch einen trocknen

nen Vers aus Homers Schifskatalogns zur Tapferkeit bey Salamin ermuntert werden, so ist das entweder Fabel oder Wirkung der Sache: noch itzt wird der Hurone mit unverständlichen Worten, in einem holen Tone gesprochen, mit stärkerm Muthe belebt, als ein Heer durch einen ramlerischen Schlachtgesang: ist darum jenes mehr Poesie als dieses? — Es ist Wirkung eines Nebenumstands.

Nächstdem wird uns in unsren Zeiten sehr vielfältig Schuld gegeben, daß wir von der Natur gewichen sind; auch Hr. Wunderlich läßt uns das nicht hingehn. Etwas ist daran: aber diese Naturprediger verwickeln sich nur in ihren eignen Ideen. Sie bilden sich ein, daß rohe unkultivirte niedrige Natur allein Natur ist. In der Dichtkunst ist alles Natur, was der wirklichen Welt, vom Kaiser bis zum niedrigsten Bettler, so ähnlich sieht, als ein gutes Porträt dem Originale: es ist schöner als das wirkliche Gesicht, und doch so ähnlich, daß mans für kein andres erkennt. Ist denn in der richtigen Zeichnung eines unschuldigen Bauermädchens mehr poetische Natur, als in der eben so richtigen Zeichnung eines Petimaitre aus Versailles? Die ganze Sache ist nichts als eine Vermischung desjenigen, was man im gemeinen Leben Natur nennt, mit dem, was in der Poesie Natur ist, und dann deklamirt man, als wenn dieses und jenes eins wäre.

Nachdem nun Hr. Wunderlich geschimpft und geschmäht und das ganze Reich der Poesie mit einer

Zer-

Zerstörung Jerusalems bedroht hat, daß mir fast bange ward, es möchte kein Stein auf dem andern bleiben — was ist das Resultat? — Daß es nicht übel wäre, unsre alten schlechten und rechten Lieder aus der mündlichen Tradition aufzusammeln; daß es nicht übel wäre, auch Leute von gemeinen Fähigkeiten mit Liedern und Erzählungen zu versorgen, und das es das non plus ultra der Poesie wäre, Verse zu machen, die der größte Kopf bis zu dem schlechtesten Dummkopfe mit gleichem Interesse, Vergnügen und Beyfalle läse. — Ein non plus ultra, das nicht möglich ist! und das beklage ich von ganzem Herzen.

Wenns das nur ist! Wie doch manche Leute ihr Vergnügen daran finden können, andre ehrliche Menschenkinder unnöthiger Weise zu erschrecken!

Nachschrift. Ist der rasende Roland und die Feenkönigin auch Natur? (S. 448.)

6) Lenardo und Blandine ist, einige unnöthige Sprachbeleidigungen und Provinzialwörter ausgenommen, in seiner Art vortreflich.

L.

III.

Nöthige Erläuterungen über des Hrn. von H. Recension vom 2ten, 3ten und 4ten Theile von C. G. von Murr Journal

nal zur Kunstgeschichte, und zur allgemeinen Litteratur; im 20. und 21sten Bande der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften. (*)

20 B. S. 41.

Sandrat hat niemals daran gedacht, diplomatische Untersuchungen anzustellen, noch weniger hätte er diese älteste Bürgerbücher durchsehen können, von denen Niemand bisher etwas wußte. Wie kann Hr. v. H. sagen, daß sie niemals versteckt gewesen, und daß sich andere Gelehrte bereits derselben zu ihrem Vorhaben bedienet hätten? Er nenne mir doch nur einen einzigen!

S. 42. Die Melchior Ayrerische (nicht Ayersche) Kunstsammlung wurde nach dem Tode dessen Eidams, des Consulenten Simon Clüpers, 1596. ein-

(*) Da wir eine freye Untersuchung der Wahrheit und Unpartheylichkeit uns zum Grundgesetze bey unserer Bibliothek gemacht haben, so haben wir kein Bedenken getragen, obige Erläuterungen des Hrn. von Murr gegen die Recension seines Journals auf sein Verlangen ein zu rücken. Der Hr. v. H. als Recensent desselbigen, hat solches auch sehr gebilliget. „Ich überlasse, sagt er, das Urtheil darüber dem Kenner, und an den Nichtkennern ist weiter nichts gelegen, weil sie nichts entscheiden werden.“ Nur ein Paar Anmerkungen hat er bey ein Paar Stellen, uns mitgetheilet, die wir unsern Lesern aus seinem Briefe ebenfalls nicht vorenthalten wollen.

einzeln verkaufet, und also zehn Jahre vor Sandrarts Geburt. Aus dieser sind im praunischen Cabinette viele alte Kupferstiche, insonderheit die Dürerische Sammlung, die aber auch vieles von der Wenzel Jamizerischen in sich faßt, aus der Hr. Paul von Praun sehr viel kaufte. Melchior Ayrer ward 1520 geboren; wie kann doch Hr. Recensent sagen, er habe mit Dürern in Freundschaft gelebet?

S. 45. Lapicida und Steinmetz bedeutete allerdings Bildhauer. Beyde Namen führte noch 1490 Adam Kraft.

Wenn Sandrart (Akad. II. Th. III. B. S. 230) schreibt, „Veit Stoß sey nicht allein ein Bildhauer, sondern auch des Reißens, Kupferstechens und Malens kundig gewesen,“ so folgt daraus noch lange nicht, daß er zugleich ein Kupferstecher gewesen sey, noch weniger aber, daß er sein von mir beygebrachtes Bildniß selbst gestochen habe.

S. 47. erklärt er sich aufs neue gegen Papillons Holzschnitte vom Grafen und der Gräfinn Cunio 1285. Allein ich glaube, es ist besser hierinn so lange zu schweigen, bis man aus Italien (welches bald geschehen wird) nähere Aufklärungen erhält, So viel ist richtig, daß es äußerst ungerecht wäre, den ehrlichen Hrn. Papillon in Dingen, die er sah, und las, einen Lügner zu heißen. Die Namen Greder (nicht Grebler) und Spirchtvel sind noch in der Schweiz bekannt, und da könnte man wohl gar das corpus delicti selbst ausfündig machen.

S. 48. Habe ich denn nicht Th. II. S. 98. diplomatisch erwiesen, daß schon zwischen 1380. und

und 1384 der Name Carten gebräuchlich war? daß der Name Briefmaler neuer sey, beweisen unsre Bürgerbücher, worinn vor 1477 nie Briefmaler vorkommen. Sie hießen vorher Kartenmaler. Daß der Name Carten ausländisch sey, beweiset hier gar nichts. Denn sie hießen ja 1384 auch schon Karten.

S. 48. Ich wundere mich, daß Hr. v. H. nicht besser in der Geschichte des Papiers bewandert ist. Er lese nur, was ich im 5ten Theile meines Journals, S. 133. schrieb, wo ich das Zeugniß Casiri (Bibl. Arab. Hisp. Escor. T. II. p. 9.) beybrachte, daß die Araber schon 706. das Cotton- oder Baumwollen-Papier hatten. Montfaucon (Palaeograph. graec. p18 u. f.) führet Diplomen aus dem XI. Jahrhunderte darauf an. Auch die Stelle Petri Cluniacensis (Tract. contra Iudaeos, cap. 5.) ist von Baumwollen-Papier zu verstehen. Ich muß lachen, daß Hr. v. H. wegen der von mir im Archive aufgefundenen zwey Papierblätter vom Jahr 1319. einen sicherern Beweis fordert, und schreibt: „Ich kann auf ein „1776 fabricirtes Papier die römischen Consules „schreiben, und das Blatt an ein altes Manuscript „binden lassen.“ Aber auch allen Schein eines Einwurfes zu zernichten, habe ich im 5ten Theile meines Journals auf einer Kupfertafel die gleichzeitige so wohl als ältere Schriften geliefert. Ferner wird Hr. v. H. auf der 2ten Kupfertafel meiner Merkwürdigkeiten Nürnbergs die Schrift eines Manuscripts das ich auf dem ältesten Lumpenpapiere besitze, finden,

um

und gerne glauben, wenn er diplomatische Kenntnisse hat, daß sie aus der erstern Hälfte des XIV. Jahrhunderts ist. Diese Handschrift ist in einem Bande anderer medicinischen Tractate vom Jahr 1470. Sie enthält Mag. Ioh. de Parma Practicam extractam a Mesue. Diese Practica ist nicht gedruckt vorhanden. Der sel. Hr. v. Haller führet im 1 Th. seiner Biblioth. med. pract. p. 452. eine Handschrift aus der Turinischen Bibliothek davon an. Die meinige ist aus der Thomasiussischen Büchersammlung, und enthält noch Mondini, Thaddei Florentini, Giraldi, Galeni, Petri Hispani und Auerois Tractate auf 20 Folio-Blättern. Das Papier ist bräunlich, ohne Zeichen, und ganz sicher in Italien geschrieben: Es ist so dick und geglättet, daß man es dem ersten Ansehen nach für Pergament hält. In meinem chronologischen Verzeichnisse derer von Deutschen, insonderheit Nürnbergern, erfundenen Künste im XIII. XIV. u. f. Jahrhunderten, das ich meinen nürnbergischen Merkwürdigkeiten beydrucken lasse, habe ich eine Schriftprobe gegeben, und unwidersprechlich dargethan, daß die eigentliche Erfindung des Papiers einem Trevisaner Pace da Fabiano zuzuschreiben ist. Noch 1390 ließ man Franz de Marchia, Marco seinen Bruder, und seinen Knecht aus Italien, als Papiermacher, nach Nürnberg kommen, zur ersten Papiermühle daselbst, wovon ich den Beweis im 5ten Theil meines Journals, S. 137. f. gegeben habe.

S. 53. Ich habe ja auch den ältern Pleydenwurf, der Hanns hieß, und ein Maler genannt wird, schon unter dem J. 1458 angezeiget.

S. 54. Da Sebastian Münster Cosmograph. L. III. c. 159. ausdrücklich Iohannem Medimbach als adiutores Johann Gutenbergs nennt, wie ich S. 116. sagte, so konnte ich ja S. 139. mit Recht ihm Antheil an den Anfangsbuchstaben des Psalterii vom Jahr 1457. nehmen lassen, weil er ein Formschneider war.

S. 54. Ich führte ausdrücklich aus dem alten Katalog der Karthäuserbibliothek an, das Liber Similitudinis da war, folglich auch mit in die Stadtbibliothek kam, so wie die ars moriendi, welche auch die Karthäuser hatten.

S. 56. Wo habe ich denn gesagt, daß die von S. 141 — 149 angeführte Formschneider in Nürnberg waren? Wegen des Meisters mit den Pilgerstäben habe ich im 4ten Theile, S. 53. u. f. genug entscheidendes beygebracht, so auch im 5ten Th. S. 17, und S. 26 habe ich Hrn. Prof. d'Annone Entdeckung wegen Urs Grafs gemeldet, auch im 6ten Theil S. 34 bereichert.

S. 237. *) Domenico Maria Manni hat in seinen Anmerkungen zu der notizia de' Profes-

*) Das Document, von dem Dom. Mar. Manni vorgibt, daß aus selbigem zu ersehn, wasmaßen Maso Finiguerra schon 1424 gestorben, handelt entweder von einem andern Maso, oder Hr. Manni hat

fessori del Disegno des Baldinucci (T. IV. p. 2.) ein Document vom J. 1424. angeführt, aus welchem erhellet, daß Maso Finiguerra schon damals todt war, folglich Vasari sehr irret, der ihn um 1460 leben läßt, so wie Baldinucci 1450. Dieser Umstand vermehret die Aechtheit des von mir entdeckten Blattes mit der Jahrzahl 1440. Der Ausdruck geschrotene Arbeit sagt nichts anders, als grobe Arbeit, so wie man noch sagt, geschroten Brod ꝛc.

S. 240. Daß nicht alles, was schlecht ist, auch alt seyn müsse, weis ich so gut, als Hr. v. Heinecke. Wie kann er sagen, das Blatt, das man gemeiniglich Xantippe und Sokrates nennet, wäre in die Zeiten nach Albrecht Dürer zu setzen? Ich habe vor kurzem die alte Copey des Matthäus Zagel oder Zasinger, der zu München lebte, M Z selbst besessen, und sie einem großen auswärtigen Kenner zukommen lassen.

S. 243.

hat statt 1524. 1424. gelesen. Wir haben auf solche Art Bücher die in dergleichen Alter gedruckt seyn sollen, die auch so gar dergleichen Jahrzahl haben und doch sind solche weit neuer gedruckt. Es ist nicht Vasari allein, der von dem Zeitalter des Finiguerra schreibt, sondern verschiedene andere alte Geschichtschreiber ebenfalls, hiezu kommen die Zeitgenossen der Finiguerra und verschiedene andre Umstände, welche beyzubringen zu weitläuftig seyn würden, die man aber alle in des verstorbnen Mariette Briefen, so den Lettere pittoriche einverleibet sind, findet. v. H.

S. 243. Der sel. Knorr hat Ehre genug von seinen Kunstnachrichten. Hr. v. Heinecke muß ihn nicht bloß als Kupferkenner betrachten. Knorr hat als Naturforscher höhere Verdienste

S. 247. Von diesen, vom Hrn. v. H. angeführten Blättern läßet sich nichts Bestimmtes sagen, als bis man sie sieht. Ich habe ja nur einen Versuch geschrieben.

S. 349. Paul Behaim, der 1618 lebt, kann unmöglich N. Mair 1499 persönlich gekannt haben

S. 250. Wenn ich von den andern Meistern, die auch im 15ten Seculo lebten, hätte reden wollen, so würde ich kein Journal, sondern ein Buch von etlichen Bänden habe schreiben müssen.

S. 252. Eben so wenig hätte es sich thun lassen, die vielen wälschen Meister anzuführen, die zu Anfange des 16ten Jahrhunderts lebten.

Ich habe ja S. 250 ausdrücklich der Erfindung der schwarzen Kunst, im J. 1643 erwähnet.

Hr. von H. urtheilet sehr unbillig. Ich gab die Hand, und er verlanget den ganzen Arm. Ich wollte einen Versuch der Kupferstecherkunst überhaupt, nicht ihrer Schulen und Epochen liefern. Zu den Epochen der Farbenabdrücke setze ich noch hinzu, daß Herkules Zegers um 1660 die Kunst erfand, Landschaften mit Farben auf Papier abzudrucken, daß Gautier, Schweikart, le Prince und Prestel die so genannte gewaschene Manier (in acqua tinta) zur Vollkommenheit brachten; daß Joh. Karl François († 1769) Magny, und der

der ältere Desmarteaux einander die Erfindung der Röthel- und Kreidenmanier streitig machtet, und daß es Magny eigentlich gewesen, der 1756. bequeme Werkzeuge von Stahl erfand, die gelinden Schrafierungen der Handrisse in schwarzer oder rother Kreide genauer nachzuahmen.

Im 21sten Bande, S. 46 beschuldigte mich Hr. v. H. ich habe es als eine Gewißheit ausgegeben, daß der alte Israel von Mecheln in Kupfer gestochen habe, daß es mir aber unmöglich scheine, er habe 1437 schon gearbeitet. Ich redete vom Sohne, nicht vom Vater, denn diesem würde es schwer gefallen seyn, ein solches Stück in Kupfer zu stechen. Der Sohn der noch 1502 lebte, konnte doch gewiß 1437 noch nicht Kupferstiche nach Gemälden verfertigen.

S. 47. Bey Gelegenheit der burgmairischen Holzschnitte zum weißen Kunig, mache ich hier eine allen Freunden der Kunst gewiß angenehme Nachricht bekannt. Es meldete mir nämlich mein werther Freund, Herr Schloßhauptmann zu Ambras bey Innsbruck am 5 Febr. d. J. daß sich in dem dasigen Kabinette vierzig Holzstöcke von dem großen Triumphe K. Maximilians I. befinden, wovon er einige Abdrücke machen lassen. Sandrart sagt, (Akad. II. Th S. 232) daß Albrecht Dürer an diesen Platten selbst gearbeitet habe, größtentheils aber gehöret dieses Werk seinem wackern Schüler, Hanns Buchmayer, oder Birkmair, und Hieronymus Reschen, der auch Andreä hieß, und zu Nürnberg wohnte, und zu welchem der Kaiser 1517 öfters fuhr, ihn daran arbeiten zu sehen. (s. mein

Journal, 2 Th. S. 159.) Resch starb 1556. Es ist dieses Werk sehr groß gewesen, und muß aus mehr als 100 Holzstücken bestanden haben. Man hat aber davon nie was anders, als einige Probedrucke gesehen, so daß Sandrart schon zu seiner Zeit, nach vielen Nachforschungen schließen mußte, daß der größte Theil dieses Werkes verloren gegangen.

S. 50 nennet Hr. v. Heinecke die cymarische Predigt eine tröstliche. Allein ich habe sie nicht deswegen drucken lassen, daß sich jemand daraus erbaue, sondern, eine Probe dieser bisher den Gelehrten so wenig bekannten Sprache zu geben. Doch dergleichen Dinge sind Hrn. v. H. Sache nicht.

S. 51 mußten ich bey dem Vir eruditissimus lächeln. Was kann ich dafür, daß es der Abschreiber hatte stehen lassen?

S. 56 muß jeder Freund, Kenner und Dilettante erstaunen, wie sich Hr. v. H. an dem Prestelischen Zeichnungswerke versündiget. Wie kann er sagen, daß Hr. Prestel auf schlechte Urbilder gerathen sey? Er führet keinen andern Beweis an, als daß die erste Zeichnung des Correggio nicht von ihm sey. Es ist wahr, die nämliche Vorstellung, wie in der Magdalena zu Dreßden, ist es nicht, aber doch gewiß ein Studium des Correggio. Man weis, daß er zu einem Gemälde oft viele Zeichnungen verfertigte, ja erst ausgeführte Zeichnungen, nachdem er schon das Gemälde selbst angefangen hatte, wovon P. Sebast. Resta in den Lettere sulla Pittura Tomo III, p. 328 Beyspiele anführet,

und

und pag. 338 steht ein Brief des Joseph Bigellini an den P. Resta, wo des Correggio nämliche Zeichnungsmanier, wie sie bey der, in der Praunischen Kunstsammlung ist, beschrieben wird: Il Christo nell' orto è disegnato in carta oscura, contornato a penna, ed ombraggiato, e lumeggiato a chiaroscuro etc. Hr. von Heinecke schreibt wider seine eigene Kenntniß und Ueberzeugung. Wie kann er es doch verantworten, ein so unbilliges, unwahres Urthel über Hrn. Prestels rühmliche Unternehmung zu fällen? Will er N. 3, 4, 6, 9, 10, 11, 12, 17 und 18 nicht den größten Beyfall geben, so muß er vor aller Welt seine Unwissenheit sagen. Um doch auch die Stimme eines großen italiänischen Kenners zu vernehmen, der gewiß mehr Originalzeichnungen der größten Meister sah, als Hr. v. H. will ich eine Stelle aus einem Briefe des Hrn. von Pelli, Oberaufsehers der Großherzoglichen Gallerie zu Florenz, hieher setzen, von 28 Oct. 1776. Il Sig. Prestel lo trovo un bravo Pittore, ed il saggio favoritomi della Collettione di Dissegni del Sig. de Praun, che va pubblicando è una bella cosa. — Hr v. H. beleidiget so gar die Asche des großen Sandrarts, (*) den er für einen Betrüger erkläret,

*) Ich habe zu viel Hochachtung für unsern alten ehrlichen Sandrart, als daß ich ihn einer Betrügerey beschuldigen sollte. Ich habe nur des Hrn. v. Murr Argument, da er sagt: Sandrart habe den Namen Corregio unter die Zeichnung der Mag-

ret; Er soll nämlich Zeichnungen in das Praunische Kabinet verkaufet haben, die doch alle schon 1616 da waren, als der Stifter in Bologna starb, eine Sünde, die er auch am sel. Knorr begieng, und deswegen billig von dessen Erben öffentlich gerüget worden ist. Wie kann Hr. v. H. doch sich beygehen lassen, die Bausische Sammlung auf Kosten der Prestelischen zu loben? Alle unpartheyische Kenner werden Hrn. v. H. widersprechen.

S. 59 sagt der Recensent, ich müsse ganz andere Begriffe von der Litteratur haben, als man sonst gewohnt ist, weil ich sogar die Wissenschaften zur Litteratur rechne. Es wäre mir sehr Leid, wenn ich bloß Kupferstiche kennete, und wenn ich die Litteratur bloß in trockene Bücheranzeigen einschränken müßte. Ich glaube hierinne weiter zu sehen, als Hr. v. H. und er hätte besser gethan, wenn er bey der Litteraturrecension seine Feder niedergelegt hätte.

S. 61. macht es seiner Beurtheilungskraft schlechte Ehre, wenn er von den 2 alten persischem Cylin-

Magdalena, von der wir reden, geschrieben, weil er dessen Hand gut kenne, in Zweifel gezogen; denn ich glaube bis diese Stunde nicht, daß Sandrart, der selbst Zeichner und Maler war, die Marie des Correggio nicht besser hätte kennen sollen. Indeß muß man abermahl die Entscheidung, ob Hr. Prestel Originale oder untergeschobene Zeichnungen zu stechen übernommen, den wahren Kennern, nicht denen die sich für Kenner ausgeben überlassen.

v. H

Cylindere sagt: „Sie zeigen an, daß zu den Zeiten „elende Zeichner in Aegypten und Persien gewesen, „sonderlich ist der zweyte Cylinder gar jämmerlich. „Den hätte ihn der schlechteste Arbeiter in Nürn„berg auch machen können.“

Wahrlich Hr. v. H. muß dieses träumend geschrieben haben. Sind denn diese Cylinder, als Muster guter Zeichnungen angeführet? Sind es denn nicht ganz andere Dinge, die den Werth dieser Sachen bestimmen?

S. 63 urtheilet Hr. v. H. wirklich recht schwach von meinem Versuche, die sinesische Sprache zu einer allgemeinen Schreibesprache (lingua oculorum) vorzuschlagen. Wo in aller Welt hat jemand gesagt, daß man 80000 Charaktere verstehen müsse, um sinesisch zu correspondiren? Dazu sind schon 3000 hinlänglich. „Die größten sinesischen Gelehrten kennen kaum 30000. Man lese meinen Vorschlag, und lege seine Worte daneben, so wird man über seine Beurtheilung lachen, und sagen: Si tacuisses etc.

Ich übergehe alles übrige, wobey ich noch manchen Contrastoß anbringen könnte. Ich wünschte, einem Mann, den ich sehr schätzte, wenn er sich nur nicht durch suffisance so sehr verblenden ließe, nicht in seinem 72sten Jahre hart begegnen zu dürfen. Es wird also auf ihn ankommen, in seinen Urtheilen mehr Gerechtigkeitsliebe und Wahrheit künftig blicken zu lassen.

S. 74 ist es mir lächerlich, wenn von einer vollkommenen Schriftgießerey gefordert wird, daß

alle Schriften in derselben, von der größten, bis zur kleinsten, von einer und eben der Hand eines einzigem Künstlers geschnitten seyn müssen, *) und daß unser Fleischmann, den ganz Europa den Vorzug in der Feinheit der Typen zugestehn mußte, gegen Fournier und Rosart getadelt wird. — Doch jeder hält seine Uhr für die richtigste.

Nürnberg, den 9 März, 1778. C. G. v. Murr.

IV.

C. G. v. Murr Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Litteratur. 5ter Theil Nürnberg. 1777. 8.

Dieser Theil fängt I. mit einer Nachricht von einen Nachdruck des Buchs Entkrist an, welchen der Hr. Prof. d' Annone in Basel entdecket, der 1516 zu Erfurth von Matthes Malern gedruckt ist, und welcher mit der Auflage so ich zu Frankfurth an Mayn gesehen, und den ich in meiner Idee angeführt habe, überein zu kommen scheinet. Der Drucker Matthes Maler ist bisher unbekannt gewesen. Ob dieß aber sein Familien- oder nur sein Professionsname sey, desgleichen: ob er zugleich ein Formschneider und Briefmaler

*) So würde Fleischmann 150 Jahre haben leben müssen.

ker gewesen, bleibt alles noch unbekannt. Dieser Nachdruck ist von den ersten Auflagen des Entkrist, so wohl in Betracht der Zeichnung, als auch der Anzahl und Ordnung der Blätter unterschieden. Nebendem ist das Format in 4to; die erstern hingegen in klein Folio. Der Titel, der sich anhebt: Dieß Büchlein sagt ꝛc Num. 3. ist in dem Original Num. 1. und zu Ende der Geschichte des Entkrists, ehe die Zeichen vor dem jüngsten Tage anfangen, ist hier eine Platte eingeschaltet, unter der Rubrik: Nach des Endkrist Tode so kummen die zween Propheten Elias und Henoch.

Zuletzt, nach dem jüngsten Gerichte und den beiden Platten mit Texte, folgen gleichsalls zwey Platten, die sich nicht im Originale befinden.

Hierauf folgen im Murrischen Journal einige alte Holzschnitte, davon Hr. Pr. d' Annone ebenfalls die Beschreibung an Hrn. v. M. gesandt hat.

Der Meister mit den zwey Pilgerstäben ist nunmehro auch von Hr. Prof. d' Annone mit den Namen Pilgrim getauft, und er mag immer so heißen, da er doch einen Namen haben muß; wir werden also den Maitre aux bourdons croisés des Abbé de Marolles künftig Pilgrim nennen.

Das Blatt, wo Herkules dem Geiz vom Parnaß fortjagt, ist vom Balthasar Peruzzi selbst im Helldunklen gefertiget.

Der Meister, welcher sich mit einen B. auf einem Würfel bezeichnet, und welchen einige vor Ni-

colas Beatrizet, andre für Julius Bonasone halten, hat dieß Blatt mit dem Griffel nachgestochen. Man findet Abdrücke mit und ohne Namen des Peruzzi.

B. bedeutet gewiß nicht Jacob Buick, sondern vielmehr Boldrini sonst Vicentino genannt.

Der Meister des Zeichens ND oder NMD, so Nicolas Manuel Deutsch bedeutet, wird von Abbé de Marolles le Maitre à la dague genannt, weil es gemeiniglich von einem Dolche mit einer Schleife begleitet ist.

Herr Prof. d'Annone hat entdecket, daß der Meister des Zeichens VG oder VG Ursus Graf heiße, und ein Goldschmidt, auch Münzeisenschneider aus Basel sey. Wenn dieß richtig ist, woran nicht zu zweifeln, so habe ich mit Recht an der Richtigkeit des Behaimischen Verzeichnisses und an der Auslegung des Hrn. v. M. einiges Bedenken in meiner vorigen Recension geäußert.

Ob ich nun wohl, so wie viel andere, kein Liebhaber der alten Holzschnitte bin; zumal, wenn sie so elend und schlecht gezeichnet und geschnitten sind, wie die meisten, welche wir vor Albert Dürers Zeiten finden, auch ich bloß die, so einen Namen oder besonderes Zeichen führen, für werth achte, aufbehalten zu werden; so wünsche ich doch, daß Hr. Prof. d' Annone so viel übrige Zeit gewinnen könnte, als erfodert wird, die baselsche Sammlung in Ordnung zu bringen, und uns von den schweitzerischen Künstlern, von denen vermuthlich

Zeich-

Zeichnungen und Blätter in der dortigen Bibliothek seyn müssen, mehr Nachricht zu geben.

II. Es folgt ein Schreiben des P. Krißmers von einem Buche so unter dem Titel: Postillae perpetuae und der Jahrzahl M. CCCC. XLV. (1445.) gedruckt ist, woraus man sehen kann, daß die gedruckten und gestochene Zahlen, auf Büchern und Kupferstichen, nicht allemal richtig sind.

III. Sollte eine Beschreibung des Kupferstichs vom Jahre 1467 auf der Universitätsbibliothek zu Straßburg, vorkommen, welche aber vergessen worden; dagegen redet der Hr. v. M von zwey Blättern mit der Jahrzahl 1466, welche Knorr angeführt haben soll, und welche die Solennität der fürstlichen Benedictiner Abtey Einsiedelen im Canton Schweitz bey der Engelweihe vorstellen sollte.

Von 1467 kenne ich kein Blatt, daß die Engelweih vorstellet, aber wohl an 1266 mit dem Zeichen X. und auch mit den Zeichen S. und wenn gleich die Aufschrift in meiner Idée generale nicht richtig gedruckt ist, so habe ich doch richtig gelesen, wie der Hr. v. M. in meiner Recension seines Journals S. 244. sehen kann: hievon wird unten mehr vorkommen.

Ferner eine Beschreibung von einem Blatte des Meisters E 1261. S so Hr. M. Aberlin aus Straßburg ihm zugesandt. Dieser Meister, der sich auch Œ. und bisweilen e mit der Jahrzahl 1261. welches ich 1465 lese, bezeichnet, hat verschiedenes, aber alles in Gothischem Geschmacke,

ge=

gestochen. Ich habe mehr als 14 Stücke von ihm. Der Herausgeber der neuern Auflage von Carl van Mander, welcher, wie Hr. Enschede, sich aller Kunstwerke, die keinen Namen haben, bemächtiget, und solche den Holländern, seinen Landsleuten, zueignet, schreibt diese Blätter dem Vater des Malers Cornelius Engelbrechthen zu, und behauptet, daß er solche gestochen habe. Allein er hat nicht bedacht, daß bey dem Zeichen, es sey CE oder DE oder C sich gemeiniglich auch ein S. befindet. Er hat indeß hierin den Prof. Christ zum Vorgänger gehabt.

Hierauf folget ein Versuch von einer alten Nürnbergischen Handwerksgeschichte, aus Original-Urkunden. Hr. v. M. nennet es einen Versuch und wird vermuthlich künftig eine vollkommene Handwerksgeschichte herausgeben: sonst würde es auf diesen Versuch nicht passen, wenn er sagt, „daß „er dieß Feld, so er bearbeitet, völlig öde gefun„den, und daß Garzoni Schauplatz aller Künste „und Handwerker, M. Paul Kenzens Tractat „von Handwerkern, und Doppelmayrs Nach„richten sehr mager, ja daß sogar das Dictionaire „Encyclopedique zu den Werken gehöre, die kei„nen diplomatischen Glauben verdienen, und welche „die seichtesten und unsichersten Nachrichten enthal„ten.“ Was werden wir also nicht für eine vollständige Nachricht von den Handwerkern künftig zu erwarten haben? und wie viel Namen verschiedener uralten rechtschaffenen Arbeiter und Professionisten wird er nicht, noch außer denen, so er bereits an-

ge-

geführet, ans Licht bringen, qui omnes illacrymabiles urgentur, ignotique longa nocte, carent quia vate sacro. Hier handelt er nur eigentlich von den alten Handwerkern, seinen Landsleuten, wobey er indeß manches aus dem Alterthume und von andern Nationen mit einstreuet, so er aus verschiedenen Schriften, die er auch anführet, gezogen hat. Am ausführlichsten handelt er von Erfindung des Pulvers und von dem Papier. Er rechnet die Erfindung des Pulvers von 1338 an, und liefert uns eine Chronologie, an welchen Orten seit 1338 bis 1552. das Schießpulver und die Kanonen gebraucht worden. Er verfährt hier mit vieler Mäßigung: denn wenn er alle Chroniken und alte Geschichte hätte nachschlagen und uns alle Gelegenheiten und Oerter beschreiben, ja wenn er so gar biß 1777 fortgehen wollen — wie viel Bände würde er uns nicht geliefert haben?

Beym Artikel von Papiermachern bringt er viel Gelehrsamkeit an. Ich will mir die Freyheit nehmen, hier nur ein paar Erinnerungen hinzuzufügen.

1. Daß man zu den Zeiten Moses in Egypten und Sina auf Tafeln von Bley, Holz und Stein schrieb, oder Schriftzüge mit Pinseln auf Leinwand, oder Seide malte, die man Stückweise zerschnitt, auch auf die dünne Haut, welche unter der Rinde den Stamm der Bäume bekleidet, daher das Wort Liber entstanden, geschrieben, davon hätte der Hr. v. M. eine original Urkunde beybringen mögen, damit die Hrn. Encyclopedisten ihm nicht auch vorwerfen können, daß seine Schrif-

Schriften keinen diplomatischen Glauben verdienten.

2. Von denen im Herkulan gefundenen Papierrollen, hätte der Hr. v. M. sonder Zweifel, wenn er gewollt, uns deutlichere und sicherere Nachricht geben können, da er mit dem Hrn. Prof. Martorelli im Briefwechsel stehet. Ausser, daß er 1000 daselbst gefundene auf altes Papier, aber ungefüttert geschriebene Bücher angiebt, so bringt er noch verschiedene andre Umstände bey, die mit dem, was der Hr. Björnståhl in seinen Briefen von diesen herkulanischen Bücherrollen, oder eigentlich Voluminibus sagt, nicht übereinstimmen. Dieser gelehrte Schwede hat sich unsägliche Mühe bey Untersuchung der Alterthümer, so in Portici aufbehalten werden, gegeben. Niemand von allen, die bisher diesen Ort besucht, haben so richtig und genau alles, als er, beschrieben. Die im Herkulan gefundene Rollen sind bisher die einzigen, so wir von alten Büchern aufweisen können. Was man sonst von Diplomen oder einzelnen Schriften hie und da aufzeigt, sind keine ganze Bücher.

Wir wissen nunmehro, durch gedachten Hr. Björnståhl, daß bisher 800 Volumina gefunden worden und daß bisweilen zwey auch wohl mehr Volumina zu einem Buche gehören. Wir wissen, daß diese Volumina, Rollen rund und völlig dem harten Holze ähnlich sind, auch so aussehen, als wären sie an beiden Enden gesägt. Wir wissen ferner, daß sie nicht von einerley Länge von einer Spanne, sondern von verschiedener Länge, ungleicher Länge und

Dicke

Dicke sind. Ja wir wissen daß der gelehrte und künstliche Hr. Piaggio mit aller Mühe und mit seinem Lehrling Vincenzo Merli in 17 Jahren bis in Monat August 1771 nur vier Volumina gänzlich und zwey meistens, aber nicht völlig abwickeln können. Es hat zufälliger Weise zugetroffen, daß diese vier ersten abgewickelten Volumina alle von einem, der sich Philodemus nennet, griechisch geschrieben sind. Eines handelt gegen die Musik, ein anders vom Lastern und Tugenden einander entgegen, und zwey von der Rhetorik, Volumen primum et secundum.

Wenn der erwähnte Hr. Piaggio seine Abhandlung von der Materie und Zusammensetzung des egyptischen Papiers, wie man es in diesen Rollen findet, so er bereits aufgesetzt, wir haben drucken lassen; so werden wird richtig beurtheilen können, ob solches mit der Beschreibung, so uns Plinius von Papieren mitgetheilet, und welche Hr. v. M. weitläuftig angeführet, übereinkömmt.] Ueberhaupt ist es werth, daß man alles, was Hr. Björnståhl in seinen 19. Brief S. 286. der deutschen Uebersetzung, hievon und sonderlich von dem geschickten Prof. Piaggio sagt, lieset.

Nach diesem Versuch einer uralten nürnbergischen Handwerksgeschichte, folgen Kunstnachrichten.

I. Aus Italien, welche, wenn sie etwas ausführlicher wären, den Liebhabern nicht unangenehm seyn würden, z. E. die Nachricht von dem neuen Ab-

Abdruck der mediceischen Platten stehet eben so in verschiedenen Anzeigen.

Ob es aber dieselben sind, welche wir schon längst von den Gemälden der florentinischen Gallerie in zwey Bänden haben, ingleichen die, so nach den übrigen Antiquitäten und nach den Bildnissen der Maler gestochen, welche in den zehn grossen Bänden des Musei Florentini zu finden, oder ob es ganz neue sind, solches werden die Liebhaber gern wissen wollen.

Bey der Anzeige der Sammlung nach den Handzeichnungen der Großherzoglichen Gallerie fehlet, was jedes Blatt vorstellet und wer es gestochen hat.

II. Aus Engelland, wo der Hr. v. M. die vollständige Liste von 131 Aussichten anführet, welche sich in den alten und neuen Auflagen von William Maitland's History and Survey of London befindet. Den Liebhabern von englischen Aussichten will ich John Bowles Catalogue of Copper-Plates empfehlen, wo er dergleichen in großer Menge findet.

III. Aus Basel kömmt noch ein Nachtrag von einigen alten Kupferstichen, so Hr. Prof. d' Annone abermal übersandt.

Das Blatt, S. 1266. bezeichnet, so eine Engelweih vorstellet, beschreibet der Hr. Professor deutlich.

Der Hr. v. M hat bereits im zweyten Theile seines Journals zwey Engelweihen angeführt, vermuthlich aus meiner Idée generale, denn sie sind mit

mit eben den Fehlern, wie dort, gedruckt; nur daß er hinzusetzet, daß das Letztere wohl das nämliche sey, von dem er eben eine Nachricht aus Knorrs Buche angeführet. In dem jetzigen Journale S. 33 redet er abermal von einem Blatte von 1261 (1467 nach seiner Lesart) davon ihm die Beschreibung aus Straßburg zugesandt worden, die man aber nicht findet, und von zwey Blättern einer Engelweihe aus Knorrs Künstlerhistorie.

Damit nun die Liebhaber nicht irre werden, so will ich, was mir von diesen Engelweihen bekannt, ist hersetzen.

Ich kenne wirklich nur zwey dergleichen. Nämlich eines S. 1266. bezeichnet, welches eben das von Hrn. Prof. d' Annone ist, und das zweyte, welches eine Mutter Gottes mit langen Haaren vorstellet, die das Kind Jesu auf den Armen trägt, und ihm mit der rechten Hand eine Birne reichet. Sie sitzet in einer Kapelle; vor ihr ist ein Engel und ein Bischoff, und über ihr der heilige Geist. In der Korniſche der Kapelle steht etwas unleserlich geschrieben: dieß ist die Engelweih, ꝛc. Oben auf dem Dache sieht man zur Rechten Gott den Vater und zur Linken Gott den Sohn, halbe Figuren; auf der Korniſche zur Linken steht das Zeichen X das Blatt ist 5 Zoll hoch und 3 Zoll 4 Linien breit. Daferne nun noch eine Engelweih mit den Zeichen E S und der Jahrzahl 1261 vorhanden ist, die ich doch niemals gesehen, so ist solche die dritte.

Knorr sagt dieß eigentlich nicht, wenn er in seiner Künstlerhistorie das Zeichen ES anführet. Er redet zwar etwas undeutlich, aber doch von den Jahren 1461 66. 67: und wenn er die Engelweih anführet, so sagt er nicht, von welchem Jahre dieß Blatt ist, oder was es eigentlich für ein Zeichen hat.

Ich werde dieß alles deutlicher aus einander zu setzen suchen, wenn ich meinen Entwurf, vom Anfange und Fortgange der Kupferstecherkunst in Deutschland, bis zu Albert Dürers Zeiten, in gegenwärtigem Journal, so wie ich mir vorgenommen habe, einrücken lasse.

Die übrigen alten Kupferstiche, so Hr. d' Annone noch weiter anführet, machen, daß ich meinen oben gethanen Wunsch hier wiederhole.

Ich will noch erinnern, daß die Ausführung des Heilandes von dem Meister bXS. zu der Passion gehöret, welche derselbe in 12 Blättern gestochen hat.

III. Nachrichten aus Deutschland enthalten die Ankündigung meines Dictionaire des artistes, welches nun ehster Tage erscheinen wird.

Desgleichen die Nachricht, daß Hr. Kilian in Augspurg das große Werk vom Herkulan in Umrissen nachsticht, bey welcher Gelegenheit Hr. v. M. die Beschreibung, so er von den ersten 25 Kupfertafeln des 1sten Bandes gefertiget, mit anführet.

Hierauf folgt der Titel Litteratur. Unter solchen liefert uns der Hr. v. M.

I. Ein

I. Ein kritisches Verzeichniß der Handschriften in dem Treuischen Museo zu Altorff, alle fast medicinischen Inhalts.

II. Spanische Litteratur als:

1. von den Werken des Don Juan de Yriate, dessen Leben uns der Hr. v. M. in folgenden Theilen zu liefern verspricht, und von dem er bereits viele Sinngedichte, desgleichen einige spanische Sprüchwörter, in lateinische Verse übersetzt, und den Inhalt der übrigen Werke des Yriate, gegenwärtig anführet.

2. Von dem Leben und Schriften des P. Joseph Torrubia.

3. Auszüge aus einigen spanischen Briefen an den Hrn. v. M. deutsch geschrieben.

4. Vom gelehrten Officier Don Jose Macedo.

5. Andere zur neuesten spanischen Litteratur gehörige Nachrichten.

Ob nun wohl Hr. v. M. seiner Gewohnheit nach, flüchtig über alles hingeht, so müssen doch allemal dergleichen spanische Nachrichten den Liebhabern der Litteratur desto angenehmer seyn, je seltener solche in Deutschland sind.

III. Griechische Litteratur.

Hirzu rechnet der Hr. v. M. einige an ihn geschriebene Briefe davon die ersten vier, so Hr. Prof. Khell S. I. lateinisch geschrieben, von Münzen handeln. Der 5te von Hr. D. Reiske ist deutsch, und enthält meistens eine Klage, daß er zu seinen Werken keinen Verleger finden, und daß er von

H 2 dem

dem bereits gedruckten in Engelland nichts absetzen können.

Der 6te ist lateinisch von den Hrn. Prof. Martorelli in Neapel vom Januar 1777. Da der Hr. v. M. mit diesem Professor in einem Briefwechsel steht, und dieser sehr dienstfertig zu seyn scheinet, so könnte er uns leicht durch denselben ferner wichtige Nachrichten vom Herkulan verschaffen, zumal da Hr. Martorelli selbst vier Bände von neapolitanischen Alterthümern geschrieben hat. Indessen sehen wir aus gegenwärtigem Briefe, daß der geschickte Hr. Antonio Piaggio, nach des Hr. Björnstähl Abreise, noch eine Rolle völlig abgewickelt hat, und daß dieß Volumen Phanias betitelt gewesen, ingleichen, daß des Hrn. Martorelli Schüler Galianus, als er diesen Titel gesehen, so fort ein Schediasma geschrieben, und einen Phaniam botanicum daraus erdichtet. Von dem Inhalte dieses Volumens erfahren wir nichts weiter, als daß es mit vielen Sachen vermengt und unordentlich sey; zu vermuthen aber ist, daß es ein botanisches Werk sey. Ob auch der Sekretair des ehemaligen Premierministers Tanucci, Hr. Pasquale Carcani, der währender Staatsverwaltung des Tanucci die Beschreibungen der herkulanischen Antiqvitäten übernommen, solche noch fortsetzet, oder ob nun, nach Abgang dieses Staatsministers ein anderer daran arbeitet: ingleichen, ob des Hrn. Antonio Piaggio Abhandlung von der Materie und Zusammensetzung des egyptischen Papiers, wie man es in diesen Rollen findet, schon gedruckt, und endlich,

lich, ob der grundgelehrte Schüler des Mazocchi Hr. P. Nicolas Ignarra noch nichts von den abgewickelten Rollen übersetzt, oder erkläret und herausgegeben habe? dieß alles würde Liebhabern zu erfahren sehr angenehm seyn.

Der Schluß dieser griechischen Nachrichten macht ein vollständiges Verzeichniß der, meist die griechische Litteratur betreffenden Schriften des gelehr. Fürsten Gabriel Lancilotto Castello di Torremuzza.

IV. Englische Litteratur enthält eine Anzeige verschiedener neuer Bücher und Journale.

V. Litteratur-Briefe, solche bestehen in drey lateinischen Briefen des Hrn. Joh. Heumanns, in zwey Briefen des Hrn. Baron von Senkenberg, einer lateinisch, der andere französisch; ferner in einem lateinischen, von einem Verfasser, der 1768 gestorben, in einem deutschen Briefe von Hrn. Zachariä aus Braunschweig, in drey deutschen Briefen von Hrn. Hofr. Kästner, in vier deutschen Breifen von dem damaligen königlichen Hofbeichtvater Christian Joseph Jagemann in Florenz, der sich izt in Weimar befindet; endlich in fünf ebenfalls deutschen Briefen von Johann Conrad Füeßlin aus Veltheim, der 1775 gestorben ist; und hiemit endiget sich dieser 5te Theil des murrischen Journals.

Ich bekenne nochmals, daß ich den Hrn. v. Murr für sehr geschickt halte, der Liebhaber der Künste und Kunstwerke auf eine angenehme und nüzliche Art zu unterhalten, wenn er meinem aufrichtigen wohlmeinenden Rathe folgen und sich hauptsächlich

mehr Mühe geben wollte, die Sachen, wovon er schreibt erst selbst reiflich zu prüfen; wenn er ferner mit den vielen an ihm geschriebenen Briefen, die oft nicht das Geringste enthalten, was den Liebhaber interessiren könnte, uns verschonete. Möchte er doch bedenken, daß es nicht darauf ankommt, ob man viel schreibt, sondern was man schreibt? Er führet, wie man sieht, fast in allen Welttheilen eine weitläuftige Correspondenz, welche dem Publico nützlich werden könnte, wenn sie nicht so flüchtig geführet würde, und wenn er uns aus selbiger bloß was zur Aufklärung der schönen Künste dienet, kurz und gut mittheilen wollte.

Dieß ist meine redliche Meinung. Ich überlasse indeß so wohl ihm, als jeden Andern seine besondere Meinung, ohne ihm die meinige aufzudringen.

V.

Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, von J. C. Lavater. Erster, zweyter, dritter, vierter Versuch. Leipzig und Winterthur. 1775. 1778.

Herr Lavater versprach in diesem Werke (S. Vorrede des ersten Versuchs) „nicht das tausendzüngige Alphabeth zur Entzifferung der unwillkührlichen Natursprache im Antlitz und dem „ganzen Aeußerlichen des Menschen, oder auch nur „der

„der Schönheiten und Vollkommenheiten des „menschlichen Gesichts zu liefern; aber doch einige „Buchstaben dieses göttlichen Alphabeths so leser„lich vorzuzeichnen, daß jedes gesunde Auge die„selbe würde finden und erkennen können, wo sie ihm „wieder vorkommen.“ — Und unter Physiognomik, als Wissenschaft genommen, verstund Er (B. 1. S. 13.) die Fähigkeit, durch das Aeußerliche eines Menschen sein Inneres zu erkennen; dies Aeußerliche bestehe in Umrissen, Zügen, passiven oder aktiven Bewegungen, Lagen oder Stellungen des Körpers, mit einem Worte, der ganzen Oberfläche des Menschen, sie sey in Ruhe oder Bewegung. — Sein Werk ist nun vollendet; und wir werden also sehen können, in wie fern Physiognomik das werden kann, was H. L. davon wähnt. —

Sein ganzes System darüber, in so fern H. L. ein System hat, will der Recensent, so viel es ihm möglich ist, aus diesen vier Bänden heraus, und zusammen lesen, mit H. L. eigenen Worten darlegen, und dann zur Prüfung desselben, so viel seine Fähigkeiten zulassen, übergehen. Aber der Weg durch vier Quartbände, und die man Schritt vor Schritt durchwändern muß, wenn man gegen Autor und Leser gerecht seyn will, muß im Anfange natürlich höckrigt scheinen, und ist überhaupt nicht so geschwind gemacht. — Der Rec. bittet seine Leser, dieß nicht zu vergessen. —

H. L. gründet die Physiognomik (und darauf muß sie sich gründen) auf die, in der menschlichen Natur, zugleich liegende Vollkommenheit

und Unvollkommenheit. „Wir erblicken an je=
„dem Menschen (sagt er Versuch 1. S. 38)
„Vollkommenheiten und Fehler. Suchen wir
„Vollkommenheiten, so finden wir (so unbe=
„greiflich es manchem vorkommen wird, drei=
„ste behaupte ichs) an jedem, auch dem fehlervoll=
„sten Menschen, — ebenfalls unzählige; — die
„es vermuthlich in den Augen aller vernünftigen
„Wesen sind, — da ich hingegen zum Theil zwei=
„fle, — ob alles, was uns fehlerhaft und unvoll=
„kommen vorkommt, höheren Wesen, die mehrere
„Verhältnisse und Verbindungen der menschlichen
„Natur wahrnehmen und überschauen können —
„nicht ganz anders vorkommen müsse. Je mehr wir
„die Natur erforschen — — desto mehr bemerken
„wir Ordnung, Verhältniß, Zweck, wohl=
„thätige Absicht: und wo das ist, ist da nicht
„Vollkommenheit? und, wo wirs noch nicht se=
„hen, dürfen wir nicht auch das, was wir se=
„hen, glauben? und kann der, der das nicht glau=
„bet, eine Gottheit glauben? Kann die höchste
„Weisheit das Geringste überflüßig machen?
„die höchste Macht das Geringste unzureichend
„lassen? die höchste Güte die geringste Disshar=
„monie in dem dulden, was da ist?" — —

Der Rec. nachdem er diese Stelle, zwey, drey=
mal gelesen, überdacht, erwogen, — gesteht
gerne, daß er anfangs Willens war, kein Wort
über H. L. Physiognomik zu schreiben. Nur, als
er sich besann, daß das Werk eines Menschen, auch
wenn es die Werke der Gottheit, und ihre herr=
lich=

lichsten Werke vor seinen Richterstuhl zieht, dennoch immer nur das Werk eines Menschen bleibt — nur da entschloß er sich, auch seine Meynung aufs Papier zu werfen.

H. L. fährt fort: „Unvollkommenheit bleibt indessen uns immer ein unentbehrliches Wort. — Der „Lasterhafte ist kein Tugendhafter: der Böse ist nicht „gut — obgleich es gut ist, daß der Böse sey. Es „läßt sich also immer sagen: es fehlt ihm zur Vollkommenheit eines Tugendhaften vieles. — „Jegliches Geschöpf, aus seinem Zusammenhange „herausgenommen, — in dem es das ist, was es „nach der Absicht des Vaters Aller, — der auf „Milionen Wegen Alles zur Vollkommenheit leitet, „seyn soll, — und zwey Kinder neben einander „gestellt, läßt sich sagen, das eine ist schön, daß „andere ist häßlich. — Das eine ist vollkommener „oder unvollkommener, als das andre, das eine „liebenswürdig, das andre abscheulich!“

Ob. Hr. L. gleich in einigen Worten dieser Stelle, aus seinem vorigen Urtheilssystem herausgegangen zu seyn scheint; ob er gleich, beym Urtheile über wirkliche Gesichter zuweilen sich noch weiter davon entfernt hat, so ist diese Stelle doch, im Ganzen, dem Geist des Weisen, des Lehrers so angemessen, zeigt so deutlich, was Menschen Urtheil seyn könne, und also auch nur seyn dürfe, daß der Recensent sie, der wenigen Menschen wegen, die den H. L. der Vermessenheit vielleicht beschuldigen könnten, nicht hat übergehen wollen. —

Die Möglichkeit eines gewissen Urtheils über den Menschen findet Hr. L. in den festen Theilen, in dem Knochengebäude desselben. Man wird es bemerkt haben, sagt Er (2ten Vers. 143. f.) „daß „ich das Knochensystem für die Grundzeichnung „des Menschen — den Schädel für das Funda„ment des Knochensystems, und alles Fleisch „beinahe nur für das Colorit dieser Zeichnung halte; „daß ich auf die Beschaffenheit, die Form und „Wölbung des Schädels mehr achte, als alle mei„ne Vorgänger; daß ich diesen weit festern, weni„ger veränderlichen — leichter bestimmbaren Theil „des menschlichen Körpers, für die Grundlage der „Physiognomik angesehen wissen möchte. — — „Man muß dabey anfangen, wenn Physiognomik „mehr als Spielwerk, wenn sie gemeinnützige, „brauchbare Menschenkenntniß werden soll. In „den festern, oder scharfen Umrisses fähigen Thei„len, hat H. L. (3ten Vers. S. 93) nie Wider„spruch gefunden, so daß z. B. eine furchtsame Na„se zwischen Augen (Augenknochen), welche Muth „verkündigen, sichtbar war.“

Und wie wird denn nun dieser Schädel? — „Der menschliche Foetus (sagt H. L. 2ten V. S. „144.) scheint anfänglich durch und durch, aus „einem, dem Anschein nach, beynahe gleichartigen, „Wesen, zusammengeronnenem Wesen zu bestehen. „Die Knochen selbst erzeugen sich, bey ihrer ersten „Erscheinung unter der Gestalt einer Gallerte, die „nach und nach dichte, hernach knorpelartig, und „zuletzt zum festen Knochen wird.

„Wenn

„Wenn diese Gallerte, die anfangs durchsich-
„tig, so zart ist, anwächst, dichter und undurch-
„sichtiger wird, erscheint in derselben ein kleiner
„Punkt, härter, dunkel, vom Knorpel verschieden,
„beinartig; aber noch nicht völlig hart. Dieser
„Punkt ist gleichsam der Kern des zukünftigen
„Knochens; der Mittelpunkt, aus dem sich die
„Verbeinerung allmählig umher verbreitet.

„Diese Knochengallerte ist schon nicht mehr un-
„förmliche Masse. In der zartesten Frucht zeigen
„sich schon Spuren der künftigen Gestalt.

„Im vierten oder fünften Monat der Erzeu-
„gung, werden die Knochen, zugleich mit den übri-
„gen Theilen, indem die Verbeinerung nach und
„nach den ganzen Knorpel einnimmt, vollkommener
„gebildet und deutlicher, je nach der mindern oder
„mehreren Lebhaftigkeit der Frucht — je nach der
„ursprünglichen verschiedenen innersten Schnell- oder
„Triebkraft des Geschöpfs." —

Hierauf gründet sich unstreitig, was einige der
Vertheidiger und Erklärer der lavaterschen Phy-
siognomik gesagt haben, daß die Seele, gleichsam
aus sich heraus, ihren Körper baue, und „daß,
wenn es sonst wahr ist" — wohlgemerkt, wenn! —
was die erfahrensten Naturkündiger behaupten, daß
die innere Kraft des Foetus sich ihr Häußchen selbst
zimmert, der Schluß vom Gebäude auf den Bau-
meister nicht so unsicher seyn könne. (teutscher
Merkur.) Hr. Lavater selbst spricht ganz anders.
An einer Stelle (vierter Versuch S. 71) ist die
Rede von Einwirkung der Einbildungskraft der
Mut-

Mutter so gar, auf die Körper der Kinder, und daß hieraus Zwerge oder Riesen werden können. Es heißt: „Könnte eine Frau ein genaues Verzeich„niß führen, von den kraftvollen Imaginations„momenten, die während ihrer Schwangerschaft „ihre Seele durchschneiden, — sie könnte vielleicht „die Hauptepochen von dem philosophischen, mora„lischen, intellecktuellen, physiognomischen Schick„salen ihres Kindes zum voraus erkennen. Die „durch Sehnsucht, Liebe, Haß der innersten „Menschheit bewegte Einbildungskraft kann „mit blitzschneller Eil — tödten und lebendig „machen — vergrößern, verkleinern — den „Keim von Vergrößerung und Verkleinerung „Weisheit und Thorheit, Tod und Leben, der „sich erst zu einer bestimmten Zeit, und un„ter bestimmten Umständen entwickeln soll, „dem organischen Foetus einpregniren." — Ungeachtet der Rec. diese Stelle nicht recht begreift, so widerlegt sie denn doch jene Begriffe v. H. L. System; und was sich S. 64 und f. (ebend.) über diese Einwirkung der Einbildungskraft findet, widerlegt sie noch kräftiger, und wenn H. L. der bloßen Einbildungskraft so mächtige Wirkungen zugesteht, so wird er denn auch die Mitwirkung des Clima, der Nahrung u. s. w. auf die Form des Schädels annehmen müssen. Auch heißt es (2ten Vers. S. 145.) „überall dringen Gefäße in die Kno„chen, die ihnen ihre Nahrung und das Knochen„mark zuführen; — und die weichen Theile tra„gen zur Bildung der Knochen Vieles bey." Je

mehr

mehr also, oder je weniger; je besser, je schlechter; je gesunder, je ungesunder diese Nahrung ist, je nach dem muß sie verschiedene Wirkungen hervorbringen. — Und was Er (ebend. S. 158) vom Einflusse des Clima auf Körper und Seele sagt, beweist, daß Er auch den Beytrag des Letztern, wenigstens hier, nicht läugnet. — Freylich, im vierten Versuch S. 30. wo H. L. sich gegen seinen, wirklich mehr als witzigen — seinen scharfsinnigen Gegner, den Verfasser einer gewissen Abhandlung, der aus H. L. System die natürlichen Folgerungen gezogen hatte, vertheidigt — sagt Er: „Salz und Steinarten, die von außen anschiessen, mit einem von innen aus belebten organischen „Körper vergleichen! — Ein, in dem tausendsten Theile eines Wassertropfens augenblicklich „zerfließender Salzwürfel — und ein, allen Anfällen der Witterung, und Millionen Eindrücken „von außen, Jahre und Jahrhundert lang Trutz bietender Schädel" auf den, wie wir bemerkt haben, schon in Mutterleib die Einbildungskraft wirken kann, (wie H. L. in eben diesem vierten Versuche, und zwar nur vierzig Seiten nachher S. 71. selbst sagt.) — Hier fährt H. L. fort: „Philosophie erröthest du nicht bey dieser unbegreiflichen Vergleichung? — Nicht allein Menschenorganisation, nicht allein Menschenschädel — „nicht allein Thiere — nur Pflanzen, die doch „ohne solche innre Resistenz, ohne solche Ressorts, „wie sich im Menschen befinden — Millionen sich „durchkreuzenden Drücken des Lichts, der Luft u. s.

„f.

„f. ausgesetzt sind — welche verwandelt sich da-
„durch in eine andre Gestalt? — — Die Na-
„tur wirkt von innen auf die Knochen heraus.“ —
Auch sagt er Aehnliches an mehrern Stellen! —

Ich will dem Gegner des Hrn. Lavaters nicht vorgreifen, ich kann es auch nicht; nur das wünschte ich, daß H. L. hier wenigstens die Philosophie aus dem Spiele gelassen hätte. Philosophie prüft erst ganz genau den wahren Sinn der Einwürfe, und antwortet dann ganz bestimmt. Das von H. L. gebrauchte Wort, verwandelt, hätte die Philosophie sicher nicht gebraucht. Denn von Verwandelung ist bey dem Gegner des H. L. ja gar nicht die Rede. Verwandelung heißt Uebergang aus einem Zustand in einen ganz andern, heißt, aus einer Prinzessinn eine Nachtigal werden. — Und nur für Veränderung genommen — der erste beste Gärtner wird Hrn. Lavater sagen können, daß von Regen und Sonnenschein alle Pflanzen, auch wenn Beides nicht zu ihrer Wurzel durchdringen kann, sehr viele Veränderungen leiden; daß beides sehr viel, ohne diesen Umstand, auf die Gestalt, auf das Aeußere der Pflanze einwirkte — Wie wär es auch möglich, daß auf den weichen Kinderschädel, nicht Wärme oder Kälte des Himmels, unter welchem es erzogen wird, nicht Nahrung u. s. w. einwirken sollten? daß also nicht von außen her seine Form mitgebildet werden müßte? — Der Recensent schränkt sich auf diesen Zustand der Menschheit ein, und überläßt es dem scharfsinnigen Gegner des H. L. auf die Instanzen

zu

zu antworten, die dieser ihm mit schon härtern, festern Schädeln macht. Das, was H. L. von Heinrich den IV unter andern sagt, giebt schöne Veranlassungen dazu. — Besonders, wenn man hinzu nimmt, was H. Lavater (im zweyten Versuch S. 145) schreibt: „So viel ist gewiß, daß „die Wirksamkeit der Muskeln, der Gefäße „und anderer weichen Theile, welche die Kno„chen überall umgeben, zur Bildung, und zur „stufenweisen Verhärtung derselben ungemein „Vieles beytragen;" — und wenn man ferner sein und vermuthlich unser Aller System von der Perfectibilität der menschlichen Seele darauf anwendete. —

Hr. Lavater scheint überhaupt nur dann zu der Behauptung, „daß die Knochen von innen aus gebauet werden," seine Zuflucht zu nehmen, wenn seine Theorie geprüft, oder angefochten wird. In seinen Versuchen selbst ist Er, an mehr, als einer Stelle, (wenn das, was vorhergeht, es so mit sich bringt) ungewiß, unentschieden. So heißt es (S. 88.) „Sey es, daß alles wirke von in„nen auf außen, von außen auf innen — was „weiß ich? Soll ich wissen?" Und (ebend. S. „162) „man mag das Knochensystem, als bestim„mend in Ansehung der weichen Theile, oder als „bestimmt durch die weichen Theile, oder als be„stimmend und bestimmt zugleich ansehen" u. s. w. Und so können wir uns wenigstens aus Letztere halten — und fahren fort in Auslegung des übrigen Systems.

Noch

Noch ein Beytrag zu dieser, oder jener Gestalt des Schädels kömmt von Ausbildung der Seele. Hierüber heißt es (im zweyten Versuch S. 147) unter andern, „ein wissenschaftlicher Phy„siognomist — muß es dahin bringen, beym An„blick des Kopfbaues eines neugebohrnen Kindes, „eines halbjährigen, jährigen, zweyjährigen Kin„des sagen zu können — so wird sich, in dem „und dem Falle dieses Knochensystem formen und „zeichnen." — Von gewaltsamen Zufällen ist hier die Rede nicht; und was können also hier die Worte „in dem und dem Falle" anders heißen, als nach dem das Kind solche oder solche Erziehung, solche Ausbildung der Seele erhält? — Was H. L. an eben der Stelle von der möglichen Verunstaltung eines Kopfes sagt, beweiset, daß dieses der rechte Sinn sey. Auch ließe sich das aus so vielen andern Stellen der Physiognomik erweisen, daß wir itzt, zur Zusammenrechnung dessen, was, nach H. L. den Schädel bilden hilft, sicher übergehen können. Dieser formt sich also im Verhältniß:

1) Mit der Gestalt seines Kerns.
2) Mit Einwirkungen von außen, zur Zeit, da er noch in Mutterleib ist.
3) Mit Nahrung, Clima.
4) Mit Ausbildung der Seele. —

Und was sieht denn nun H. L. in diesen Schädeln? Er unterscheidet Anlage des Menschen von Anwendung; und es ist um desto nothwendiger, Ihn hierüber anzuhören, da er zugleich hierauf sein System

System von Prädestination und Freiheit gründet.

„Jeder Mensch, heißt es (2ten Vers. S. 65. „u. f.) kommt mit Anlagen auf die Welt. — „Anlage ist aber nichts, als physische Reizbarkeit und „Kraft, nur Trieb zu wirken, sich auszubreiten, zu „leben, seine Existenz zu erweitern. — Schlim„me Anlagen hat eigentlich kein Mensch; mora„lisch gute, genau zu reden, auch keiner. Kei„ner kömmt lasterhaft und keiner tugendhaft auf „die Welt. Alle neugebohrne Kinder sind unschul„dig. — Aber ist Reizbarkeit und Kraft so be„schaffen, daß sie sehr oft, daß sie gemeiniglich mo„ralisch übel, das ist, zur Zerstörung mehrerer „physischer Kräfte oder zum Schaden der Gesell„schaft angewandt wird; — so beschaffen, daß „sie beynahe anders nicht, als schlimm angewandt „werden kann, so heißt sie moralisch schlimme An„lage. Umgekehrt, wenn sie zehnmal, hundert„mal gegen eins, gut angewandt zu werden pflegt, „moralisch gute Anlage.

„Der allgemeinen Erfahrung nach ist es un„widersprechlich, daß, wo viel Kraft und Reiz„barkeit ist, zugleich viele Leidenschaften entste„hen müssen, die größtentheils zu moralisch schlim„men Gesinnungen und Thaten führen.

„Diese Anlagen muß man sehr wohl von An„wendung unterscheiden (2ten Vers. S. 65.) Ein „Mensch mit den besten Anlagen kann schlimm; „der mit den schlimmsten Anlagen kann gut wer„den." — Das heißt denn wohl, Entwicklung,

„Ausbildung, Uebung — glückliche Umstände,
„können den moralisch bösen Anlagen eine Rich-
„tung aufs Gute geben? — Denn —

„Stärke und Schwäche an sich, ist weder
„Tugend noch Laster; weder Heiligkeit noch Spitz-
„büberey. Dieselbe Kraft (die mehrere physische
„Reizbarkeit) kann, wie derselbe Reichthum, zum
„Nutzen oder Schaden der menschlichen Gesellschaft
„angewandt werden."

„Diese Stärke oder Schwäche des Charak-
„ters ist aus der bloßen Form, Proportion,
„Härte oder Weichheit mit der größten Zuver-
„läßigkeit zu erkennen." H. L. nennt dieß (2ten
Vers. 143. u. f.) „die erweisbarste aller Wahr-
„heiten. — Aber fährt er fort, wo an einem
„Schädel große Urkraft und Stoßkraft bemerkt
„wird, da kann man freylich nicht sagen: das ist
„ein Spitzbube! — aber man kann sagen —
„hier war Ueberfluß von Stoßkraft, ohne einschrän-
„kende coexistirende Besänftigungen; es ist also die
„höchste Wahrscheinlichkeit, — der hatte Erobe-
„rungsgeist — war entweder ein Cäsar oder ein
„Cartouche.

„So läßt sich von gewissen Schädeln sagen,
„der ganze Bau, die Form, das Zarte, das Per-
„gamentähnliche zeigt klar Schwäche; zeigt bloß
„Empfänglichkeit, ohne Stoßkraft, ohne Schö-
„pfungskraft. In der großen Welt wären sie Dir-
„nen — auf einem kleinen Edelhofe verliebt, in ei-
„nem Kloster schwärmerische Heilige geworden. —

„Und

„Und eben hieraus läßt sich die Möglichkeit von „Prädestination und Freyheit, in einem und dem„selben Subjekt zum Theil begreifen. —

„Der Mensch ist frey, wie der Vogel im Kä„fig. Er hat seinen bestimmten, unüberschreitba„ren Wirkungs- und Empfindungskreis. Jeder „hat, wie einen besondern Umriß seines Körpers, so „einen bestimmten, unveränderlichen Spielraum. „Kein Mensch kann denken, empfinden, handeln „wie der andre. Aber in seinem Bezirke ist er „frey; kann wirken, wie er will.

„Also ist der Mensch frey und auch nicht frey. „Von seiner äußern und innern Organisation „hängt die Summe seiner Kräfte, der Grad „seiner Aktivität und Passivität ab. Von den „äußern Umständen Erweckungen, Veran„lassungen, Menschen, Büchern, Schicksa„len, der Gebrauch, den er von dem bestimm„ten Maaße seiner Kräfte machen kann. (4ter „Vers. S. 115)"

Und die Ursache, warum H. L. die festen Theile unterschieden, warum Er auf sie vorzüglich gesehn haben will, ist, „weil die Natur sie gab; d. „i. weil diese festen Theile, nach Maasgabe der „physischen Reizbarkeit und Kraft, nach Maaß„gabe der Anlagen, gebauet werden, und weil Zu„fall, oder Krankheit, oder Schicksal, oder mis„glückte Liebe die weichen Theile misgebildet haben „können, (Viert. Vers. S. 27.) — weil Ver„stellung mehr Gewalt über diese hat; — weil man „in jenen sicherer sieht, was der Mensch werden,

„und nicht werden, seyn und nicht seyn kann (ebend. „S. 39) —" Weil H. L. sehr oft zwischen den festen und weichen Theilen Widersprüche gefunden hat, „so daß z. B. etwan jene überhaupt Muth zeigten, und diese Feigheit ausdrückten" (3ter Vers. 93) weil „die Anlagen (d. i. jene festen Theile) tausend „und tausendmal tausendmal auf die schrecklichste „Weise überwachsen sind" (1ter Vers. 138.) u. s. w.

Dieß sind ungefähr, die Grundsätze überhaupt, auf welche H. L. seine Physiognomik gebauet hat. Man gestatte es dem Rec. itzt eine kleine Prüfung derselben anzustellen

Zuvörderst giebt es denn also im Menschen zweyerley Anlage, gute und schlimme? Die erste Frage, die dem einfällt, der bestimmte Begriffe sucht, ist diese: „wo ist der Unterscheidungspunkt beider? Wo fängt die eine an? wo hört die andre auf?" — H. L. hat die Frage zu beantworten geschienen. „Da ist schlimme Anlage, sagt Er, „wo die physische Reizbarkeit und Kraft so beschaffen „ist, daß sie gemeiniglich moralisch übel angewandt „wird." — Aber wo fängt diese mehrere physische Reizbarkeit und Kraft an? Diese Frage ist keine Spitzfindigkeit. H. L. schreibt, so wohl um Menschenliebe, als um Menschenkenntniß zu befördern. — Was ist Menschenkenntniß? Wir alle in dieser sublunarischen Welt kommen in die Nothwendigkeit von unsern Mitmenschen urtheilen, uns ihrer bedienen, vor ihnen uns schützen zu müssen; sind der Glückseligkeit fähig, ihnen beystehen zu können. Die besten, sichersten, geschwindesten

Mittel

Mittel hierzu wissen, heißt Menschenkenntniß; es heißt Menschenkenntniß, wenn wir von den unendlich verschiedenen Gestalten, die der höchste Grundsatz der ganzen menschlichen Handlungen (er heiße, wie er wolle!) in dem einzeln Menschen annehmen kann, so viel kennen, als uns zu kennen möglich ist. — Der Handlungen, die zur Zerstörung mehrerer physischen Kräfte, oder zum Schaden der Gesellschaft wirken, können sehr viele seyn. Dieß macht sie überhaupt zu schlimmen Handlungen. Aber, wenn sie dem Grade nach sehr verschieden sind, so muß ich diesen Grad kennen, wenn ich entweder von solch einer Handlung richtig urtheilen, oder mich vor ihr selbst (es sey leidend oder thätig) schützen, oder ihrem Thäter beystehen will, seinen bösen Anlagen entgegen zu arbeiten. Kenne ich diesen Grad nicht, so muß ich mich in den Mitteln zu diesen Zwecken vergreifen; — ich erlange durch H. L. Physiognomik nicht mehr Menschenkenntniß — auch, wenn ich urtheilen soll, nicht mehr Menschenliebe — sein Werk ist vergeblich für mich geschrieben —

Ich weiß, daß sich dieser Grad gar nicht angeben läßt; denn eben und dieselbe physische Reizbarkeit und Kraft, die den Alexander zum Eroberer machte, und also eine moralisch schlimme Anlage heißen kann, eben diese machte auch den Alexander, der Familie des Darius mit Achtung begegnen, machte ihn, in seinen eroberten Provinzen Städte anbauen, den Handel befördern u. s. w. — und war in diesem Falle denn doch wohl eine moralisch

gute Anlage? — Wo ist der Mensch, bey welchem nicht, aus einer und derselben Quelle böse und gute Handlungen herflössen? H. L. wird sagen, eben das habe ich dadurch ausgedrückt, daß ich eine moralisch schlimme Anlage nur diejenige genannt, die zehnmal gegen eins zum Schaden der menschlichen Gesellschaft angewandt wird. Hätte H. L. auch nicht, wie es scheint, hiemit sagen wollen, unter zehn, unter hundert solchen Anlagen, wird eine derselben zuweilen zum Guten angewandt — eine Idee, die etwas ganz anders ausdrückt; die H. L. auch wohl wirklich dabey gehabt hat — wie, wenn ein und derselbe Grad von Reizbarkeit sehr oft gleich viel — oder doch diesem sehr nahe, — gleich viel Gutes und Böses hervorbringen könnte? und um so eher, da es uns Menschen schwer seyn wird, genau anzugeben, was wirklich zum Schaden der menschlichen Gesellschaft ausschlägt. (Man beliebe hier, nicht etwan eine Provinz, ein Reich, sondern das ganze Menschengeschlecht und alle mögliche Vortheile und Nachtheile desselben zu berechnen; von dem ist die Rede, und von gewissem Urtheil ist die Rede.) H. L. selbst hat hierüber vortreflich gesprochen. (1ter Vers. S. 38) — Aber „wenn „nun Alles, was ist, nach Ordnung, Verhält„niß, Zweck „(wie Er hier sagt) da ist; — wenn „die Zeichen von schlimmen Anlagen auch hieher „gehören müssen — mit welcher Schädlichkeit sollen „sie da im Verhältniß stehen? Mit der, die es uns „scheint; oder mit der, die es im Zusamenhange „ist, in welchem jedes Geschöpf das ist, was es

„nach

„nach der Absicht des Vaters Aller — der auf „Millionen Wegen Alles zur Vollkommenheit „leitet — seyn soll?“ (ebend.) — H. L. entscheide! — So viel bleibt nach diesen Betrachtungen, gewiß, daß unser Urtheil immer höchst relativ bleiben muß; und daß, da jener Grad von Reizbarkeit nicht anzugeben ist, vielleicht nicht angegeben werden — und aus einem und demselben beynahe gleich viel Gutes und Böses kommen kann — es 1) um die entscheidenden Zeichen der guten und schlimmen Anlagen sehr mißlich stehen; — und 2) daß auch hier Alles so lange individuel seyn müsse, bis wir H. L. Gründe für eine mögliche Klassifikation untersucht haben. —

Aus dem Unterschiede zwischen guten und bösen Anlagen glaubt H. L. sonst noch das bekannte System des Helvetius widerlegen zu können. Der Rec. will sich hier keinesweges zum Verfechter desselben aufwerfen; aber wer die Sache genau untersucht, wird finden, daß der französische Philosoph wenigstens von H. L. Hypothese nicht eben zu viel Nachtheil zu befürchten hätte — besonders wenn er seinen Begriff von Erziehung so weit hinausrückte, als Tristram Shandy, oder der, nach eben dieser Idee irgendwo raisonnirende Philosoph Danischmende. —

Hrn. Lavaters Begriffe von guten und schlimmen Anlagen sind zweytens, von einer andern Seite, noch mangelhafter. Sie enthalten nichts von Verschiedenheit der Geistesfähigkeiten; Er redet

 nur

nur von moralisch Guten und moralisch Schlimmen. Und ob Er entweder mit jenen (wo, nach seiner Theorie, die wenigste physische Reizbarkeit und Kraft seyn muß) die mehrsten; und mit diesen (die, nach seiner Theorie, die mehrste physische Reizbarkeit und Kraft haben müssen) die wenigsten Geistesfähigkeiten verbindet; oder ob umgekehrt, darüber hat Er uns nur rathen lassen. Aus seinen Bemerkungen über das Genie (im 4ten Bande) läßt sich das Letztere nämlich folgern, obgleich H. L. auch hier mit sich und seinem sonstigen System, auf den Seiten 80 — 92, und den Seiten 93 u. f. im Widerspruch steht, so nahe er übrigens vielleicht auch der Wahrheit an einer dieser Stellen kommen mag. — Also müßte denn, nach H. L. das Genie eines und desselben Menschen, zehnmal, hundertmal mehr Böses anrichten, als Gutes u. s. w. — Ob dieß aus den Stellen erhelle, wo H. L. selbst, von Genieen spricht, daran zweifelt der Recensent. Auch wär es traurig, — vielleicht widersprechend, wenn es so wäre. Es ist hier die Rede von dem, was H. L (4ten Vers. S. 80) ein Wesen höherer Art nennt. — Der Wirkungskreis desselben, der von der intellektuellen Welt, wenn ich mich so ausdrücken darf, so viel umschließt, sollte die moralische Welt die allermehrsten male, gleichsam vermengen? — doch wäre auch das, wie wenn eines durch das andre sehr compensirt würde? — Und da könnte es denn doch noch moralisch schlimme Anlage heißen? — Hier erheben sich Zweifel, wie Meereswogen, gegen die Grundpfeiler der Lavater-

vaterschen Physiognomik. — Man bedenke nur, daß nach H. L. Theorie die mehrere physische Reizbarkeit und Kraft, der wenigern entgegen gesetzt, immer die schlimmere Anlage ist; und daß denn doch, nach dem Vorhergehenden zu schließen, mit eben derselben die mehrern Geistesfähigkeiten verbunden seyn müssen. — Nun sagt H. L. (2ten Vers. S. 65) das, was man schlimme Anlage nennt, scheint seinen vornehmsten Sitz in den festern Theilen des menschlichen Körpers zu haben; — und nach diesen sollen wir vorzüglich über den Menschen urtheilen. — Zwar können (fährt E fort) Uebung, Weisheit, Tugend, glückliche Umstände diesen Anlagen die bestmöglichste Richtung gegeben haben; aber die dadurch hervorgebrachte Veränderung ist, nach H. L. eigenen Worten, sehr fein, sehr leicht übersehbar. Wollen wir nun nicht annehmen, daß, wo die mehrsten Geistesfähigkeiten sind, immer die mehrere Unsittlichkeit sey, oder auch nur, daß Geistesfähigkeiten gar nicht auf Moralität einwirken, und diese nicht auf jene: — Voraussetzungen, die wohl nicht — des Schöpfers würdig wären: so müssen die Zeichen der schlimmen Anlagen die mehresten male mehr oder weniger, durch Uebung u. s. w. anders modificirt worden seyn. Wir werden hierüber, in der Folge, noch nähere Berichtigungen finden. Genug, wir halten uns itzt an H. L. eigenes System. — Wenn, diesem zu Folge, der Schädel das Fundament des ganzen Knochensystems ist, so stünde die Form desselben, im Verhältniß:

1) Mit seiner moralischen Anlage überhaupt.
2) Mit der Modifikation derselben, in so fern, z. B. die moralisch schlimme Anlage besser geworden.
3) Mit der, dem Grade seiner moralischen Anlage, entsprechenden Summe von Geistesfähigkeit.
4) Mit den, durch Uebung u. s. w. natürlich verbesserten, erhöhten Geistesfähigkeiten.

Nun sind jene Grade moralischer Anlage, wie wir gesehen haben, ganz unbestimmt gelassen worden; und je geringer jene Modifikationen sind (es sey, daß der Uebung u. s. w. weniger, oder daß sie bey dem geringern Uebergewichte der physischen Reizbarkeit und Kraft, nicht so nothwendig gewesen) desto feiner, desto leichter muß die dadurch bewirkte Veränderung in der Form des Schädels zu übersehen seyn. — Hiezu kommen noch, von den vorher angeführten Verhältnissen, zwey andre; nämlich auf die Form des Schädels wirkten noch:

5) Einbildungskraft der Mutter.
6) Nahrung, Clima u. s. w.

Und wie unendlich fein, wie verworren — oder doch verwickelt — diese Veränderungen und Modifikationen des Schädels unter einander seyn müssen — das überläßt der Rec. denen zu beurtheilen — die sich noch nicht Stirnmesser angeschafft haben. — Und was muß der nun wissen, der aus diesen Schädeln uns etwas vorlesen will? — Wenigstens die Buchstaben kennen, aus welchen die Worte zusam-

men

mengesetzt sind; daß heißt: wer das Recht haben will, zu sagen, eine solche Linie bedeutet dieß, muß den Beytrag bestimmen können, den alle die angeführten Dinge zu dieser Linie hergegeben haben. — Müßte, wer uns lehren wollte, warum die Rose, vermöge der Form ihrer Blätter, lieber so röche, als anders, uns nicht vorher beweisen, auf welche Art die Form dieser Blätter ins Verhältniß mit ihrem Geruch gebracht worden ist? Aber H. L. — was hat der gethan? Gesagt hat Er: das heißt so! und dieß bedeutet das u. s. w. — Ich fürchte, ich fürchte, wir werden nicht lesen lernen! werden es nie lernen! — Doch dieß sind nur vorläufige Schwierigkeiten! — Schwierigkeiten, die zum Theil mehr H. Lavaters Physiognomik und sein System darüber angehen, als die Physiognomik überhaupt. — Nur, daß H. L. nichts gethan, sie weg zu räumen, und folglich sie nicht gesehen haben müsse, das ist zu verwundern. — Er redet nur von den Einwendungen, die durch den kleinsten Theil derselben gemacht werden können, (2ter Vers. S. 66) und nennt sie scheinbare Einwendungen; aber auch bey der Bemerkung nur läßt er es verbleiben.

Freylich scheint Er sich einen andern Ausweg erspart zu haben. Diesem Ausweg nachgehen, wird uns zu einer dritten Bemerkung über sein System von Anlagen bringen. In dem Fragment über die menschliche Natur (1ter Vers. S. 33 u. f.) heißt es: „der Mensch hat mannichfaltige Leben, ein „physisches, ein intellektuelles, ein morali-

„sches;

„sches; — jedes dieser Leben hat seinen besondern
„Sitz, seine besondern Werkzeuge und Vehikeln. —
„Der Sitz der Denkkraft ist in unserm Haupte;
„der Sitz der Begierden, des Verlangens, mithin
„des Willens, in unserm Herzen; der Sitz der
„Kraft, im ganzen Körper, und vornehmlich in
„der Hand und im Munde. — Jede Art des
„Lebens haftet in körperlichen Organen. Es ist
„uns kein Leben in der Natur bekannt, das nicht
„in einem organischen Körper hafte; nicht, nach
„der Verschiedenheit dieses organischen Körpers, ver-
„schieden sey, nicht mit demselben entstehe, und
„mit demselben zu Grunde gehe. Und so ist es
„auch mit dem intellektuellen, moralischen und
„animalischen Leben des Menschen. Jedes
„hat sein körperliches Organum. Jedes ist,
„nach Verschiedenheit dieses Organons ver-
„schieden." — Der allermoralischte Mensch
„wird der unmoralischte werden können, das heißt,
„alle Begehrungskräfte des Menschen werden zum
„Schaden, zur Zerrüttung anderer geschäftig seyn,
„oder sein moralisches Gefühl wird gleichsam stocken,
„wenn gewisse Unordnungen in seinem Unterleibe
„oder in seinem Kopfe herrschen. — Es ist gewiß
„daß man von dem Charakter der Nerven und
„Muskeln des Angesichts auf das Innre der Brust
„des Menschen schliessen kann." — Der Phy-
„siognomist muß das dreyfache Leben des Menschen
„wohl unterscheiden; — er muß jedes erst ein-
„zeln, besonders an denen Orten, und in
„denen Aeußerungen, die das nächste, das
„unmit-

„unmittelbarste Verhältniß damit haben, un=
„tersuchen.“ — Nach dieser Philosophie könn=
te H. L. sagen, jene so mannichfaltige Modifica=
tion, welche moralische Anlage und Geistesfähigkei=
ten sich gegenseitig geben, brauchen im Schädel
nicht sichtbar zu seyn; aber nicht zu gedenken, daß
hiedurch die Harmonie im Menschen (worüber wir
H. L. so vortreflich werden reden hören) zerstört wür=
de — so ist Er selbst seinem System nicht treu geblie=
ben. Zufolge desselben hätte Er, so bald er von
der Moralität des Menschen reden wollen, von
der Brust und dem Unterleibe anfangen sollen.
Vergeblich hat der Rec. hiernach gesucht. — Und
im Munde sollte unser Verf. uns nicht Trocken=
heit, Kindesgüte, Laune, Zufriedenheit, Käl=
te, Satyre, Gefälligkeit, Klugheit, Beschei=
denheit, (wie dieß Alles im 3ten Vers. S. 253.
256. 262. 266. zu finden ist) — und in den Hän=
den nicht zuerst Talente, Genie, musikalischen
Sinn, feinen Geschmack, Fleiß, Schlauig=
keit; nicht weibliche Stille, Wohlanstelligkeit
Sittsamkeit, Reinlichkeit 4ten Vers. S. 48 u.
f.) — sondern Er sollte uns vorzüglich und zu=
erst physische Kraft und Stärke in ihnen gezeigt
haben. Sind Hände und Mund im 3ten und 4ten
Versuch nicht mehr, wie im ersten, die eigentlichen
Organe für das physische Leben? Zu Beweisen der
Homogeneität im Menschen, wozu H. L. die erstern
hier gebraucht, hätte Er sie erst nachher gebrauchen
können. — Doch H. L. hat schon im zweyten
Versuche vergessen, was Er im ersten gesagt. In
jenem

jenem hat Er schon (S. 71) mit großen Buchstaben drucken lassen: „In der Mittellinie des „Mundes ruht und wirkt die ganze Seele des „Menschen.

Und seiner Philosophie zu Folge hätte Er — z. B. unter andern auch untersuchen sollen, ob, wenn der Mund durch den Verlust der Zähne eine andre Form erhält, dadurch die körperliche Stärke und Schwäche vermehrt oder vermindert werde? u. d. m.

Doch die vorher angeführte Stelle giebt Gelegenheit zu einer noch wichtigern Einwendung gegen die Physiognomik — H. L. will am Menschen erkennen nicht allein, was er ist, sondern auch, was er habe werden können. Dieß ist auch eine der Eigenthümlichkeiten seiner Physiognomik, um welcher Willen er geglaubt hat, daß auf Anlage vorzüglich zu sehen sey, und wozu er unstreitig durch die Beobachtung gebracht worden ist, daß manche Bösewichter kostbaren Gemälden gleichen, die durch den Lack verdorben worden sind. So drückt er sich, im 4ten Versuch darüber aus, und glaubt,, daß es wohl der Mühe werth sey, den anzuhören, der da sage: „so ist das Gemälde!“ — Es ist also zuerst die Rede von dem fertigen Gemälde. Man unterscheide hier fertig von vollendet. Jenes bedeutet nichts, als daß es in dem Zustande ist, worin es bleiben soll, worin wir mit Gewißheit von ihm urtheilen können. — Soll nun das Gleichniß auf den Menschen passen, so muß dieser denn auch einen Moment haben, in welchem er ganz fertig

tig in seinen moralischen, intellektuellen, physischen Kräften ist. — Nun sagt H. L. in der gedachten Stelle: „der allermoralischte Mensch wird der un„moralischte werden, wenn gewisse Unordnungen „in seinem Unterleibe, oder in seinem Kopfe herr„schen.“ — Die Rede ist hier nicht von gewaltsamen mit einemmal erfolgenden Unordnungen; sondern von den allmähligen. Von diesen, — von der kleinsten Wirkung überhaupt, ist immer im Körper eine Ursache mit da; so daß, immer weiter zurück gegangen, endlich im Keim der Anlage schon, jene Unordnungen mit gegründet sind. Und diese Unordnungen wirken, auch wenn sie gehoben werden, immer weiter; Alles in der Welt ist momentan, Wirkung von Ursache, die wieder Ursache anderer Wirkungen wird; — und von den Theilen im Unterleibe, im Kopfe, — also von den weichern Theilen, wird H. L. noch weit weniger, als von den festern, vom Knochensystem, behaupten können, daß sie nicht immerwährende Veränderungen untergiengen. Und, wie läßt sich nun ein Augenblick finden, in welchem ich sagen könnte: „So wird die fertige „Anlage seyn?“ —

Dieß ist nämlich der Fall, so bald jenes Gleichniß passen soll; so bald als man sagen will, „das hat der Mensch werden können!“ — In der Folge werden sich noch wichtigere Einwendungen wider diese Vergleichung von Lack und Gemälden überhaupt ergeben. Aber wie unpaßlich, wie höchst unpaßlich H. L. Anlagen mit Gemälden hier verglichen hat, das sieht nun doch wohl ein Jeder. —

Ein

Ein Wort hier über Vergleichungen überhaupt, und besonders die im Lavaterschen Werke. Der Leser versteht die Vergleichungen an und für sich selbst; und glaubt nun auch die verglichenen Sachen zu verstehen, hält das Erläuterte für ein eben so richtig Ding, als das, wodurch es erläutert wird. Er weiß, was Lack, was Gemälde ist, kann sich vorstellen, daß dieses mit jenem überzogen und dadurch verdorben worden seyn kann; es wird ihm vorgesagt, daß Anlage eben das sey; er glaubts — und wird hintergangen. — Denn in hundert Fällen passen neun und neunzig Vergleichungen so gut — wie die eben angeführte. — Daher wäre ein vorsichtiger Gebrauch derselben, besonders in Schriften anzurathen, wo es um Bestimmtheit, und Richtigkeit der Begriffe zu thun ist; in Schriften, wo man vorgiebt zu philosophiren. Durch H. L. Vergleichungen ist hin und wieder die höchste Verworrenheit und Schiefheit in sein Werk gebracht worden. Daß man mich nicht beym Worte halte, es zu erweisen! Ich getraue mir die 99 zu vollen Hunderten zu machen. Nur, zur Probe hier noch eine aus eben dem vierten Versuche (S. 35.) Es giebt ein Thorheitsfältchen, sagt H. L., und es sollte keinen Thorheitscharakter geben? Wie? der Tropfen sollte sichtbar seyn, und das Meer nicht? " — Wie blendend! Wie wahr sieht das aus! Mancher mag daraus allein geschlossen haben, daß es um den Gegner des H. L. (wider den dieß geht!) geschehen sey.— Aber, wie, wenn der Tropfen oft sichtbar wäre, und das Meer nicht?— Für eine Mülbe, oder so

etwas,

etwas; nämlich: Unglücklicher Weise befindet sich der Mensch hier gerade in dem Falle der Mülbe. Erst muß bewiesen werden, daß das zu sehende Ding im Verhältnisse mit dem steht, wodurch es gesehen werden soll. Das Meer ist nämlich hier eben das, was die nie ganz entwickelte fertige Anlage ist; vielleicht noch etwas Mehreres. Und wenn, in diesem Falle, der Mensch nicht eine Mülbe ist — so weiß ich nicht, was er ist? —

Aber zweytens, jene Unordnungen, wo entstehen, wo sind sie zuerst? — Im Unterleibe, im Kopfe? also in den innern weichen Theilen. Und, gewaltsame Zufälle abgerechnet, schon im ersten Keime derselben enthalten. — In wie fern wirken nun diese auf die festern Theile ein? In wie fern geben sie diesen eine Richtung? — H. L. giebt zu (im vierten Versuch) daß Narren sogar, in ihrer festen Bildung, etwas Respekteinflößendes haben mögen; behauptet, daß sich folglich ihre vorige Anlage und Verstandeskraft noch zeige; und so werden jene Unordnungen in diesen weichen Theilen denn noch weniger auf die Form des Schädels z. B. einwirken, noch weniger in ihr sichtbar seyn. Nun sind sie, an und für sich selbst, auch nicht sichtbar; aber sobald die Unordnungen in ihnen mit dem ersten Keime dieser innern weichen Theile im Verhältnisse stehen, so gehören sie mit in das Gebiet der Anlagen. Die Anlagen will H. L. unterschieden wissen, weil sie, indem sie das Gröbere der Bildung des Menschen bauen, uns ihn sicherer kennen lehren, als die äußern weichen Theile, die Zufall

 oder

oder Krankheit oder Schicksaal oder misglückte Liebe misgebildet haben können. In jenem Gröbern, Festern ist aber nun lange nicht alles das sichtbar, wodurch der Mensch intellektualisch und moralisch besser oder schlechter seyn kann; es liegt in den innern weichen mit; und was ergäbe sich hieraus wider H. L. ganzes System von Anlagen? — Der Zweck, den H. L. dadurch zu erreichen suchte, würde nicht erreicht; er hätte es also vergeblich erfunden — und jene Schwierigkeiten, die er dadurch zu heben suchte, wären wieder da; Anlagen dürften nicht gemessen werden; aus ihnen wäre so wenig auf das, was der Mensch seyn könnte, und wirklich wäre, mit Gewißheit zu schließen, als aus jenen, durch Zufall u. s. w. misgebildeten äußern, weichen Theilen. —

Daß H. L. nicht einwende, in dem Keime, in der Anlage der innern weichen Theile wären jene Unordnungen nicht gegründet. Er sagt (4ten Vers. 115 u. f.) „von der äußern, und innern „Organisation des Menschen hangt die Summe „seiner Kräfte, der Grund seiner Aktivität und Passivität ab.“ — Laßt nun keine Unordnungen in dieser innern Organisation sich sogleich finden, sie ist immer schwächer, oder stärker, und bringt dadurch schon einen Unterschied zwischen Menschen hervor. Wo sie aber schwächer ist, da ist sie auch der Gefahr, in Unordnung gebracht zu werden, mehr ausgesetzt, und also ist diese Unordnung schon immer im Keime dieser innern Organisation mit enthalten. — Ihre primitive Stärke und Schwä-

che wird freylich im Verhältnisse mit der äußern, und sichtbaren Organisation stehen; aber wenn, wie gedacht, im Festern der Bildung eines Narren so gar, und also in der äußern, uns sichtbaren Organisation nichts von der, in der innern Organisation erfolgten Veränderung sichtbar ist: um wie viel weniger dann etwas von dieser mehr, wenn diese Veränderung unendlich geringer, feiner ist? Wenn auf diese innern weichen Theile durch Dinge eingewirkt werden kann, die nicht zugleich die festern äußern treffen? wenn auf sie eingewirkt werden kann, da diese schon einen hohen Grad von Härte erhalten haben? wenn, mit sichtlich schwacher Organisation, der Mensch nach H. L. eigenem System, am wenigsten Anlage zur Unmoralität, hat? — Was bliebe nun, nach Allem diesem, nach der erwiesenen Unvollständigkeit, Unbestimmtheit, Unrichtigkeit des Systems der Anlagen, von demselben — von dieser Einen Eigenthümlichkeit der Lavaterischen Physiognomik, und von dieser ersten Grundsäule der Gewißheit aller physiognomischen Kenntniß übrig? — Die Leser mögen es aussprechen! — Und, wenn sie wollen, mir weiter folgen! —

Vielleicht werden sie sagen, wenn jene, in der innern Organisation vorgegangene Veränderungen, wodurch der Mensch moralisch und intellektualisch schlimmer geworden seyn kann, nicht sichtbar sind — so ist es nicht allein um das System von Anlagen, vermöge dessen man lehren wollte, „was ein Mensch seyn könnte“ — sondern auch um jedes Urtheil,

„was der Mensch ist," geschehen? — Aus diesem allein, liebe Leser, läßt sich das noch nicht folgern. Nur die Folge wird uns die Unübersehbarkeit des Menschen lehren; — denn wie? — wenn diese Veränderungen vielleicht — wenigstens zum Theil, in den weichen Theilen, in den Zeichen der Kränklichkeit, sichtbar blieben? — Freylich ergiebt sich daraus eine sehr entscheidende Einwendung gegen eine zweyte Eigenthümlichkeit der Lavaterschen Physiognomik, gegen die zweyte Grundsäule der Gewißheit physiognomischer Urtheile. —

H. L. will, wie wir gesehen haben, diese weichen Theile abgesondert wissen, weil durch sie der Mensch misgebildet worden seyn kann; er nennt Krankheit besonders, als Ursache, die uns verhindre, mit Sicherheit zu sehen, was der Mensch werden und nicht werden, seyn und nicht seyn könne. — Aber, wenn jene Veränderungen in der innern Organisation, nach Hr. L. eigenem Geständnisse, keine Spuren in der äußern, d. i. im Festen der Bildung, machen: — sollte Er selbst mir es nicht einräumen, daß sie wenigstens in den weichen äußern Theilen sichtbar sind? — Ich zweifle nicht. — Sind diese weichen Theile nur hier zur Erkenntniß des Menschen nothwendig, warum nicht in mehrern Fällen? — Warum nicht in allen? — Wie kann — ich begreif' es gar nicht! — wie kann Hr. L. sie je von den festern haben trennen wollen, wenn Er über den Menschen urtheilen will? — Er, der so einsichtig über die allgemeine Harmonie schreibt und denkt? —

Zu-

Zuerst „was ist die Ganzheit, Zusam„menstimmung, Einförmigkeit der verschiede„nen Theile des menschlichen Körpers," wovon H. L., unter andern, im 4ten Versuche S. 112 spricht? — Ist es nicht eine ununterbrochene Kette von Wirkung und Ursache, und Ursache und Wirkung? Ist es nicht eine in einander gegründete Verbindung Eines mit Allem, und Alles mit Einem? Kann etwas davon weggenommen werden, ohne daß vieles mangelhaft werde? es sey, als Wirkung, oder als Ursache, oder als beydes zugleich? Ohne, daß ich also von dieser Ganzheit, wenn ich sonst von ihr zu urtheilen vermag, richtig urtheilen kann? — So denke ich mir die allgemeine Harmonie. Was wäre auch, ohne solche Harmonie, die allschaffende Weisheit? — Und an diese Harmonie glaube ich mit so inniger, lebendiger Ueberzeugung, als H. L. nur daran glauben kann. — Ob ich sie deswegen für übersehbar vom Menschen; ob ich es für möglich halte, das Wie derselben zu kennen, das ist eine andre Frage, deren Beantwortung sich in der Folge finden wird. —

Entweder existirt nun diese Harmonie gar nicht, oder sie existirt überall. Sie in einem Falle annehmen, und in einem andern läugnen; sie an einer Stelle, in einigen Theilen finden, im andern nicht, das ist es, was ich ganz unbegreiflich finde — weil es so unphilosophisch ist, als Menschenphilosophie nur seyn kann. — Und wie? Man sollte den Menschen von denen Theilen seines Angesichts entkleiden müssen, die uns, so wie

wir geschaffen sind, wenigstens die angenehmsten Empfindungen gewähren können, um zu wissen, was er ist? Was ist die Philosopbie, welche nur einen Augenblick die menschliche Natur aus den Augen verliert? Der Naturforscher zerlege, wenn er wissen will, was und wie ein Ding ist; der Arzt zerschneide selbst den menschlichen Körper, wenn er uns nützlich werden will: aber zerlegen und zerschneiden beyde, weil ohne das wirkliche Widersprüche blieben? Und würden wir, wenn wir auch alle Aerzte wären, deswegen uns an der Herrlichkeit der Erscheinungen nicht weiden können, wie der Physiognomist es nie kann, weil er eigentlich bey jeder Erscheinung zerlegen muß? Heißt dieß nicht, immer mit Brillen auf der Nase umher gehen, damit wir, die, dem Auge unsichtbaren Höhlen, Gruben und Flecken auf der so eben, so sanft, so rein scheinenden Fläche entdecken können? Heißt so physiognomisiren nicht immer Präparationen machen? —

Die Folgerungen, wenn man die Untheilbarkeit des menschlichen Körpers behauptet, mögen ausfallen, wie sie wollen; genug, ein Jeder muß sehen, daß, ohne diese Untheilbarkeit sich nie über den Menschen urtheilen, richten, philosophiren läßt.—

Auch haben H. L. diese weichen Theile sehr wichtige Dienste geleistet. Seine Philosophie über die menschliche Natur mag gegründet seyn, oder nicht, genug Er behauptet, wie die Leser sich erinnern werden, „daß es von dem Charakter der Nerven „und Muskeln des Angesichts, sich auf das Inn-

„re

„re der Brust des Menschen schließen läßt.“ So mußte Er auch, nach seiner Philosophie, folgern, wenn er aus den Schädeln, wie Er es thut, Alles, und also auch die Moralität des Menschen, erkennen wollte, die Er vorhin in die Brust und den Unterleib gelegt hatte. — Und wo fang' ich an, wo hör' ich auf mit mehrern Beyspielen? Also von hinten zuerst; aus dem 4ten B. S. 148. „Die Mittellinie des Mundes, wenn er geschlos„sen ist vornehmlich — und neben ein, wenn er sich „ein wenig öfnet: und die Linie, die das obere „Augenlied auf dem Augapfel beschreibt. Die„se verstehen, heißt das menschliche Gesicht verstehen. „Mittelst dieser zwey Liniamente, ich behaup„te es kühn, ist es möglich, ist es leicht, den „Geistes und Herzens Charakter eines jeden „Menschen zu dechifriren. — Und nun noch Eins aus dem ersten Versuche (S. 51) hier sieht H. L. einen großen Mathematiker, das Erstaunen von Europa!, der die gemeinste Physiognomie von der Welt zu haben scheint — „bis auf einen beson„dern Zug, der seinem Blicke eine eigene Be„stimmung gab — eine Bestimmung, sagt Er, „die ich erst einige Jahr nachher an einem an„dern himmelweit von diesem verschiede„nen — aber ebenfals treflichen Kopfe entdeck„te, der sonst auch eine, alle meine Physio„gnomik irre machende, flache Gesichtsbildung „hatte.“ Also, zwey Männer, trefliche, sehr trefliche, wovon der eine das Erstaunen von Europa ist, hatten in ihren festen Theilen Nichts, wor-

in ihre Treflichkeit zu erkennen gewesen wäre? In einem Zuge, in einem Blicke entdeckte H. L. Alles von ihnen? In den festen Theilen ihres Körpers zeigte sich nichts von ihren Talenten" — und H. L. baut seinen Stirnmesser auf den Grundsatz, daß sie sich darinn zeigen; (Viert Vers.) hofft, daß dieser Stirnmesser alle Zweifel des Weisen und des Thoren heben werde. Aber aus Physiognomik sollte, auf diese Art, Wissenschaft werden können? H. L. hätte den Grund dazu gelegt? Nimmermehr! Wenn soll sich denn der Physiognomistreude an Anlagen, wann an weichen Theilen halten? Wann er nicht fort kann, wann er sich geirrt hat, nicht wahr, dann soll er sich damit helfen, daß er dem Menschen, der ihm herrlich schien, und ein Schurke war, herrliche Anlagen anerklärt, und so umgekehrt? — Wohin dieß führt, mag jeder Leser folgen. — Und damit er eine Autorität von H. L. selbst mit auf den Weg habe, so nehm er folgende: (aus dem 4ten Vers. 149.) „Gott und die Natur flicken nicht zusammen! Wie „das Auge; so ist das Ohr: ... Wie die Stirn, „so jedes Härchen des Bartes. Ein jedes Theil„chen hat die Natur und den Charakter des Gan„zen." — H. L. hat dieß mit großen Buchstaben hindrucken lassen, und glaubt, nicht oft, nicht laut nicht, tief eindringend genug, es sagen zu können. Mit lebendiger Ueberzeugung sage ich es Ihm nach — und fahre nun fort. —

Soll diese Harmonie bestehen; — soll das, was den Menschen belebt, (es sey eine für sich be-

ste-

stehende, in einem einzeln Theile, gleichsam residirende, oder seinen ganzen Körper gleichsam durchfließende, Substanz — es sey, was es wolle!) soll dieß, soll was wir Seele nennen, ein Ganzes, ein einziges Ding seyn; können wir uns solches nicht, als verschieden in sich oder zweyfach denken: so bleiben die weichen Theile nothwendig; sie können, sie dürfen nie von den festen getrennt werden, so bald vom Urtheil über den Menschen die Rede ist; — und — eben so, wie aus H. L. eigenen Sätzen, seine Theorie der Anlagen 1) überhaupt unvollständig und unzuverläßig wird, und damit die Grundsäule der Gewißheit physiognomischen Urtheils zu Boden fällt, eben so ergiebt sich aus den vorhergehenden Bemerkungen, daß 2) die Anwendung jener Theorie, für sich betrachtet, nicht Stich hält, und daß damit die Zweyte Eigenthümlichkeit der Lavaterischen Physiognomik, die nothwendige Trennung der weichen von den festen Theilen, nichts beytragen kann, die Physiognomik zur Wissenschaft zu machen. — Und wirklich, wären auch nur in den weichen Theilen, wie H. L. (2ten Vers. S. 69) sagt, „Fleiß, Nachdenken, Uebung zehnmal stärker ausgedrückt, als in den „festern“ — wie konnte Er je auf seine Schädeltheorie verfallen? — —

Freylich sind wir nun, wo wir waren, ehe H. L. anfieng zu schreiben. Alle die Ungewißheit physiognomischer Urtheile, welche H. L. durch das widerlegte System wegräumen wollte, dadurch allein weg zu räumen vermochte, ist wieder da. — Aber

vielleicht kann dieß nie anders seyn? Vielleicht dürfen wir nie die Möglichkeit hoffen, aus dieser Ungewißheit gezogen zu werden? —

Das, was H. L. über den Sokrates sagt, mag, als vorläufiger Beweis dieser Meynung dienen. Zu entscheidendern werden wir in der Folge kommen. —

Ueber den Ausdruck im Gesichte des Sokrates ist man so ziemlich außer Zweifel. Wäre auch das Urtheil des Zopyrus nicht bekannt, es ließen sich aus dem Alterthum Zeugnisse genug über das Silenmäßige desselben beybringen. Was Alcibiades beym Plato (opera Plat. Ficini S. 296) sagt, würde die Sache allein entscheiden. Auch findet H. L. im Blicke im Munde des Sokrates weder Zeichen der Mäßigung, der Enthaltsamkeit, noch des Verstandes. „Das Gesicht hat Nichts, sagt Er, „(4ten Vers. 67) von jener edlen Einfalt, jener „kalten anmaßungslosen, planlosen, sich jedermann „empfehlenden Offenheit; es ist offenbar, daß aus „den Augen etwas Falsches, zugleich viehisch Wol„lüstiges heraus blickt — und im Munde!“ —

Und welchen Weg ist H. L. nun eingeschlagen, um den Folgerungen hieraus wider alle Gewißheit der Physiognomik zu entweichen? Den obern Theil dieses Gesichts, — diese Augen sollen wir zudecken! Zudecken? um, wenn sonst aus der Physiognomie eines Menschen mit Sicherheit zu urtheilen wäre; um über einen Sokrates urtheilen zu können? — Ich gesteh' es, daß ich meinen Augen nicht traute, da ich das las. — Hat

Herr

Herr Lavater denn hier ganz vergessen, daß Er (im ersten Vers. S. 45) „das Zusammentreffen des Feu„ers und der blitzähnlichen Bewegung des Auges „mit durchdringendem Verstande und schnellem Witz, „als den entscheidensten Beweis, daß beydes in Be„ziehung mit einander stehe, also, als Beweis für „die Wahrheit der Physiognomik annimmt? — „Aber der Mahler, sagt Hr. L. oder Bildhauer u. „s. w. hat einen fatalen Moment gewählt." — Nur der Maler? Nur der Bildhauer? — Nicht auch Zopyrus? Nicht auch Alcibiades, oder Plato? — Wie man so Etwas sagen kann, nachdem man vorher (S. 64) die Aehnlichkeit des Sokrates mit seinen Bildnissen angenommen hat, nachdem man von der allgemeinen Einstimmung der Zeitgenossen des Sokrates über sein Antlitz, unterrichtet ist. — das ist mir das Unbegreiflichste in der ganzen Physiognomik! — Also muß Sokrates der Momente, wo sein Blick viehisch wollüstig war, viel, sehr viel — er muß gar keine andre gehabt haben? Er, dessen Geist so viel, und fast immer in Uebung war, sollte, wenn ja der Geist im Aeussern sichtbar ist, auf die Gestalt eines Menschen einwirkt, Er sollte dadurch, in diesem Falle nicht einen andern Blick erhalten haben? Uebung, Fleiß Nachdenken zeigen sich in den weichen Theilen zehnmal mehr, als in den festen (2. 69) und in Sokrates Auge, wenn sie sich einmal darin zeigen, in diesem weichen Theile, sollte nichts davon sichtbar gewesen seyn? Als wenn H. L. Obiges nicht eben von den weichen Theilen des Sokra-

tes gesagt hätte! Wie sich das Alles, auf fünf, sechs Seiten hinter einander, widerspricht! — Es wird schwer, hierüber noch etwas weiter zu schreiben! — —

Doch wie, wenn Alcibiades, oder Plato von der Form des Gesichts überhaupt (wie H. L. S. 64 sagt) nur geredet hätten? Von der Form? Also von den festen Theilen? — da wäre nun freylich Sokrates, wie ihn H. L. abstechen lassen, sich gar nicht ähnlich. Wir wissen ungefähr, welche Vorstellung die Alten von einen Silensgesicht hatten. — Wie ihnen ein Silen aussah? Aber wie? In eben diesem, in H. L. Physiognomik befindlichem Kopfe, findet H. L. das, wodurch Er sich zu retten pflegt, auch hier zu retten sucht: — alle mögliche Anlagen für „kraftvollen Verstand, Kraft, unbeweglichen Sinn (S. 68) — Und dieß wäre etwan auch ein Silens Kopf? — H. L. denk' ich, wird es lieber bey dem Kopfe, den Er vom Sokrates uns zeigt, bewenden lassen, lieber sich auf diese Anlagen berufen. —

Freylich, nur Schade! daß Sokrates dem Zopyrus Recht gab, der ihm Neigungen zur viehischen Wollust, zur Trunkenheit zuschrieb. — Doch auch hier weiß H. L. sich Rath. Sokrates soll den Geist, der in ihm war, nicht gefühlt; er soll Zufälligkeiten, weil sie ihn von Jugend auf umgaben, für Anlage gehalten haben? — (S. 67) Wirklich? So wäre die Sache gewesen? Ein Sokrates hätte nicht gefühlt, was er sey? So wenig soll Er, dieser Mann, mit sich bekannt gewesen

seyn?

seyn? — O! Ich bitt Euch, macht ihn doch lieber zum Heuchler, zum Scheinheiligen, zum eitlen Prahler! — oder zum Dummkopf! Denn das muß er wahrhaftig gewesen seyn, wenn Er Zufälligkeiten, die ihn umgaben, für eigene Anlage hielt. Die wollüstigen, den Trunk liebenden Athener sollen einen Sokrates glauben gemacht haben, er selbst habe auch dergleichen Neigungen? — Fähigkeiten, Talente sich zuschreiben, ist wohl die Sache schwacher, eitler Menschen; und andere Neigungen geben sich Hofleute und Verliebte; — aber schrieb sich je einer, der Anspruch auf Verstand machen wollte, die Laster des andern zu? Wenn Sokrates ehrlich bleiben soll, so muß er mehr thun, als sie sich zuschreiben; er muß sie glauben. Hat er sie wirklich, so zerkrümelt sich hieran das Lavaterische System von Anlagen; hat er sie nicht, und glaubt sie : : : wie gesagt, Leser, Ihr habt die Wahl. Entweder ist Sokrates — ein Betrüger — oder ein Dumkopf — oder die Wahrheit und Gewißheit aller Physiognomik ist — aufs mildeste von ihr gesprochen — ein Traum! —

Ja wohl ein Traum! S. 66 sagt H. L. „Das „Gröbere, das Festere der Bildung kann so wenig, „so unmerkbar verändert worden seyn, diese Veränderungen, welche Uebung, Anstrengung, bewirkt „haben, können so fein, so leicht übersehbar seyn; „von dem stärkern Eindrucke, den die Grundlage „des Gesichts auf uns macht, so leicht verdrängt „werden, daß manche sehr scheinbare — aber nur „scheinbare Einwendungen gegen die Physiognomik

daraus

„daraus entstehen können. — Wenn das Hinschreiben einer Meynung für ihre Wahrheit genug ist, so hat H. L. Recht. Aber wer lernen will, muß prüfen. Und wer sich zum Physiognomisten machen will, muß doch ein Bischen untersuchen. Und also — gilt die angeführte Stelle vom Sokrates (wie sie denn in dem Fragmente von ihm steht) so hatte Sokrates — nicht die Anlagen, die H. L. ihm nachher giebt: das sieht denn doch ein Jeder? — doch von ihm, oder nicht, das Gröbere, Festere der Bildung wird so leicht übersehbar geändert, und das Weichere sollen wir wegnehmen, oder zudecken — und was bleibt nun, woran wir sehen können, was der Mensch ist? — Nur was er seyn kann? — sollen wir das etwan allein sehen? Freylich ist dieß ein Bischen wenig; aber doch immer freylich auch das Sicherste. Darüber läßt sich gar nicht, oder zu viel streiten. Es bedarf nicht eines Grundsatzes um die Leser zu überzeugen. —

Zwar giebt es noch einen ander Ausweg, um vielleicht diesen Widersprüchen über Sokrates zu entgehen. Ob H. L. uns dahin mit folgen, oder eigentlicher, ob dieser Ausweg uns nicht ganz von seinem System, und aller Möglichkeit physiognomischer Gewißheit wegführen wird, weiß ich nicht. — Wenn uns, zum Unglück aber, Erfahrung darauf vorgienge? —

Herr L. sagt (S. 69) „daß Sokrates zum Theil sich selber in Ansehung seiner Anlagen geirrt. — Also hatte Sokrates zum Theil, die Anlage zu dem, wie er wirklich war, zum Theil

zum

zum Trunkenbolde, Wollüstling u. s. w. — Also war, nach H. L. System Widerspruch unter seinen Anlagen; also auch in den Theilen, die durch diese Anlagen gebaut, und wodurch sie vorzüglich ausgedrückt werden? Also in den festern? — Und nun möcht' ich wohl wissen, zuerst, wie Maler, oder Bildhauer u. s. w. eine Lavatersche Einstimmung in den Kopf des Sokrates hätten bringen können? Giebt es in den festen Theilen auch Momente, wie es Momente für den Blick giebt? — Zweytens, mag es mit diesem Widerspruche auch wohl seine Richtigkeit haben (wenn man es sonst einen Widerspruch nennen kann) nur wird dieß wie gedacht, zu nachtheiligen Folgerungen für H. L. führen.

Es ist schon bemerkt worden, daß aus einer und derselben Quelle ganz verschiedene Handlungen fließen können, die einen und denselben Menschen, in einem Falle grausam, und hart, in einem andern milde und weich zeigen. Die ganze Geschichte bestätigt das. Männer, welchen man Stärke und Festigkeit des Charakters in einem Falle nicht absprechen kann, haben in einem andern, eben so viel Schwäche. Wer kennt nicht Türennes Stärke und Festigkeit des Charakters als Feldherr? Wer hielt, an der Spitze des Heeres, den Punkt, wohin er wollte, fester? Man studire, unter andern, nur seine beyden letzten Feldzüge. — Und wer war kaltblütiger und ruhiger, und konnte also fester seyn, als er? — Aber, wer war, als Mensch, schwächer? Wer gieng so leicht von Franzosen zu Spaniern und von Spaniern zu Franzosen über?

Wer

Wer hielt so wenig an einer Parthey? Nach einer unglücklichen Schlacht in Bayern, schrieb er an seine geliebte und kranke Schwester, die Herzoginn von Bouillon, in langer Zeit nicht, um von dem gehabten Unglücke sie nicht unterhalten zu dürfen, ob sie gleich durch andre wissen mußte, was vorgefallen war, — indem er zu gleicher Zeit, mit der, ihn als Feldherr charakterisirenden Festigkeit, den Feldzug fortsetzte: — Und wer ließ denn endlich, im Arm einer Geliebten, das Staatsgeheimniß entwischen? — H. L. gehe die Geschichte aller Helden, von Alexander bis auf — Jonathan Wild durch; er wird, was Fielding bey Gelegenheit des letztern bemerkt, fast durchaus bestätigt finden. — Diese, oder doch diesen ähnliche Einwendungen sind H. L. schon von einem Aldenburgischen Gelehrten (3ter Versuch) gemacht worden, und Er hat — dort auch etwas zur Antwort hingeschrieben. Es heißt: „ihr Gesicht (das Gesicht solcher Personen) „zeigt ihre Kraft, und ihre Miene die Anord„nung ihrer Kraft. Die Ausdrücke ihrer Klein„heit verhalten sich bisweilen, wie die Flecken der „Sonne zur Sonne.“ — Aber ist denn diese Antwort auch wirklich eine Antwort? Muß jene Schwäche nicht im Menschen auch gegründet seyn? Müssen wir, um diese Fälle zu untersuchen, nicht bis auf die Entstehung dieser Schwäche zurückgehen? nicht auf ihre Ursachen? ihre Veranlassungen? müssen auch dazu keine Anlagen im Menschen seyn? Allerdings! oder diese Welt ist ein Klumpen ohne Ordnung; es existirt keine Kette von

Wir-

Wirkung und Ursach. — Und ist die Schwäche in der Anlage mit gegründet, so muß es, in einem und demselben Menschen entweder zweyerley Anlagen geben, d. i. der Grad seiner physischen Reizbarkeit und Kraft muß, mit verschiedenen Handlungen, in verschiedenem Verhältnisse stehen, muß in einem Nu größer, und im andern kleiner seyn; oder dieser Grad bleibt derselbe, und macht nur einen und denselben Menschen bald schwächer, bald stärker: — in beyden Fällen kann es keinen Schädel geben, der, Ausschließungsweise, für Stärke oder Schwäche des Charakters zeugte, (wie H. L. es behauptet, und worauf Er alle physiognomische Gewißheit bauet) oder vielmehr aus großer Ur- und Stoßkraft eines Schädels kann H. L. nicht (wie Er im 2ten Vers. S. 150 sagt) mit Sicherheit auf Stärke des Charakters schliessen — mit einem Worte, es giebt keine Grundsätze, so daß Physiognomik je Wissenschaft werden könne? —

Diesen Grad von physischer Reizbarkeit und Kraft, der einem und demselben Menschen, in dem einen Falle Stärke, im andern Falle Schwäche giebt, je nach dem dieser Mensch durch diese oder jene Summe von Umständen geworden ist, was er ist, scheint H. L. selbst, in dem was Er über das Genie (4ter Vers. S. 93 u. f.) sagt, anerkannt zu haben. Man lese die Stelle nur aufmerksam nach. — Und mein Gott! wo ist denn einer, der nicht, wenigstens in eben so viel Fällen, schwach wäre, als er in vielen stark ist? — Und auf diese Art

ließe sich denn sehr gut der Charakter des Sokrates (der Recensent redt nicht von seinem Aeußern) erklären. Es sey ferne, daß ich dem Sokrates Schwächen zeihen wollte. Aber eben dieselbe Temperatur, (wenn ich mich so ausdrücken darf) vermöge welcher er zur strengsten Uebung seines Geistes, zum Fleiße, zum Nachdenken gebracht wurde, eben derselbe Grad von Leidenschaft, itzt gerichtet auf Philosophie, — konnte nicht der mit eben den andern Neigungen bestehen, welchen Sokrates entgegen gearbeitet zu haben vorgab? Konnte nicht eben dieß etwas beytragen, daß Sokrates wurde, was er war? — Ich überlasse die Entscheidung den Lesern, und bemerke nur noch, daß H. L. verlangt, man müsse den Blick des Sokrates, um den Mann richtig zu beurtheilen, sehen, „wenn der „Edle uns Ehrfurcht gegen die Gottheit — Hof„nung der Unsterblichkeit — oder Einfalt und Be„scheidenheit lehrte.“ — Ich will nicht sagen, daß das heißt von dem Geiste eines Menschen urtheilen wollen, wann dieser Mensch vor seiner Geliebten steht, — genug, dadurch werden die festen Theile nicht verändert, und wenn H. L. zu solch einem Zustande des Sokrates seine Zuflucht nimmt, um sein Gesicht erklären zu können, was ist das wohl anders, als die Pathognomik für zuverläßiger, als die Physiognomik erklären? — Freylich hörte Alcibiades den Sokrates oft reden, und fand doch immer das Silensgesicht in ihm? Wenn dieß Eine Beyspiel doch diejenigen Herren be-

herzi-

herzigen wollten, die so viel über moralische Schönheit philosophirt haben. — Es ist ein gar herrliches Beyspiel, Schade daß noch keiner darauf gefallen ist! und erspart dem Recensenten einen halben Bogen Schreiberey. — Und was die Pathognomik betrift — nun, die hat sich nie für unfehlbar ausgegeben! —

Auf diese Art hätten wir denn doch wohl die unglücklichen weichen Theile gerettet.

Und wirklich — Verehrungswürdiger Lavater! sagen Sie mir, der ich weder aus Vorurtheil gegen Sie — ich liebe und schätze Sie von ganzem Herzen! — noch aus Vorurtheil oder noch unedlern Gründen wider die Physiognomik dieß niederschreibe — sagen Sie selbst, ob in einer Welt, wo, nach Ihren eigenen Worten, „je mehr wir die Natur erforschen, „je mehr Ordnung, Verhältniß, Zweck, wohl„thätige Absicht bemerkt wird„ — in einer Welt, wo wir unsern Blick nie von dem, was wir ein Ganzes nennen, wegziehen dürfen, um dieses Ganzen selbst, sondern um unsrer Schwäche willen, um Verwirrung unter unsern Vorstellungen zu vermeiden — sagen Sie selbst, ob in der Welt des Vollkommensten und des Gütigsten, das Auge eines Sokrates — eines Sokrates! — zugedeckt werden müsse, um ihn richtig beurtheilen zu können, um uns mit seinem übrigen Gesichte, wie Sie sagen, auszusöhnen — wenn wir nämlich irgend sonst berechtigt sind, mit Gewißheit aus irgend einem Gesichte etwas zu schließen? — O! Es

lieber bey der Erklärung des Alcibiades bewenden lassen! Lieber gesagt, der Kopf des Sokrates war Misgrif der Natur, war Druckfehler (2ten Vers. S. 65) ob ich gleich jeden andern Kopf lieber dafür gehalten haben möchte, aus diesem, und aus andern Gründen, worüber wir gewiß einig sind! — denn, auch Sie erkennen keine wirklichen Widersprüche in dieser Welt. Und, wo Sie selbst nun diese Widersprüche angeben — was würde daraus folgen? Nicht das Gegentheil von dem, was Sie durch Ihre ganze Physiognomik hindurch behaupten? Folgte nicht, daß dieser Theil unsrer Erkenntniß nie von uns zu einem untrüglichen Grade von Gewißheit, nur so weit, als bey andern Gegenständen, zu bringen seyn würde? Für diejenigen Geschaffenen, wenn es dergleichen Geschaffene giebt — Und, verehrungswürdiger Mann, ich glaube das Gegentheil mit der lebendigsten Ueberzeugung — für diejenigen Geschaffenen, welchen es gegeben ist, das ganze Geschaffene zu übersehen, die ganze Natur zu durchschauen, für diese ist sicherlich auch im Gesichte des Sokrates kein Widerspruch: aber auch deswegen für uns nicht? Ich sehe keine Verbindung zwischen diesen Sätzen; und Alles, was Sie im 3ten Vers. S. 153 dafür gesagt haben, ist es mehr, Theuerster Mann, als was sich mit eben solchen Sätzen beantworten liesse? — Und was würde nun hieraus folgen? Nicht, daß das Physiognomisiren, als bloßes Geschäfte betrachtet und gewürdigt, nichts Aehnliches mit dem, freylich auch oft langwierigen, aber nicht so scheinbar

bar vergeblichen Suchen in andern Wissenschaften habe? Daß das Wachhalten der Lebensgeister bey dem Experimente, wie sich ein bekannter Schriftsteller ausdrückt, hier nicht so angesehen werden könne, als dort? — Ihnen selbst überlasse ich die Entscheidung! — Aber Ihr Versuch einer Erklärung des Sokratischen Gesichts ist mir der sicherste Vorbeweis geworden, daß das Thor zur Physiognomik, als Wissenschaft, uns ganz verschlossen sey; daß uns höchstens Ritze offen sind, durch welche wir in das Gebiet dieser Kenntniß hinein schauen können. Doch Verzeihung bey Ihnen (wofern dieß Blatt je in Ihre Hände fällt) und auch bey meinen Lesern, dieser Anrede wegen. —

Von diesen letztern wird nun wohl keiner sagen: „Aber, wenn diese weichen Theile der Wahrheit entgegen ständen? wenn sie deswegen getrennt, zugedeckt werden müßten?“ — Nimmermehr stehen sie der im Wege! Dünkte uns dieß, (wie es denn dem Menschen leicht so dünken kann) so müßten wir schließen — daß wir nicht bestimmt sind, die ewige, allgemeine Harmonie zu übersehen. —

Und dieß wird sich denn nun aus folgenden Bemerkungen vielleicht noch deutlicher ergeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

VI.

Nachricht von einem Familiengemälde vom Herrn Tischbein in Cassel.

Schreiben an einen Freund.

Bey meiner letzten Durchreise durch Cassel konnte ich, so kurze Zeit mir auch gegönnt war, mich doch nicht entbrechen, unsern Freund, den Herrn Rath und Professor Tischbein, in seiner Wohnung aufzusuchen; er war zwar abwesend, allein man hatte die Gefälligkeit, mir das Vergnügen zu gewähren, daß ich seine neuesten Arbeiten betrachten konnte.

Dieser vortreffliche Künstler fährt mit dem rühmlichen Eifer eines großen Artisten, der sich des guten Erfolgs seiner Kunstausführungen bewußt ist, fort, sich durch neue Arbeiten den bereits erworbenen Ruhm zu bestätigen: da er unter die wenigen gehört, die sich ein wirklich Studium aus ihrer Kunst machen, und vor allen sich selbst müssen befriediget haben, ehe ihnen der Beyfall anderer Vergnügen erwecken soll. In Aufsuchung des Ueblichen, zum Beyspiele, ist er unermüdet, und hält es gar nicht unter seiner Würde, bey Gelehrten sich Raths darüber zu erholen. Wiewohl er diesen oft sehr zu schaffen macht, da seine Zweifel und Fragen immer solche Dinge und Umstände betreffen,

treffen, die nicht so leicht aufzuklären und zu bestimmen sind. Er beschäftiget sich gegenwärtig mit vier großen Stücken für die Fürstliche Kapelle, wozu ich die herrlichen Skizen gesehen habe: besonders war ein Judas mit allem Ausdrucke einer Judasphysiognomie gemalt. Doch diese Stücke verdienen einmal eine eigne Beschreibung. Ich übergehe auch ein von ihm selbst gemaltes Eignes Portrait, mit ungemeiner Kraft gemalt. Unter seinen ältern Stücken, wünschte ich von einem den ganzen Eindruck Ihnen mittheilen zu kennen, den es auf mich gemacht hat. Herkules bringt die Alcestis dem Admet wieder. Alle drey sind halbe Figuren; sie weiß verschleiert, der Gürtel und das Haarband blau; das Gesicht und der Blick blaß und schmachtend; man denke sich eine Gattinn, die aus der andern Welt wieder zurück kömmt. Mit anmuthsvoller Unschuld, Freude und Ungedult, schaut sie unter dem Schleier hervor, welchen Admet aufhebt. Mit welchem Erstaunen sieht er ihr ins Gesicht! Herkules dagegen blickt mit zufriedenem Lächeln auf den Admet, den er nur mit Mühe beredet hatte, den Schleier aufzuheben. — Itzt will ich Ihnen eine Beschreibung von seinem Familienstücke geben, das Sie oft werden haben rühmen hören, und das in der That auf eine vorzügliche Weise längst verdient hätte, dem Publicum bekannt zu seyn.

Der Platz, auf welchem sich die Familie beysammen befindet, ist ein Zimmer, dem Wohnzimmer des Herrn T. völlig ähnlich. In der Vertie-

fung ist die Rückwand, und rechter Hand hin, (auf der Leinwand, versteht es sich) die Seitenwand, in der Mitte derselben steht ein schmales Repositorium mit Büchern; oben drauf die Büste vom Laokoon; weiter rechter Hand hin in der Tiefe ein zugezogenes Fenster; darneben ein Schrank mit einer Glasthüre, und dann eine Wand mit einem Fenster, durch welches man eine schöne Aussicht zu haben glaubt und das zur Vertiefung des übrigen ungemein viel beyträgt. Ich muß alle diese kleinen Umstände, so langweilig sie auch für Sie, als den Lesenden, seyn können, anführen, denn eben jene an und für sich unbedeutenden Stücke machen zusammen einen bestimmten Platz, und geben dem ganzen Wahrheit. Wahrheit ist aber die erste Foderung an ein Familienstück.

Vom Bücherrepositorium linker Hand hin kömmt eine grüne Tapetenwand zum Vorscheine, an derselben steht ein Klavier, und vor derselben ein Stuhl. An diesem ist eine Staffeley gestellet; hinterwärts fängt die Gegenwand an, an der ein bespanntes Bret abgekehrt gelehnt ist, an dessen blauen Bändern ein Kätzchen spielt.

Ich habe ihnen nunmehr die Wand rund herum beschrieben und den Platz deutlich gemacht, in welchem die Hauptgruppe erscheint, welche aus Herrn Tischbein und seinen beyden Töchtern besteht. Vornan sitzt die ältere, seitden verheurathete, an einem Tische, auf einem grünsamtenen Stuhle, und hält mit der linken Hand eine Zeichnung mit Röthel,

chel, in der Rechten eine andre mit Kreide auf blau Papier, die den Riß des ganzen Bildes vorstellt, nebst der Namensaufschrift von Herr Rath Tischbein und dem Jahre 1774. Mit gefälliger Miene sieht sie vorwärts, und scheint mit der Zeichnung zufrieden zu seyn.

Ihr zur rechten, hinter dem Tische, steht die andre Demoiselle Tischbein, seitwärts mit dem Kopfe gegen einen Papagey gerichtet, der ihr auf der rechten Schulter sitzt und eine halbe Nuß hält; sein Käfich hängt gleich hinter ihr. Mit der Hand lehnt sie sich auf eine kleine Commode, auf welcher einige Gypsfiguren stehen: vorwärts ein Kopf vom Laokoon, hinten eine Amphitrite, und abgekehrt ein Kopf von dem zweyten Sohne Laokoons. Die Amphitrite erscheint in dem hinter dem Rücken stehenden Spiegel, der den Trümeau ausmacht.

Ich habe vorhin eines Fensters gedacht, durch welches man die Aussicht zu haben glaubt, die man durch die Fenster der Tischbeinischen Wohnung wirklich hat; sie ist eine der schönsten und muß von je her zur Aufheiterung und zur Erweckung der Einbildungskraft des Hrn. Tischbeins viel beygetragen haben; sie geht über die Aue weg und ist mit entfernten waldichten Bergen begränzt. Außen vor dem Fenster steht ein Nelkenstock; von innen liegt auf der Fensterbank weibliche Arbeit, Nesseltuch, woran gestickt worden, mit Werkzeug, Scheere u. s. w. Am Fenster steht ein Stuhl, worauf ein Nähbeutel liegt, nebst einem seidnen Tuche, das

herabhängt. Den Platz vor dem Stuhle bis an den Trümeau füllt ein Fußschemmel.

Linker Hand von der ältern Frau Tochter, die am Tische mit Zeichnungen sitzt, steht der Hr. Rath T. an einem andern Stuhle gelehnt, seitwärts vor einer Staffeley, mit der Palette und den Pinseln in den Händen; er selbst häuslich gekleidet, in einem grauen Oberrocke, mit einem ruhigen heitern Blicke, jedoch nicht ohne den Eindruck des ernsten Nachdenkens; er scheint endlich zufrieden mit der Erfindung, die er nun auszuführen gedenkt, und man erwartet den Augenblick, da der schaffende Pinsel die ersten Umrisse hinwerfen wird. Die Staffeley, an der diese Hauptfigur anstehet, dient darzu, damit sie sich desto besser heraus hebt, so daß es scheint, als stehe sie ganz frey; denn da sie den Schlagschatten auf der Leinwand macht, so tritt sie dadurch sehr hervor. Oben über ihr an der Wand hängen zwo Portraite von den beyden verstorbenen Frauen des Herrn Tischbein.

Die Auswahl der charakteristischen Umstände, mit welchen die Figuren aufgestellet sind, die sich alle auf das wirkliche häusliche Leben beziehen, würden schon an und für sich Wahrheit in hohem Grade hervor bringen; aber so ist alles angewendet, was genaue Beobachtung der Perspectiv mit Licht und Schatten, die sorgfältigste Auswahl der Farben, deren eine der andern hilft, und die beste Anordnung zur Täuschung beytragen kann. Die Täuschung geht aber auch bis zum Zaubern.

Jemand,

Jemand, der ohne voraus unterrichtet zu seyn, eingeführt wird, wird glauben, ein wirklich Zimmer vor sich zu sehen, wird sich dem Herrn Rath nähern und mit ihm sprechen wollen. Die Gruppe des Vaters mit den beyden Töchtern wird durch das seitwärts gemalte Fenster herrlich erleuchtet. Man glaubt alles wirklich vor sich zu sehen; einen wirklichen Mahagonyschrank und Tisch, von welchen man den Tisch angreifen und wegrücken will; ein wirkliches Fenster; denn man wird so gar Blasen im Glase gewahr, und an den äußern Fensterpfeilern einen behauenen Stein. Insonderheit täuscht der Stuhl, der den Vorgrund macht, wenig vom Fenster erleuchtet wird, und ganz im Schatten stehet. So unvollkommen überhaupt und so ermüdend eine Beschreibung eines Gemäldes, zumal dieser Art, seyn muß: so hoffe ich doch, Sie sollen mir zugestehen, daß dieses Stück dem Künstler vorzügliche Ehre macht.

Ich habe die Ehre zu seyn, u. s. w.

VII. Ver=

VII.

Vermischte Nachrichten.

Leipzig. Herr Professor Clodius zu Leipzig will seine, noch ungedruckten Werke, auf Pränumeration heraus geben. Sie werden in vier Octavbänden, auf Schreibepapier, und mit so viel Geschmack und künstlicher Verzierung erscheinen, als es die Umstände gestatten, und dialogische Erzählungen, Fabeln, lyrische Gedichte und Briefe, einige freye Uebersetzungen klassischer Schriftsteller, und Betrachtungen über interessante Gegenstände der Weltweisheit und Litteratur enthalten. — Die ganze Sammlung hat die Absicht, ernsthafte Wahrheiten und theoretische Grundsätze sinnlich und anschauend zu machen, großen und edlen Handlungen Bewunderung zu erwecken, unbemerkte, aber vortrefliche Gesinnungen der Vergessenheit zu entreissen, und nützliche Erfahrungen zur Erziehung zu liefern. Wir zweifeln also keinesweges, daß sich nicht viel Liebhaber dazu finden sollten. —

Die Pränumeration ist zu 4 Rthlr. festgesetzt, und bis zur Neujahrsmesse offen. Auf künftige Ostern werden sie erscheinen. An den Hrn. Verfasser selbst, oder an das hiesige Intelligenz-Comtoir kann man sich der Pränumerationsscheine wegen wenden.

Weimar. Allhier kündiget Herr Bertuch Hans Sachsens Werke, auf Unterzeichnung von 8 Thalern,

in

in acht Bänden, groß 4to. an. — Des alten Meistersängers Werke sind unstreitig sehr selten und ihrem Untergange nahe; und da Engländer und Franzosen jedes Bruchstückgen ihrer ältern poetischen Litteratur mit größter Sorgfalt sammeln, so ist der Vorsatz des H. B. unstreitig sehr lobenswürdig. Die Samlung wird überhaupt 116 Allegorische Erzählungen, 197 Schwänke, 59 Fabeln, 64 Fastnachtsspiele, 52 weltliche Comödien, 28 weltliche Tragödien, 272 weltliche Historien, 26 geistliche Comödien, 26 geistliche Tragödien, 107 geistliche Gedichte, 144 vermischte Gedichte enthalten. Die von Hans Sachs versificirten biblischen Bücher bleiben weg, und einige, bis itzt noch ungedruckte Gedichte desselben wird ein besonderer Nachtrag liefern. Nur fünfhundert Unterzeichner, und in der Michaelismesse 1779 sollen die drey ersten, und in eben der Messe 1781 die letzten Bände erscheinen. — Dem ersten Bande wird Hans Sachsens Leben, und eine Abhandlung über den Perioden der Meister Sänger in der Geschichte der deutschen Dichtkunst vorgesetzt; dem Texte kurze erläuternde Noten alter Worte und Sachen untergelegt, und an Hans Sachsens alter charakteristischer Sprache und Orthographie nicht das Geringste verschnitzelt oder verheuert werden. — Eine Probe aus drey Bogen hat H. B. bereits abdrucken lassen, vor welcher sich ein Titelkupfer von H. Kraus, in Doppeldruck Manier befindet, die sich durch alle typographische Schönheit empfiehlt. Vor jedem Bande wird ein dergleichen Kupfer, und vor dem ersten Hans Sachsens Bildniß stehen.

Dresden.

Dresden. Herr Boetius hat zu Ende des vergangnen Jahrs zwey Landschaften, nach Zeichnungen, verfertigt, die alle Aufmerksamkeit der Kunstliebhaber verdienen. Die Originale befinden sich in der von Hagedornischen Sammlung. Herr B. hat die Umrisse ungefähr auf die Art des Abts St. Non in Kupfer gebracht, und übergeht vermuthlich die Abdrücke mit dem Pinsel. Diese Kopien kommen den Originalzeichnungen so gleich und gleicher, als wenn sie mit freyer Hand entworfen wären. Eine Landschaft ist nach Bemmel, in länglicht 4to Format, mit der Feder entworfen und Püster ausgeführt: die andere nach Vinkboon in länglicht Folio, mit der Feder entworfen und Wasserfarben ausgeführt. — Es wäre zu wünschen, daß Hr. Boetius in diesen Bemühungen fortfahren möchte.

Ebendaselbst hat Herr Professor Camerata, nach Gemälden von Dietrich in der Churfürstlichen Gallerie, zwey männliche Brustbilder radirt, und dann mit dem Grabstichel in der bekannten Schmidtischen Manier ausgeführt. Das eine Brustbild stellt vermuthlich einen Oberrabinen; das zwote einen Mufti vor: sie geben Gegenbilder. Nach diesen beiden Blättern zu urtheilen, könnte uns Hr. Camerata den Verlust des Berliner Schmidt einigermaßen ersetzen: in der Art, Gemälde Rembrandts und seiner Nachahmer in Kupfer zu bringen nämlich. Möchte er seinen Fleiß doch vorzüglich auf historische Gemälde wenden!

Basel.

Basel. Der geschickte Künstler Christian von Mecheln hat auf einmal zwey große Kupferstichwerke herausgegeben: das eine ist: La Galerie Electorale de Dusseldorf, ou Catalogue raisonné & figuré de ses tableaux 2 Vol. gr. in 4to. Der erste Band enthält die Kupfer, 30 Blatt, welche 365 kleine Kupferstiche mit der Anzeige der Verhältnißgröße der Gemälde und der Ordnung die sie auf besagter Gallerie einnehmen. Der zweyte eine deutliche Beschreibung besagter Gemälde. Freylich läßt sich wegen der Kleinheit der Blätter nicht vielmehr als die Anordnung des Künstlers daraus ersehen: wenn man aber von der Schönheit der Gemälde selbst daraus urtheilen will, so kömmt man zu kurz, so sauber und fleißig sie auch gestochen sind.

Das zweyte Werk führt den Titel: Oeuvre du Chevalier Hedlinger, ou Recueil des médailles de ce celebre Artiste, dedié au Roi de Suede, II. parties; petit in Fol. Die erste Abtheilung enthält, außer den Verzierungsvignetten, 40 Kupferplatten mit allen den Medaillen des Hrn. Hedlinger, nebst ihren Aufschriften an der Zahl 150. Sie sind mit der größten Feinheit gestochen. Die zwote enthält die historische Lobschrift auf diesen Künstler und eine Erläuterung aller seiner Werke.

Berlin. Von dem fleißig und erfindungsreichen Rode sind wieder sechs radirte Blätter in dem Geschmacke seiner vorigen erschienen: 1) Cincinna-

tus

tus und Curius, 2) der Kaiser von China, der alle Jahre die erste Furche zieht, und damit den Ackerbau eröffnet. 3) Die Kayserin von China, die mit Pflückung der ersten Maulbeerblätter den Anfang zum Seidenbaue macht. 4) Ein Stück aus Geßners Daphnis. 5) Eins, worauf eine Göttergeschichte abgebildet ist. 6) Ein Götterkind säugt an einer Ziege und das andre füttert sie.

Weimar. G. M. Kraus, Maler in Weimar und Mitglied der vereinten K. K. Akademien zu Wien und Hanau, hat ein Avertissement ausgegeben, worinnen er sowohl den Liebhabern, als Künstlern eine Folge von radirten Landschaften, nach verschiedenen Gegenden von Weimar, Jena und Eisenach, den Häft von 6 bis 8 Blättern in groß Qveerqvart, auf eine Subscription von 16 Gr. Sächßl. Currant, oder 72 Kreuzer, oder 18 Batzen Reichsgeld, anbeut. Zu Michael soll schon die erste Ablieferung seyn, die bis Leipzig, Hamburg, Nürnberg und Frankfurth am Mayn frey geschieht.

Augsburg. Zu den Haidischen Porträten von Gelehrten, die 320. S. des XXten Bandes d. N. B. angezeigt worden, sind wieder hinzugekommen: D. Seiler, Schröder, Harles, J. Pet. Müller, Rector in Ulm, Klopstock, Zollikoffer, Franklin, und Canonicus Braun in München.

Ebend. Der Wundarzt ein recht braves Blatt in schwarzer Kunst von Joh. Elias Haid nach Franz Mieris. Eben derselbe hat auch, nach Solimena,

limena, auf getuschte Manier die Taufe Christi mit der Unterschrift: Hic est Filius meus dilectus ille in quo acquiesco Math. 3.17. in Notenformat geliefert.

Erfurth. Hr. Hofrath Meusel hat allhier zu Ende des Monats April eine Kunstzeitung angekündiget, die sich über alle schöne Künste, Musik, Malerey, Bildhauerey, Kupferstecherey, Bau-Garten- und Steinschneiderkunst erstrecken soll. Da er seine Absichten, und seinen Plan derselbigen durch ein Avertissement bekannt gemacht hat und dieses bereits allen gelehrten Zeitungsblättern einverleibet worden, so verweisen wir unsere Leser dahin. Wöchentlich wird ein Stück von einem halben Bogen erscheinen, und 50 Stücke oder 25 Bogen, wozu noch Vorrede und Register kommen, einen Band oder Jahrgang ausmachen. Es wird darauf subscribiret und nach Ablieferung der ersten 12 Stücke zahlet man an die Kaiserische Buchhandlung daselbst 1 Reichsthaler in Louisd'or zu 5 Rthlr. Die Subscription dauert bis Michael, weil davon der Anfang der Zeitung mit dem October des Jahrs oder das Unterbleiben des ganzen Vorhabens abhängt.

England.

Neue Kupferstiche.

London. Von Kupferwerken und Stichen, die seit unsrer letztern Anzeige hier erschienen, haben wir aufs neue eine reiche Aerndte erhalten. Wir bemerken daraus folgende:

Die in der Geschichte des vorigen Jahrhunderts berühmte Duchesse de Mazarin und M. de Colbert, als Pomona und Vertumnus vorgestellt, nach einem Gemälde Casper Netschers, in der Sammlung des Grafen von Bute, durch J. Watson in schwarzer Kunst. Ein schönes Stück, das schon aus einem ältern Stiche, bekant war, hier aber auf eine vorzügliche Weise ausgeführt ist. Es hält über 18 Zoll in der Höhe zu 13 Zoll Breite, und kostet 7 Schilling 6 Pence.

Der junge Lord Barrymore, als Kupido im Grase sitzend und auf der Leyer spielend, ein angenehmes Blatt, nach R. Cosway, von Jehner in schwarzer Kunst. Hoch 14 Zoll, breit 10 $\frac{1}{4}$ Zoll: im Preise 4 Schillinge.

Maria, aus Yoriks empfindsamer Reise, im stärksten Ausdrucke der Schwermuth, sitzend, das Haupt gestützt, die Flöte nachläßig in der Hand und den Kopf ihres Hundes auf dem Knie. Ein Bruststück nach D. Gardner, von Thomas Watson in schwarzer Kunst $9\frac{1}{2}$ Zoll in der Höhe $7\frac{1}{4}$ Breite. Kostet 3 Schillinge 6 Pence.

A Lady and her Children, nach D. Gardner von T. Watson, schwärze Kunst. Es ist Lady Rushout, mit ihren drey jungen Söhnen, im Garten; wo sie am Fuße eines Gebäudes sitzt, und dem einen Kinde, das ein Buch in der Hand hat, eine Weintraube geben will, zu welchem Ende sie ihn, da ihn sein Bruder mit sich fortreißt, mit dem Finger an den Backen stößt. Das Ganze ist

ist allerliebst, zu 17¾ Zoll Höhe und 19⅓ Breite, kostet 7 Schillinge 6 Pence.

W. Sclater D.D. ein Bruststück, nach N. Hone, von J. R. Smith, in schwarzer Kunst. Ein schönes, ähnliches Bildniß, von 14 Zoll Höhe und 10 Zoll Breite, zu 5 Schillinge im Preise.

Miß Catley, eine Schauspielerin, als Euphrosine, in Miltons Comus. Kein reizendes Gesicht; aber der volle Ausdruck einer Bacchantinn, halb aus, von Wilh. Lawrenson gemalt, und von Rob. Dunkarton in schwarzer Kunst kräftig gegraben. Hoch 13, breit 10 Zoll, zu 5 Schilling im Preise.

Der Großkanzler Henrich Graf von Bathurst, ganz aus, in seinem vollem Dienstornate, neben einem Tische stehend, auf welchem sein Zepter und das große Siegel liegt. Sehr ähnlich und eines der schönsten Mezzotintoblätter von Thom. Watson, nach dem Gemälde des D. Martin. Es hält 22½ Zoll in der Höhe zu 15¾ Breite, und kostet im Probedruck eine Guinee.

Vorstellung der Rußischen Flotte, und ihres glorreichen Siegs über die Türkische bey Chesme, im Monath Julius 1770. von Richard Paton gemalt, und durch Mason, Canot, und W. Watts gestochen. Vier Blätter, iedes zu 16½ Zoll Höhe und 24 Z. Breite. Man kann in dieser Art nichts Volkommeners sehen, und da die Gemälde in der Kaiserlichen Gallerie zu St. Petersburg aufgehängt, diese Kupferstiche auch der großen Katharina zugeschrieben sind, so darf man sich auch

wohl von der Wahrheit, in sofern sie in dergleichen Abbildungen zu erreichen steht, versichert halten. Diese Vorstellungen sind: 1. Die Rußische Flotte, wie sie zum Angrif losgeht. 2. Der wirkliche Angrif in der Nacht. 3. Die Niederlage und Flucht der Türken in den Meerbusen, bey Chesme. 4. Die daselbst folgenden Tags geschehene Verbrennung und völlige Verheerung der türkischen Flotte. Sie kosten zwey Guineen, und sind es werth.

Lord Newbottle und Lady Betty Ker, seine Schwester. Zwey Kinder, halb aus; die kleine Lady hat eine Taube in den Händen, und scheint damit fortgehen zu wollen: ihr Bruder streckt die Hände aus, und bittet, sie ihm zu geben. Ein sehr angenehmes Blatt nach Catherine Read, von Val. Green, in schwarzer Kunst, 16½ Zoll Höhe zu 13 Zoll Breite. Kostet 7 Schill. 6 Pence.

Bildnisse nach Reynolds; alle in schwarzer Kunst:

Samuel, in bloßem Hemde, vor dem Gesichte des Herrn. Ein glücklicher Gedanke zur Vorstellung eines unbenannten Jünglings, meisterhaft ausgeführt und von Johann Dean gegraben: 16½ Zoll hoch und 12 Zoll breit. Kostet 7 Schillinge 6 Pence.

The Schol-Boy von demselben Kupferstecher, nicht minder schön und kräftig. Ein Jüngling aus der Zeichnungsschule, seine Mappe unterm Arm. Kostet 5 Schilling, und hat 14½ Zoll in der Höhe zu 10 Zoll Breite.

The Student. Ein andrer Lehrling der Akademie, sitzt vor einem Tische und betrachtet eine

Zeich-

Zeichnung nach dem drauf liegenden Modelle. Allerliebst, von J. R. Smith, mit dem vorhergehenden zu gleichem Preise und fast von gleicher Maße.

D. Thomas Leland, von dem wir neulich eine Geschichte von Irland erhalten haben, ein Brustſtück.

Soame Jenyns, ein Parlamentglied, durch eine neuerliche theologische Schrift bekant, sitzend. Beide von Dean, in der Höhe 13 Zoll zu $9\frac{1}{3}$ Breite. Das Stück zu 5 Schilling.

Der junge Graf Dalkeith, Sohn des Herzogs von Buccleugh, stehend in Park bey untergehender Sonne, neben einem steinernen Tische, darauf eine Eule sitzt, die er anfaßet, und an welche ein Hund hinanspringt. Der Stich ist meisterlich von V. Green, die Maaße 18 Zoll Höhe zu 13 Zoll Breite, und der Preis 7 Schilling 6 Pence.

Lady Caroline Montagu, des vorgehenden Schwester, von J. R. Smith. Diese junge Dame geht bey strengem Winter im Park, mit einem Handmuffe und wohl eingehüllt, von einem Spitzhunde begleitet, und neben ihr auf der Erde ein Dohle. Auch ein schönes Blatt, mit dem letztern von gleicher Maaße und Preise.

Der itzige Graf Temple, im Ordensornat des blauen Hosenbandes, halb aus, stehend neben einem Tische, darauf die Ordensmütze und der Degen, wie auch ein Brief liegt, und worauf er die eine Hand stützt. Dickinson, anietzt einer der ersten in dem Mezzotinto, ist der Kupferstecher, die Maaße $18\frac{1}{2}$

Zoll Höhe zu 13 Zoll Breite, und der Preis 7 Schillinge 6 Pence.

Miß Hoeneck, in türkischer Tracht und nach deren Weise, auf untergeschlagnen Knieen sitzend. Ein allerliebstes Blatt von Dunkarton, gleicher Maaße und Preises, wie das vorhergehende.

Miß Palmer, des Ritters Reynolds' Schwestertochter, ein Kniestück, sitzend, von J. R. Smith, 14 Zoll Höhe und etwas über 10 Zoll Breite, kostet 5 Schillinge.

Lady Catherine Powlet, des Herzogs von Bolton Tochter, an der Erde sitzend, in leichtem Gewande, etwa wie eine Jagdgöttinn, die eine Hand auf den Kopf eines bey ihr liegenden großen Windhunds gelegt. Auch von Smith gegraben, 18½ Zoll in der Höhe und über 13 in der Breite. Kostet 7 Schillinge 6 Pence.

Mistriß Bunkury, ein Kniestück, sitzend, und die eine Hand auf den Tisch gestützt, worauf ein Buch liegt. Der Stich ist von J. Watson, 17 Zoll in der Höhe und etwas über 12 Z. in der Breite. Kostet 7 Schillinge 6 Pence.

John Hely Hutchinson, Staatssekretair in Irland, auch von J. Watson, ein Kniestück, in seiner Amtskleidung, an einem Tische sitzend, der mit Schreibzeuge und Briefschaften belegt ist. Im Preise wie das vorhergehende, auch von gleicher Maaße.

Nun wieder von andern Meistern:

The first Scene of the Maid of the Mill, nach einer Zeichnung Inigo Richards von Woollett,

lekt, so wie man es von seinem Griffel erwartet, gestochen. Eine Wassermühle in der Mitte, zu beiden Seiten Häuser. Das eine des Müllers, und das andre eine schlechte Hütte. Vor dieser sitzt ein Mädchen, das Netze strickt, und ein anders bey sich stehen hat. Der Müller geht nach seinem Hause, und zeigt auf sie. Die Höhe des Blatts ist 14 Zoll und die Breite 17 Zoll: der Preis aber 4 Schillinge.

Sechs Blätter von Aussichten merkwürdiger Gegenden in der Insel Jamaika, an Ort und Stelle von George Robertson gezeichnet, und sehr wohl gestochen, von D. Lerpiniere, T. Vivares und J. Mason. Romantische Landschaften, etwas über 13 Zoll Höhe zu 19 Z. Breite. Kosten zusammen 1½ Guinee.

Louisa, was für eine Luise wissen wir nicht, aber ein niedliches Mädchen im Brustbilde, das mit der einen Hand den Schleier vom Gesichte zurück wirft. Nach einem Gemälde Joh. Russels von R. Dunkarton in schwarzer Kunst, 9½ Zoll hoch zu 7¼ Zoll breit, kostet 3 Schillinge 6 Pence.

Master Samuel Westey, von demselben Maler durch Dickinson in schwarzer Kunst. Dieser bewundernswürdige Knabe, der schon im achten Jahre ein, auf dem Grunde angezeigtes Oratorio, Ruth, in Musik gesetzt hat, steht an einem Tische und schreibt Noten: hinter ihm eine Orgel, und vor selbiger ein Stuhl. Das Blatt hat 18½ Zoll in der Höhe, zu 13 Zoll Breite, und kostet 7 Schillinge 6 Pence.

Miß Hill, auch von Russel, durch J. Dean in schwarzer Kunst: als eine Schäferinn, unter einem Felsen, ihre Schafe führend; 12 Zoll hoch und 15 Zoll breit, zu 5 Schillinge im Preise.

Zwölf Aussichten und Vorstellungen aus der Provinz Wallis, als eine Folge von 24 andern Blättern, die wir schon angezeigt haben, gleicher Größe und Manier, nämlich in acqua tinta, worinn P. Sandby, der sie aufgenommen, und ausgearbeitet, den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben scheint. Sie kosten eine Guinee.

Auf eben diese Weise giebt derselbe eine Folge von Italiänischen Aussichten und Alterthümern, nach Zeichnungen des Fabris, Calmant und Clerisseau, die sich sehr schön ausnehmen, und wovon wir 16 Blätter vor uns haben. Sie werden Heftweise zu 4 Stücken geliefert, iedes Heft zu einer Guinee, und die Maaße ist 12 bis 13 Zoll in der Höhe, zu 18 bis 19 in der Breite.

Eine bergigte Landschaft, mit Gewässer, einer Mühle und einem altem Castell, nach P. Sandby von Jukes in Farben abgedruckt, minder vollkommen, als jene gewaschne Manier, hat beynahe 9 Zoll in der Höhe zu 12 Zoll Breite, und kostet 7 Schilling 6 Pence.

Johann Raphael Smith hat eine Sammlung von Bildnissen, ihrer Schönheit und galanten Lebensart wegen berühmter ietztlebender Frauenzimmer herauszugeben, die er selbst abgezeichnet und in schwarzer Kunst gegraben hat. Sie sind mehrentheils reizend, und geben zugleich Vorstellun-

gen

gen der elegantensten Kleidertrachten, wiewohl nur in Kniestücken. Wir haben bereits davon: 1. Miß Carter, 2. Miß Chambers, 3. Mademoiselle Clermont, 4. Mistriß Fitz William, 5. Miß Frederik, 6. Miß Montague, und 7. Mistriß Armstrong. Das Blatt hält etwa 9 ¾ Zoll in der Höhe zu 7½ Zoll Breite, und kostet 3 Schilling 6 Pence.

Les deux Amis, or The two Friends. Zwo junge artige Damen auf dem Kanapee bey einander sitzend und sich die Hände gebend. Von demselben Meister und vielleicht zur vorhergehenden Samlung gehörig, wie denn die Maaße und der Preis einerley ist.

Das Pferd und der Löwe von G. Stubbs gemalt und gestochen. Der jüngere J. Stubbs hatte es schon im Jahr 1770 in Mezzotinto gebracht, wo es sich besser ausnimmt. Dieß Blatt kostet 7 Schillinge 6 Pence, und hält 13 Zoll in der Höhe zu 17 Zoll Breite.

Daniel interpreting to Belshazar the writing on the wall. Ein kapital Stück, nach West, von Green in schwarzer Kunst, 18 Zoll in der Höhe und 24½ Zoll in der Breite. Belsazar, über die beym Mahle an der Wand erschienene Handschrift erschrocken, hat sich in seinen Sessel zurück geworfen, hinter welchem seine Bediente, und zu dessen Seite die Königinn mit ihrem Gefolge, alles in Bestürzung und Kummer steht. Gegen über sind die herbeygerufnen Weisen ond Wahrsager vergeblich mit der Ausdeutung bemüht. Daniel erscheint in der Mitte vor der beladnen Tafel, und

erklärt die Schrift, worauf er mit der einen Hand zeigt, da er die andre auf den König richtet. Diese Ausstreckung beider Arme fast in gerader Linie macht eben nicht die beste Wirkung. Sonst ist der Ernst und die ganze Figur des Daniels erhaben, auch überall der Ausdruck und das Kostume voller Züge des großen Meisters. Der Preis ist eine Guinee.

Angelika und Medor, von selbigem Maler, war schon vorhin in Mezzotinto sehr schön von Earlom gestochen, ist aber aniezt kleiner in der Röthelmanier von G. S. Facias zu 7 Schillinge 6 Pence im Preise geliefert. Es nimmt sich auch sehr gut aus, und die Maaße ist 11¾ Zoll in der Höhe zu 9½ Z. Breite.

The Golden Age, auch nach West, von Green in schwarzer Kunst. Dichter und Maler schildern uns das goldne Alter gemeiniglich als einen Stand der Muße und des Ueberflusses. Hier ist es besser in häuslicher Beschäftigung und innerm Frieden abgebildet. Eine junge Mutter sitzt mit ihrer Arbeit in der Kammer bey ihrem, in herzlicher Ruhe schlafendem Kinde. Vor der offenen Thüre sitzt ihr alter Vater und bey ihm steht die Mutter nebst ein Paar Hünern; in der Ferne erscheint im Felde ein Pflug. Diese wenige Figuren sagen alles, was die Absicht erfodert. Der Stich ist in der Weiche und dem Helldunkeln meisterhaft, zu 17 Zoll in der Höhe und 21 Z. Breite. Er kostet 12 Schillinge. Zugleich ist auch ein kleiner von etwa

10 zu 12 Zoll in Röthelart, durch Facias geliefert, den man für 7 Schillinge 6 Pence haben kann.

Als ein Nebenbild des vorhergehenden kan folgendes angesehn werden: The Silver Age, von H. Walton gemalet, und von J. R. Smith vollkommen schön in schwarzer Kunst gegraben. Es ist auch im breiten Ovale, fast von gleicher Maaße und enthält nur eine Figur, nämlich ein junges Landmädchen, das etwas ermüdet und die Hände gefalten, in einer eben nicht reichen Landschaft sich gesetzt, und einen Korb mit Federvieh bey sich stehen hat, das sie nach einer in der Ferne herscheinenden Stadt bringen will. Der Preis ist eine halbe Guinee.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

Englische Litteratur.

The Orations of Lysias and Isocrates, translated from the Greek. With some Account of their Lives: and a Discourse on the History, Manners, and Character of the Greeks, from the Conclusion of the Peloponnesian War, to the Battle of Chaeronia. By *John Gillias*, LL. D. 4to *Murray*, 1778. Der Verfasser zeigt sich in dieser Uebersetzung der Reden des Lysias und des Isokrates als ein trefflicher Uebersetzer und als ein guter Geschichtschreiber. Er theilt seine vorgesetzte Abhandlung in zwey Theile, wovon der erste die Geschichte der öffentlichen Angelegenheiten Griechenlandes enthält, der zweyte eine Nachricht von dem Privatleben, und

Cha-

Charakter. Sitten der Griechen. Dem Ganzen hat er eine Einleitung vorgesetzt, in dem er die Größe und Volksmenge sowohl als die Macht, den Reichthum und den Ursprung der Griechischen Hauptstaaten zu bestimmen sucht. Ihm folget eine Nachricht von den Leben und Schriften beider Redner, alles mit Gelehrsamkeit Kritick und Geschmack geschrieben.

The Tragedies of Aeschylus translated by *R. Potter.* 4to. *Pague.* Aeschylus, der älteste und schwerste von den griechischen Dramatischen Schriftstellern hat an Hrn. Potter einen sehr würdigen Uebersetzer gefunden. Hr. P. hat die 7 Tragödien, die uns von einer Menge, welche er geschrieben haben soll, in fünf füßigen Jamben übersetzt, und das Αισχυλȣ ϛομα, die tragische Würde, die ihm Plutarch zuschreibt, vortrefflich in Absicht auf die Gedanken ausgedrückt, ob man gleich keine wörtliche Treue hier suchen muß. In dem Inhalte, den er uns von jeder seiner Tragödien giebt, weist er uns zugleich auf den Hauptcharackter, und die vorzügliche Schönheiten des Dichters.

The Wreath of Fashion, or the Art of sentimental Poetry, 4to. Becket. Dieß kleine Gedicht ist eine treffende Satyre auf die itztmodischen heulenden empfindsamen Dichter. Eben derselbe hat auch vor Kurzem ein ander Gedichte, *The Project*, geliefert, in dem der Dichter den Grundsatz vom Einfluß des Clima auf den Nationalcharakter aus der herrschenden Neigung seiner Landesleute beweiset,

weiset, und in einer feinen Satyre auf die Parlamentsstreitigkeiten anwendet.

The History of English Poetry, from the Close of the Eleventh to the Commencement of the Eighteenth Century. To which are prefixed two Dissertations 1. On the Origin of romantic Diction in England. II. On the Introduction of Learning in England. Vol. II. By *Thomas Warton*, B. D. 4to. *Dodsley*. Wir haben von dem ersten Bande dieses wichtigen Werkes zu seiner Zeit in unserer N. Bibl. weitläuftig Nachricht gegeben. Hier erzählt der Verf. hauptsächlich die Geschichte der verschiedenen Gattungen dramatischer Zusammensetzung, und beleuchtet hauptsächlich den Zustand der Litteratur in der 16ten Centurie. Bisher hatte die englische Muse ihre Producte hauptsächlich ihrem eignen Genie zu danken: aber nunmehr zeigt er, was die Bekanntschaft mit den klaßischen Schriftstellern, die aus Italien sich über Europa verbreitet, nebst der Erfindung der Buchdruckerey für eine Wirkung auf sie hatten. — Wir reden vielleicht gelegentlich weiter von diesem Bande, da er voll von feinen Bemerkungen ist, und von dem großen Fleiße sowohl als dem guten Geschmacke des Verf. zeiget.

Wegen Mangel des Raums müssen wir die weitern englischen, französischen und Italiänischen Kunst- und Litteraturnachrichten bis ins nächste Stück versparen, das unverzüglich diesem folgen soll.

Druckfehler im 20sten Bande.

S. 47. Z. 22. statt einem lies meinem.
— — Z. 25. — Greblee — Grebbee.
— 59. Z. 23. — Vogthem. — Vogtherr.
— 61. Z. 10. — sonders — sondern.
— 144. Z. 23. — Boronini — Boromäi.
— 218 Vorlezte Lin. sieben lies sieben hundert.
— 237. Z. 13 — Gauricine — Gauricius.
— 252. Z. 14. von dem Worte; denen an, bis könnte, lies: von denjenigen leicht einer Verwirrung beschuldiget werden könnte, welche zugleich an einen Cherubin Albert und an einen Cornelius Cort desgleichen an die Edelinks und Audrans, oder andere dergleichen denken werden, wenn sie die Namen der Künstler lesen, die der Hr. v. M. anführet.
S. 257. Z. 25. statt Schönschreyer lies Schönsperger.
— 291. Z. 25. — Agnet lies August.
— 328. Z. 23. Musado lies Muchado,
— 230. Z. 4. Moutagu l. Montagu.
— 333. Z. 23. leicht l. nicht leicht.
— 337. Z. 20. Borry l. Barry.

Druckfehler im 21sten Bande.

S. 43. Z. 1. statt Fexta lies Sexta. S. 53. Z. 2 statt das lies des. S. 54. Z. 3 statt Lectur lies Litteratur. ib. Z. 10. lies americanischen statt americanisch-englischen. S. 66 Z. 21. lies nie statt nur. S. 68. Z. 13 lies Verdham statt Needham. S. 69. Z. 9. nach dem Worte esses setze hinzu, merkwürdig sind. S. 139. Z. 2 von unten geweihten lies gereiften. S. 147. Z. 10. Barvalet lies Barrolet. S. 205. Piltington lies Pilkington. Z. 3. von unten Hewvolologia lies Herologia. S. 233. Z. 13. von unten Ehenswärd lies Ehrenswärd. S. 240. v. 4. von unten Boron lies Baron. S. 243. Z. 22. v. u. dem hat lies dem man. S 245. Z. 2 v. u. Pracham lies Peacham. S. 249. Z. 4. von unten Cupken lies Lupken.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Zwey und zwanzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1779.

Innhalt.

)(England.

Innhalt.

England.

Italien.

Ver.

Frankreich.

J.

Künste,

I.

Fortsetzung der im vorhergehenden Stücke abgebrochenen Abhandlung über J. C. Lavaters physiognomische Fragmente.

1)

Hr. L. behauptet doch, wie die Leser sich erinnern werden, daß man in den Schädeln nur Stärke oder Schwäche des Charakters, aber nichts von der Anwendung dieser Stärke oder Schwäche sehen könne, (2ter Vers. 149 u. f). Daß Stärke oder Schwäche allein Ausschließungsweise je darinn sichtbar seyn könne, ist vorher schon berührt worden. Aber entweder ist in diesen Schädeln nichts, oder auch die Richtung, die diese Stärcke oder Schwäche erhalten hat, muß darinn sichtbar — Alles muß darinnen sichtbar seyn.

Die Seele entwickele sich nämlich, bey Gelegenheit der Erscheinungen der Körperwelt, oder vermöge derselben; in beiden Fällen bleibt ihre eigene Entwickelung im Verhältniß zu diesen Erscheinungen. Muß nun die Seele, so bald wir einmal annehmen, daß sie ihren Schädel baut, ihn nicht, es sey, daß sie aus sich selbst, ganz von innen heraus, oder nach der Modifikation baue, die sie durch ihren Körper erhält, muß sie nicht gleichsam in Einverständniß mit ihrer eigenen Entwickelung ihren Schädel bauen? — Daß sie ohne Rücksicht auf diese Entwickelung bloß nach dem Mehr oder Weniger ihrer physischen Reizbarkeit

und Kraft, (wie sich H. L. von den Anlagen des Menschen ausdrückt) ihren Körper forme; daß, indem sie sich selbst entwickele und bilde, sie nicht nach Maaßgabe dieser Entwickelung bauen müsse, — das hieße der Seele zwey ganz verschiedene Kräfte geben, ihr Wesen trennen, und vervielfachen; hieß sie zwey entgegengesetzte Wege gehen, und sie nicht nach ihrer Individualität, also nicht sie selbst, ihren Körper bauen lassen. Und — doch H. L. selbst ist dieser Meynung nicht. In den Schädeln, sagt er zwar, ist bloße Anlage, bloße Stärke oder Schwäche des Charakters sichtbar; aber im 2ten Versuch S. 142. findet er in bloßen Schädeln, Imagination, zarte Empfindung, ernsten Verstand, Forschsinn, Starrsinn, Steifsinn, Entschlossenheit. Und dieß ist denn doch mehr, doch specieller, als Anlage, oder Stärke und Schwäche überhaupt. Und so baute denn auch die Seele den Körper, nach Maasgabe ihrer Ausbildung. — Die unendliche Verschiedenheit in Schädeln allein würde dieß schon, zum Theil, mit beweisen können. Aber was ist denn eigentlich Ausbildung? Kommen alle unsere Vorstellungen nicht in einer bestimmten Farbe oder Einkleidung, wenn ich mich so ausdrücken darf, in unsere Seele? Muß unsrer Reizbarkeit, um mit H. L. zu reden, nicht ein umschriebenes Bild sich darstellen, und vorgehalten werden, wenn es begreiflich seyn soll, wie diese Reizbarkeit in Thätigkeit gesetzt wird? — Und so könnte die Seele denn ihrem Körper oder Schädel, keine andere Gestalt geben, als nach Maasgabe dessen, was sie

wird;

wird; nach Maasgabe der Richtung, die sie erhält, und daß H. L. selbst dieß zuweilen geglaubt habe, läßt sich aus der Stelle im zweyten Versuche S. 147. ganz deutlich beweisen. — Wie? wenn, bey der allgemeinen Harmonie eine nothwendige Verbindung zwischen Allem, was gewesen ist, noch ist, und seyn wird, sich finden muß, — wär es dieser nicht ganz zuwider, wenn die Seele, in ihrer Einwirkung auf die Form des Schädels, nur nach ihrer Stärke oder Schwäche überhaupt, und nicht nach ihrer individuellen Stärke oder Schwäche baute? —

Findet, bey dieser Richtung nun noch eine, ihm entgegen gesetzte Anwendung statt? Es sey einstweilen, daß die schon entweder auf Eroberungen oder Straßenräuberey gerichteten Leidenschaften, dennoch davon weggelenkt werden, — wäre die Seele eben dabey nicht wieder in Thätigkeit? Sammlete sie nicht neue Vorstellungen ein, erhielten die alten nicht dadurch neue Modifikationen? Wäre sie vielleicht nicht, indem sie der, auf einen bestimmten Gegenstand gerichteten Anlage entgegen arbeitete, am thätigsten? — Baut sie aber nur, nach Maasgabe ihrer Ausbildung: so folget aus allem diesen sehr deutlich,

a) daß das, was der Mensch wirklich ist, in seinem Schädel zu sehen seyn müsse; nicht Anlage allein; oder Anlage und Ausbildung, sondern auch Anwendung. Und so müßte in Cartouchens Schädel auch der Spitzbube zu sehen seyn — wenn sonst etwas von uns darinn gesehen werden kann.

b) Wenn die Seele immer fort neue Begriffe erhält, so muß, in Verhältniß mit diesen, die Seele an ihm fortbauen — es wäre denn, daß H. L. einen Punkt anzugeben wüßte, wenn sie aufhörte. Und da die Seele nie in einem und eben demselben Zustande von Ideen bleibt, da sie, bis zu einem gewissen Zeitpunkte, an Reichthum, Helle, Richtigkeit derselben zu gewinnen, und von da an davon zu verlieren scheint, so muß, wenn die allgemeine Harmonie bestehen soll, der Schädel auch hiervon die Zeichen tragen.

c) H. L. sagt (2ter Vers. S. 65) daß Uebung, Anstrengung das Gröbere, Festere der Bildung so wenig, so unmerkbar verändern können, daß diese Veränderungen kaum bemerkbar sind u. s. w. Man sieht aus dem Vorhergehenden leicht, daß dieser Satz mit sich selbst in Widerspruch steht. Uebung, Anstrengung, können das Festere der Bildung nicht verändern, weil diese nur, nach Maasgabe jener, das wird, was sie ist.

d) Folgte nun hieraus nicht, daß, wenn H. L. selbst behauptet, dieß nicht darinn sehen zu können, und es dennoch, von dem, was Er in Schädeln sehen will, unzertrennlich ist — eigentlich nichts darinn zu sehen sey? Für uns nämlich.

2) In der allgemeinen Harmonie muß Alles mit Allem, — Alles, als Wirkung und Ursach, und als Ursach und Wirkung mit einander verbunden und in einander gegründet seyn. Klugheit muß nicht in der Stirne, z. B. allein, sondern in jedem Theile des menschlichen Körpers; — und nicht

nicht in der Stirne muß Klugheit allein, sondern Alles vom Menschen sich zeigen. H. L. wird sagen, eben dieß behaupte Er auch; aber, wie reimt es sich einmal hiemit zusammen, daß Er, von einem und demselben Schädel (2ter Vers. 153) sagt: die Schiefheit der Stirne bedeutet dieß, und der Winkel bey der Nasenwurzel jenes; die Kleinheit des Kinnes zeigt dieß, und der zirkelbogige Umriß des Hinterhauptes wieder etwas anders? — Und wenn Er sagen wollte, auch mir sind alle Theile gleich; an einem besondern, einzelen muß ich mich doch aber halten, um sehen zu lassen, was in einem Schädel steckt — so widerspricht Er sich hierüber öfter als einmal. Nur ein Beyspiel. H. L. fand Hessens Nase bey Lambert, seine ganze Physiognomik ist daraus entstanden; und diese Anekdote verbreitet ein großes Licht über sie. Aber gerade daraus ließe es sich begreifen, daß es keine Physiognomik geben könne. Denn bey ewiger allgemeiner Harmonie, findet keine Gleichheit zwischen einzelen Theilen eines Ganzen Statt, ohne daß diese Ganzen, in allen Theilen sich gleich seyn müßten, welches denn auch H. L. an andern Stellen selbst behauptet hat; und wer in jenen Gleichheit entdeckt, sie wirklich in ihnen sieht, beweiset dadurch geradeswegs, daß der Mensch jene Harmonie nicht zu übersehen vermag — daß er immer vergeblich physiognomisiren wird. — Ich zweifle darum nicht, daß H. Lavater wirklich Lamberts Nase bey Hessen gefunden — und um so weniger, da Er, wie gedacht, von da ausgegangen ist, um

sein ganzes Werk zu schreiben; aber die daraus gezogene Folgerung wider alle physiognomische Wahrheit ist eben so gewiß, als es zugleich ein gewisses Geständniß von Hr. L. ist, daß Er in besondern einzeln Theilen des Schädels, besondere einzele Eigenschaften des Menschen findet. Doch wozu Alles dieß? H. L. sagt (2ter Vers. S. 98) buchstäblich: „Bogen des Scheitels und Umriß „der Stirne zeigt am öftersten und sichersten „Verstand, Leidens- und Wirkungskraft des „Menschen; — Nase, Empfindsamkeit, Ge- „schmack, Gefühl; — Lippen, Sanftmuth „und Zornmuth, Liebe und Haß; — Kinn, „Grad und Art der Sinnlichkeit" — man lese daselbst die weitere Austheilung der Schätze der Seele unter ihre Kinder — die im Grunde nur Ein Kind sind. — Woher hätte denn aber die Nase das Monopolium des Geschmacks, Gefühls, oder der Stumpfheit und Dummheit? (2. 230) — Und wie kann denn nun H. L. in der Hand feinen Geschmack finden? (4ter Vers.) Warum nicht auch Witz und Alles, was Er sonst in Nasen sieht, in der Hand? Sprüchwörter und Verschen über das, was nur in Nasen seyn, oder nicht seyn soll, gelten hier nichts. Und Beweise? — Ich wäre sehr begierig, welche zu sehen. — Und dann — (im Vorbeygehen gesagt) — was man gewöhnlich Nase nennt, ist lange nicht alles, was eigentlich zur Nase gehört! Der philosophische Zergliederer würde H. L. gelehrt haben, daß die zur Nase gehörigen Theile, an beiden Seiten über die Augen

hinauf,

hinauf, und eben so an den Wangen abwärts, hinuntergehen. Diese wenigstens müssen daher mit der eigentlichen Nase noch näher zusammentreffende Modifikationen (wenn ich mich so ausdrücken darf) erhalten haben; und H. L. hätte wenigstens also in diesen eben das finden, eben das sehen müssen, als in ihr.

3) Doch die Nase sey denn auch Symbol des Witzes, oder des Unwitzes — was ist Witz? Und was ist gut? Was böse? Was Tugend? Was Laster? Vernunft? Einsicht u. s. w. H. L. selbst findet „die nähere Bestimmungen dieser Eigen„schaften für sein Werk unentbehrlich“ (1ter Vers. S. 67). Er hat es gefühlt, daß zwey Menschen leicht zwey sehr verschiedene Vorstellungen von einer oder der andern dieser Eigenschaften haben könnten, und daß also, wenn beide nach einem und demselben Zeichen einen Menschen beurtheilten, sich Einer sicherlich irren müsse. Die Folgen müßten höchst nachtheilig seyn, und daher verspricht H. L. denn auch häufig davon zu reden, was diese Eigenschaften sind, — hat die Leser aber über das Mehreste in der größten Unwissenheit gelassen. —

Freylich dürfte Mancher — vielleicht sehr Viele — die obigen Fragen beynahe — albern finden; — es für höchst leicht halten, die aus dem Mangel ihrer Beantwortung entstandenen Lücken auszufüllen; aber, ob unter diese der Mann gehöre, der es am leichtesten eigentlich können müßte, — der Mann, der nicht seine eigenen Begriffe zur Richtschnur Aller macht — (besonders, wenn von soge-

nannten moralischen Eigenschaften die Rede ist) — der Mann, der viel von den Vorstellungs- und noch mehr von den Handlungsarten Anderer, die auch Menschen sind, weiß, — das ist wenigstens zweifelhaft. — Der Rec. will sich auf einige Bemerkungen einschränken.

H. L. selbst sagt, (1ter Vers. S. 150) „was „ist ein jedes Wort, das einen allgemeinen Begriff „bezeichnet, anders, als der Name einer Klasse „von Dingen oder Eigenschaften, die sich einander „ähnlich sind. Tugend und Laster sind zwo „Klassen von Handlungen; ist aber nicht eine jede „sogenannte tugendhafte Handlung wieder von der „andern unterschieden, und bis auf den Punkt, wo „das Laster angeht, auf so unzählige Weise ver„schieden, daß diese Klassifikation — auch nichts „taugt?“ — Angenommen, daß die ganze Menschheit eine und dieselbe Handlung, freylich mehr oder weniger, aber dennoch immer in eine oder die andere Klasse dieser Handlungen setzt — so ist doch das, was H. L. aus obiger Stelle folgert, „daß wir also gar nicht mehr den Mund „aufthun müßten“ und, „da wir ihn denn doch „aufthäten, immer auch den Physiognomisten „reden lassen dürften“ — wieder eine von seinen gewöhnlichen Vergleichungen. Zuerst ist das Urtheil des Physiognomisten bleibend. Und daß er nur das Gute sehen könne, das ist eine von den Ideen des wohlwollenden, edelmüthigen Lavaters, bey welcher Er nicht an die Natur der Sache gedacht hat. Freylich ist auch das Urtheil des

Histo-

Historikers, des Dichters, bleibend; aber beide liefern uns (H. L. wird sich wohl nicht mit schlechten Possen- und Geschichtschreibern verglichen haben wollen) — beide liefern uns das ganze Wie der Handlung, legen die Begebenheiten dar, worauf sie ihr Urtheil gründen; wir haben Data um mit urtheilen zu können. Laßt diese Data, nach der individuellen Denkart des Geschichtschreibers dargestellt seyn, der Geschichtschreiber sind mehrere; wir können vergleichen. — Aber auch so der Physiognomist? Wenn dieser von bekannten Menschen redet, so bedürfen wir z. B. der Kennzeichen des Witzes nicht, um zu wissen, daß ein witziger Mann witzig ist. Und lernen wir, von H. L. an diesem und jenem Zeichen die Dummheit erkennen, wenden wir das auf Unbekannte an, — so müßte Physiognomik entweder nichts mehr seyn und werden sollen, als gesellschaftlich, oder gar leidenschaftlich vorübergehend Geschwätz; wir müßten nie wähnen, physiognomisch mit Gewißheit urtheilen zu können; die Zeichen der Dummheit müßten uns bald Zeichen derselben, bald nicht Zeichen derselben seyn: — mit einem Worte, H. L. hätte keine Physiognomik schreiben dürfen; — oder, die gegebenen Zeichen werden uns zum gewissen Maasstabe, und wir brandmarken, ohne unsre Vernunft brauchen, sie üben, und uns dadurch vervollkommnen und verbessern zu dürfen, nach diesem Maasstabe frisch drauf los; sagen nach, wie es uns vorgesagt wird — und was H. L. uns gelehrt hat, wird bleibend. — Zweytens,

tens, soll die allgemeine Erklärung vom Witze gelten, ist nur das Zeichen in dieser Allgemeinheit da, so kommen wir in die Gefahr Anagrammen- und Chronostikenmacher, Wortspielchenfabrikanten und Concettischreiber zu den witzigen Köpfen mit zu zählen. Und was hätten wir dadurch zur richtigen Beurtheilung eines Menschen gelernt? Wir müßten, um zu wissen, was er eigentlich ist, erst Proben seines Witzes, und viele Proben gesehen haben, und so brauchten wir wieder den Physiognomisten nicht. — Erhält aber der Witz, je nach dem er mit Scharfsinn, Geschmack u. s. w. gepaart, so oder so ausgebildet ist, ein ganz ander Ansehn; — nimmt er von allen übrigen Eigenschaften des Menschen Modifikationen an, kann er, bald bösartiger oder milder, schärfer oder sanfter seyn — welche Aussicht öffnet sich da! Wer sich für jede dieser besondern Eigenschaften bestimmte körperliche Zeichen anzugeben getraut ist sicherlich mehr, als der — große Apollo!

Und um wie viel verwickelter und zusammengesetzter ist der Fall, wenn die Rede von sogenannten moralischen Eigenschaften, von Tugend oder Laster ist! Wir haben schon von der Verschiedenheit im Menschen selbst gesprochen; von Verschiedenheit, die im Grunde eigentlich nicht Verschiedenheit ist. Wer ist denn z. B. immer klug? Oder in Allem gleich klug? Wie einsichtig mancher Mann, wenn er von seiner Kunst, seinem Gewerbe spricht; wie albern, wenn er sich darüber hinaus wagt! Welches Zeichen wird er tragen?

Das

das Zeichen jener Klugheit. Wie viel, wie unendlich viel Klugheitszeichen wird es da geben müssen! — Doch der Recensent überläßt es den Lesern, alle die Schwierigkeiten, die sich hier darbieten, selbst zu folgern.

4) Und sind denn nun endlich die Eigenschaften der Seele in ihr selbst so von einander abgesondert, so klassificirt, wie in unsern Lehrbüchern? Besteht jede so vor sich, daß die eine die Nase, die andre den Hinterschädel bauet? H. L. ist mir zu schätzbar, um hieraus Consequenzen gegen Ihn zu ziehen. — Wie viele bieten sich dar! — Nur eine — daß dann auch, von dieser Seite betrachtet, in der Nase, oder wo es sonst ist, vom Menschen Alles sichtbar seyn müsse. — Und da sich H. L. doch einmal auf Theile einläßt, um wie viel kleiner und immer kleiner würde der Theil werden, aus welchem man eigentlich alles würde erkennen müssen, wenn man nach der philosophischen Strenge mit H. L. verfahren wollte.

Und nun, Leser — bedarf es mehrere Beweise, daß Erstlich H. L. gar nicht die richtigsten Begriffe von der allgemeinen Harmonie hat, so warm und eifrig Er auch davon spricht? Und Zweytens, daß diese Harmonie ewig dem Menschen unübersehbar seyn wird? — Ich unterwerfe die Sache der Entscheidung eines jeden Unpartheyischen! —

Wer hat denn auch diese Harmonie angeordnet? Wer? — Nicht der Allschaffende? — H. L. oder der Leser, denke, so viel ein Mensch es

kann,

kann, den ganzen Sinn dieses Worts, und wagt er dann noch zu sagen „Der Mensch kann diese Harmonie übersehen“ — so — lasse man mich wenigstens nicht Folgerungen ziehen! — Hieher gehört die Stelle des Baco: Sciant itaque homines, quantum intersit inter *humanae* mentis *idola* et divinae mentis ideas. Humanae mentis idola nil aliud sunt, quam *abstractiones ad placitum:* divinae mentis ideae sunt vera signacula creatoris super creaturas, prout in materia per lineas veras et exquisitas imprimuntur et terminantur. Haeque ipsissimae res sunt *veritas.* — Durch Abstractiones ad placitum sollte der Weg zur Wahrheit gehen? — H. L. hat diese Stelle für sich vortheilhaft gefunden; Er muß wohl den, darin so richtig angegebenen Unterschied zwischen den reinen Begriffen der Gottheit, und den Bildern, die der Mensch sich von den Dingen macht, übersehen haben. — Ich gesteh es gerne, daß das, was H. L. selbst, an so vielen Stellen, und so vortreflich über jene Harmonie sagt, mich mit der höchsten Bewunderung derselben erfüllt und eben dadurch überzeugt hat, daß der Mensch, der sie lebendig anerkennt und fühlt, ehe davor, gleichsam in Staub hinsinken, als das Vermögen erhalten muß, sie übersehen und entwickeln zu können. Und die darauf folgende, kaltblütige Ueberlegung, setzt endlich den Menschen an eine ganz andre Stelle hin, als wo H. L. ihn hin haben will. Es scheint wirklich unbegreiflich, wie, beym Anerkennen dieser Harmonie,

nie, ein Mensch, wenn in ihm selbst diese Harmonie sich finden soll, dem Menschengeschlechte die Uebersicht derselben zutrauen könne? So viel ist gewiß, daß das invividuell theologische System des H. L. die Grundlage seines physiognomischen Systems geworden ist. Er giebt der Menschheit Kräfte, die sie nicht hat. — Aber eben sein System von Wunderkräften selbst, widerspricht auch seinem System von jener Harmonie. — Hier ist der Widersprüche kein Ende! Und wenn man nun vollends den noch hinzu rechnet, der daraus entsteht, daß viele, die H. L. System von Wunderkräften nicht annehmen, dennoch sein physiognomisches nicht verwerfen! — — Ueberhaupt scheint der Lavatersche Betreib der Physiognomik Frucht des Christenthums zu seyn, und auch für das Christenthum nur wieder Frucht tragen zu sollen. Er sagt (vierter Versuch 435) „Mit dem Steigen und Sinken des Christenthums steigt „und sinkt physiognomischer Sinn.“ — Ursprung und Absicht des Werks sind also des edlen, weisen Mannes sehr werth; nur steht zu befürchten, daß, wenn H. L. seine eigenthümlichen Begriffe mit dem Worte Christenthum verbunden hat, wenig Hofnung für das Steigen der Physiognomik übrig ist. —

Was H. L. unter andern für die Möglichkeit der Uebersicht jener allgemeinen Harmonie gesagt hat, setzt immer das voraus, wovon die Rede ist. Er nimmt immer an, daß der Mensch sie zu übersehen vermag. Sein Göttingischer Gegner

hatte

hatte gesagt: „Wenn das Innere auf dem Aeußern „abgedruckt ist, steht es deswegen für unsre „Augen da?“ — Was that H. L.? Sein Gegner hatte angenommen, daß wir Etwas, aber freylich ein kleines Etwas sehen könnten; dieß versteht H. L. als ob dadurch die Uebersicht des Ganzen eingestanden sey, fragt nun, „darf ich meinen Augen trauen?“ — Und erklärt den letzten Theil des obigen Satzes, der unstreitig auf die allgemeine, gänzliche Uebersicht jener Harmonie geht, so, als ob sein Gegner nur sagen wolle, wir könnten den innern Menschen so gut im Aeußern sehen, wie die Sterne am Himmel; und fürchtet für den, der seinem Gegner dieß zu sagen wagen sollte — „gesetzt auch, sagt H. L. daß die unsicht„bare Gottesweisheit durch sie sichtbar würde.“ — Jenes einem Astronomen sagen, würde nun wohl keiner wagen, der H. L. Vergleichung untersuchen könnte. Es ist, leider! wider eine Vergleichung, die keine Vergleichung ist. Wenn ich von Sternen auf Gottes Weisheit schließe, so schließe ich vom sichtbaren Werke auf den unsichtbaren Meister; wenn ich vom äußern Menschen auf den innern schließe; so schließe ich doch wohl höchstens nur — nach Lavaterschen Principien, im besten Sinne verstanden und angenommen, auf den Architekten, der nach dem Plane eines andern, mit gegebenen Materialien baute? Ich sage Architekt; ich hätte Mauermeister sagen sollen; so wie oben nicht Meister, sondern Schaffer, Schöpfer, — Kann ich in beiden Fällen,

auf

auf gleiche Art Eigenschaften folgern? Ist nicht = = = Doch ich bin es müde, dem weitern Unterschied nachzulaufen. Genug, der Antiphysiognomist wollte mit den Worten „steht es deswegen für unsre Augen da" sicherlich nicht mehr, noch weniger sagen, als: „es ist da; aber „der Mensch vermag es nicht zu sehen." — Hätte ein Anderer, wie H. L. diese Worte so erklärt, als ob sie bedeuteten, „es wäre alles sichtbar, auch „für uns, nur sollten wir dennoch nicht hinsehen;" so würde man sagen müssen, er habe seinen Gegner muthwillig misverstanden. — Aber H. Lavater? — Nun, der hat seinen Augen auch hier wieder zuviel getraut!

„Aber soll man denn gar nicht Versuche machen?" wird H. L. fragen.

Leser, soll man den Himmel ersteigen wollen, so lange man noch Etwas bessers zu thun hat, oder thun kann? —

Und so sollten wir bestimmt seyn, von dieser Harmonie nichts errathen zu können? Bestimmt seyn, nicht so vollkommen zu werden, wie wir durch die Uebersicht derselben gewiß werden würden? —

Mit der immer wachsenden Vervollkommnung des Menschengeschlechts hat es seine guten Wege, wenn man sonst Leibnitzen, oder auch der Schrift eines der Freunde des H. L. Glauben beyfügen mag. — Und was von jener Harmonie zu entdecken, uns gut und dienlich ist, könnte jeder vielleicht schon wissen, weiß es, lernt es, vielleicht ohne Unterricht, wie wir in der

Folge

Folge sehen werden. Das Sonderbarste, (im Vorbeygehen gesagt) ist, daß H. L. es so lächerlich findet, wenn irgendwo gesagt worden ist, „Phy-„siognomik könne und dürfe so wenig gelehrt werden, „als Liebe“ — und daß H. L. denn doch, unter andern im vierten Versuch (S. 460) schreibt: „daß der Physiognomist immer seiner ersten, „schnellsten Empfindung am meisten trauen soll; „daß, je mehr seine Bemerkung Empfindung „war, aus Empfindung floß, durch Empfindung „gewirkt wurde, desto weniger bedürfe sie einer „Induktion;“ — daß Er, im ersten Versuch bekennt, dann am mehresten fast immer gefehlt zu haben, wenn Er nicht diesem Gefühle sich überließ.

Alles das Gesagte reiflich erwogen, dürfte es denn wohl nie einen philosophischen Physiognomisten geben können, „der die Gründe von diesen „so und so bestimmten Zügen und Ausdrücken, „die innern Ursachen der äußern Wirkungen zu „bestimmen wüßte; — Physiognomik würde nie „Wissenschaft der Wissenschaften; — und Irr-„thum und Betrug, wenn sie sonst auch von dieser „Erde verbannt werden könnten, durch sie am „allerwenigsten daraus verbannt werden.“ (1ter Vers. S. 14. 15. und 50. 3ter Vers. S. 92) Auch ist ein Maler (4ter Vers. S. 481.) der von Christ und Antichrist phantasirt, gerade der Mann, den man nicht anführen sollte, wenn man behaupten will, sie könne einst zu einer mathematisch bestimmbaren Wissenschaft sich erheben. — Nach den vorhergehenden Bemerkungen zu folgern, müßte

müßte Physiognomik nicht einmal so viel Wissenschaft werden können, als Naturkunde oder Arzneykunde. —

Doch freylich, was ist es um alle Philosophie a priori, wenn H. L. sie vielleicht schon durch Thatsachen widerlegt hätte? Wir wollen zusehen.

Von der Richtigkeit einzelner Beobachtungen des H. L. kann der Rec. nicht Richter seyn — seiner Beobachtungen, in so fern sie Charakter oder Talent angehen, weil der Rec. entweder zu viel oder zu wenig von den beurtheilten Personen weiß; — zu viel, wenn H. L. bloß von Talenten schon bekannter Personen spricht, denn da weiß Jedes schon, was H. L. in ihren Köpfen sieht; — zu wenig, wenn die Rede von ihrem moralischen Charakter ist, weil der Rec. keinen persönlich kennt. Dieß letztere gilt aber auch von dem Ganzen sehr vieler andern Köpfe in der Physiognomik.

In dem Werke (4ten Vers. S. 398) ist indessen eine Figur, die wir alle kennen könnten, und die wir also untersuchen dürfen. Es ist — oder heißt vielmehr bey H. L. die Gerechtigkeit. — Gerechtigkeit? Hm! Die Zeichnung ist nach Raphael (es ist die 35ste Tafel); aber entweder hat Raphael zweymal diese allegorische Figur gezeichnet, oder Strange ihr falsche Namen gegeben: genug seine Zeichnung von der Raphaelschen Gerechtigkeit, die itzt vor mir liegt, ist eine ganz andere Figur, und, damit ichs kurz sage, Herrn L. Gerechtigkeit ist, nichts mehr oder weniger als

die Sanftmuth, (comitas, meekness) von eben diesem Künstler; nach diesem Raphael. — Wer eine Sammlung von den Zeichnungen des Strange, oder auch nur diese beiden Figuren besitzt, kann sich mit seinen Augen davon überführen. — Und nun — ist das nicht der sonderbarste Mißgrif von einem Physiognomen? H. L. wird in der Gestalt und Hand u. s. w. der wahren Gerechtigkeit nun unmöglich leidenschaftlose Ruhe, theilnehmende Aufmerksamkeit (Dinge die er das Hauptingrediens der Gerechtigkeit nennt), und die eben durch diese Gestalt, diese Hand, diese Stellung charackterisirt werden sollen) finden können; denn Raphaels Gerechtigkeit hat keinen gesenkten Kopf, wie H. Lavaters Gerechtigkeit; sie trägt ihn sehr erhaben. In dem rechten Arm, empor gehoben, hat sie eine Wagschale; auch ist ihr linker Arm nicht, wie hier, über dem Gürtel gegen das Herz gelegt u. s. w. Genug, was unser Verf. für Gerechtigkeit hält, war dem Raphael Sanftmuth; und wenn also hier nicht die Einbildungskraft ihre Zauberey getrieben haben soll, so weiß ich nicht, was sich zur Entschuldigung sagen läßt. Aber freylich, des Richter- oder Lehramts wird sich diese Zauberinn wohl nun begeben müssen. —

Von allegorischen Figuren zu lebenden Personen! Hier können wir nichts als ein Fragment, eines Briefes einrücken, der bey Gelegenheit des 3ten Bandes der Physiognomik geschrieben worden, und der desto wichtiger ist, weil er vom wichtigsten Theile, vom Charakter eines Mannes handelt. „Der

„dritte

„dritte Band der Phys. ist heraus, und macht hier
„des Gereds viel, weil .... Bildniß sich darinn
„findet. Was L. darüber hin phantasiret hat, bringt
„ihn hier ein wenig um seinen Credit. Der liebe Zür-
„cher kennt den Mann nicht, wie ich und du; und
„hier die ganze Stadt. Der Mann soll Ruhe haben,
„sagt L. — Bey Gott! das ist so wenig wahr, als ich
„Prophetengabe habe. Ich lebe mit dem ehrlichen
„Mann nun sieben Jahr, und du meistens dritt-
„halbes. Lavater hat ihn sein Tage nicht gesehn;
„ich sehe ihn und spreche ihn alle Tage. Also muß
„ich besser wissen, was er ist. Besinnst du dich
„noch, wie er einst, bey mäßigen Kopfschmerzen, heulte,
„seinen Dokter kommen ließ, und diesem aufreden
„wollte, er habe ein hitzig Fieber, und würde ge-
„wißlich, gewißlich sterben. Das ist eine schöne
„Ruhe! und hat er sie je gehabt? Ja, haben möch-
„te er sie wohl, denn er redet gar fleißig von seiner
„Geistesruhe; aber, wenn ihm die Nase blutet, so
„legt er sich ins Bette, stöhnt und jammert, redt
„von der schrecklichen Gefahr, in welcher sein Le-
„ben steht und dergleichen Zeugs, daß ich mich
„des Lachens nicht enthalten kann. Deswegen lie-
„be ich ihn denn doch; denn er ist ein guter, dienst-
„fertiger Mann. Aber wahrhaftig Ruhe des Gei-
„stes ist gar nicht in ihm. Hast du ihn noch je
„an irgend einem Orte, in irgend einer Situation,
„ruhig gekannt? Allenthalben kriegt er es satt;
„allenthalben will er fort, und das geht ganz na-
„türlich zu. Nach L. müßte er auch viel Freunde
„haben; wenigstens redet L. so; und, mich abgerech-

„net, hat der Mann hier gar keinen. Das ist
„wahrhaftig wahr. Wie er mit Euch lebte, hatte
„er auch keinen, als dich. — Aber haben möch-
„te er auch die wieder gern. Und das ist wahr,
„daß die Eitelkeit Manchen zu dem Manne bringt,
„und sich für seinem Freund ausgeben läßt, weil
„Manche ein Ansehen zu erhalten glauben, wenn
„sie Freunde eines bel esprit heißen, und weil man
„überhaupt weiß, daß dieser es gern so hat. Denn
„es ist nichts eitler und einbildischer, als er. Aber
„eben die Eitelkeit jagt auch die Leute wieder weg.
„Freylich rühmen sie sich nun gegenseitig der Freund-
„schaft, aber ist es denn an Reden genug? Wie
„die Herren Gelehrten noch an Komplimente glau-
„ben, das verstehe ich nicht. Und, was sie von sich
„glauben, und wie sie sich stellen, das kömmt doch
„alles daher. Hinterwärts habe ich schon hundert-
„mal vermeinten Freunden das Maul seinetwegen
„stopfen müssen. Vor andern mögen sie es zuwei-
„len anders machen. Denn sie wissen, daß ich
„der Eitelkeit lache, bloß mit einem schönen Geist
„liirt zu seyn; und von des Mannes Fehlern so
„viel weiß und glaube, als sie. Aber lächerlich
„laß ich ihn denn doch nicht machen. Denn die
„sinds noch wohl viel mehr, die bloß der Ehre we-
„gen, mit einem Gelehrten bekannt zu seyn, sich
„da seine Freunde nennen, wo sie glauben, daß es
„ihnen Ehre bringt. Daraus allein war es aber
„natürlich, daß er keine Freunde haben könne. Ei-
„telkeit mit Eitelkeit verträgt sich nicht lange. Sie
„pressen einander zu viel Komplimente heraus. Ei-
„telkeit

„telkeit gewinnt überhaupt nie Freunde, oder doch „wenige. Unser Mann rühmt sich Konfidenzen; „rühmt sich Dinge gethan, und Ueberzeugungen zu „Wege gebracht zu haben, wovon kein Wort wahr „ist. Er hat alles gesehen, gehört, gemacht, er- „lebt, was ihm erzählt wird, oder doch Aehnliches, — „das macht ihn allen zuwider, die am natürlich- „sten sich zu ihm finden. Er hat sich durch die „Grandison dergleichen Narrenspossen in den Kopf „gelesen, ohne eine Grandisonsche Ader zu haben. „Wie gesagt, er möchte gerne seyn, was er nicht „ist. Es muß wo in einer Komödie stehen, daß „man von dem redt, was man nicht ist. Das „trift bey ihm zu. Und weil er nun keine Freunde „hat (denn fühlen thut er das, weil Eitelkeit nie „Gnüge hat) so ist er auch in keiner Situation „ruhig. Das hängt alles aneinander; und wär „ich ein Gelehrter, ich wollte es in ordentliche Sä- „tze, wie es auf einander folgte, bringen, und gewiß „hundertmal mehr Wahres, als L. von ihm sagen. „Es sollte auch noch viel mehr Gutes heraus kom- „men. Denn .... ist gewiß ein ehrlicher Mann, und „aus eben der Eitelkeit, auch sehr dienstfertig, ohne „daß er hiermit prahlt. Denn das ist er wirk- „lich. Aber, was er vielleicht an L. von sich ge- „schrieben hat, und was in der Phys. steht, davon „bliebe wenig übrig. — Man denkt hier, alles was L. von Menschen geschrieben hat, ist so wenig wahr „als dieß, und ich weiß etliche Menschen, die dar- „über gar ihr Exemplar der Phys. wieder verkaufen „wollen." —

So wenig ordentlich, so wenig zierlich dieser Brief auch geschrieben ist, so sieht man denn doch, wo der Schreiber hin will. Wär er mit mehr Ordnung zu Werke gegangen, oder hätte er es können, so würde er unstreitig die Unruhe, die er dem Manne bey den unbedeutendsten Kränklichkeiten giebt, in eben der Eitelkeit zum Theil mit gegründet gefunden haben, woraus er das Uebrige erklärt. Viel leiden, giebt ein Ansehen von Wichtigkeit; es ist süß, von überstandenen großen Gefahren schwatzen zu können, ohne daß übrigens der ängstlich Kränkelnde jedesmal eitel seyn müßte.

Denn eben diese Eitelkeit hat ihren Grund wieder in einer mehr oder minder großen Empfindlichkeit. Auch diese kann an und für sich, ihren Antheil an jener Unruhe gehabt haben, so wie sich vielleicht auch die Talente des Mannes aus ihr herleiten ließen. — Und diese Empfindlichkeit oder Empfindsamkeit, braucht denn auch nicht immer Eitelkeit zu erzeugen.

Aber dieß Fragment selbst — bewiese es denn nicht, daß H. L. Leute, die er nicht persönlich kennt, wenigstens sehr unrichtig charakterisiren könne? Und dieß müßte allerdings seiner Physiognomik — und eben dadurch aller Physiognomik schaden. — Vielleicht trägt es zur Aufklärung der Sache etwas bey, wenn der Rec. die Geschichte seines Studiums der L. Physiognomie den Lesern darlegt. Nach vorläufiger Durchblätterung, war es ihm natürlich zuerst um den total Eindruck jedes Kupferblattes zu thun. Und hier muß er gestehen, daß er in vielen Gesich-

tern

tern, nachdem er H. L. Urtheil darüber gelesen, eben das zu sehen wähnte, was H. L. darinn sah. Unter diese Geschichte gehörte freylich auch das, wovon in dem angeführten Briefe die Rede ist. Aber selbst dieser Brief würde ihn nicht so irre gemacht haben, als andere Bemerkungen. Er sah nämlich oft in ganzen Köpfen doch nichts von dem, was H. L. erzählte; und wie er von ganzen, ausgemalten Gesichtern zu ausgemalten Profieln, von da zu Schattenrissen, nun weiter zu Schädeln, und endlich zu einzeln gezeichneten Theilen herabstieg; so sah er immer weniger von dem, was H. L. darinn gefunden haben wollte; es sey, weil er um die letztern nicht so ganz im Geist, gleichsam herumgehen, sie so leicht nicht wirklich denken konnte, wie jene Köpfe: mit einem Worte, weil sein Blick sie weniger zu befühlen vermochte, oder weil seine Einbildungskraft in bloße Umrisse andere Züge hinein imaginirte, als die Einbildungskraft des H. L. — Indessen setzte er seine Versuche fort. Er verglich zuerst den ganzen Chodowieckischen Kupferstich, les adieux de Calas, mit den beyden daraus genommenen, und in der Phys. befindlichen Figuren. Bey jenem fühlte er viel lebendiger, als bey diesen, „die „leidende Unschuld, die Redlichkeit, die edle Einfalt,„ (1. Vers. 112. u. f.) und Leser, die gewohnt sind, zu untersuchen, werden die Gründe davon bald entdecken. — Aber er fand auch bald den Grund, warum die Lavaterische Kopie, „mehr Ruhe der See„le, mehr natürliche Güte,„ auszudrücken schien. Hier sind nämlich der Leidenden weniger, und so

fühlt der Beschauer mehr Ruhe der Seele; hier ist die Tochter allein, und man wird also weniger von dem Blicke, den der Vater gegen sie aufhebt, weggezogen; man muß ihm mehr Theilnehmung an der Tochter lassen, weil nichts, als diese Tochter da ist. — Wie der Rec. zu einzelnen Gesichtern kam, so entdeckte er immer das Mehreste von dem Gesagten da, wo entweder der mehreste Ausdruck von Leidenschaften war, oder wo H. L. Charakterisirung weitgreifender (um ein Lavatersches Wort zu brauchen) die Sprache kräftiger, bestimmter war. Und dieß war der Fall bey Gesichtern, die H. L. genauer — oder vielmehr bey Menschen, deren Eigenschaften H. L. genauer gekannt zu haben schien, als die Eigenschaften anderer. Eine andere Entdeckung, die er machte, leitete ihn noch weiter. Hr. L. sieht in Ansons Gesicht (1ten Vers. S. 248) den Adlerblick des Forschers; vermuthlich hat H. L. das Gesicht aus einem englischen Magazin genommen, denn eben so findet es sich in einem derselben. Zum Unglück hatte Anson diesen Blick nicht, das ganze Gesicht nicht. Der Rec. hat Gelegenheit gehabt, viel Bildnisse dieses Engländers zu sehen, kennt verschiedene Menschen, die Anson noch ganz genau gekannt haben — und doch hatte er gewähnt, eh' er dieß erfuhr, der Adlerblick des Forschers könne nur so seyn, wie dieser. — Je weiter er in seinen Untersuchungen kam, destomehr wurde er überzeugt, daß, da leidenschaftlicher Ausdruck, oder vollständigere Darstellung, und das ganze Bild eines Gesichts mehr wirkten, als Ruhe, oder Unvollständigkeit, oder Schat-

Schattenriß, oder gar nackter Schädel, wohl nur die Einbildungskraft im Spiele sey. Und — was er nun hörte, bestätigte diese Muthmaßung. Personen, die noch nicht Parthey gefaßt hatten, sahen, je nach dem sie sich durch Kälte oder Prüfungsgeist auszeichneten, je nach dem ihre Einbildungskraft durch Alter oder durch einen gewissen Eigendünkel blödsichtig geworden war — sahen viel weniger, als er; Leute, deren Einbildungskraft, durch Jugend, ausschliessende dichterische Lektür, Eitelkeit u. s. w. wach gehalten wurde, viel mehr, aber doch immer in Profilen und Schädeln weniger, als in ganzen Köpfen; und in Profilen mehr, als in ganzen Schädeln; und endlich in einzeln gezeichneten Theilen — in Hand und Nase nichts — im einzeln Auge Etwas, aber doch sehr wenig. Es ist bekannt, daß Einbildungskraft, wenn ihr gut vorgeleuchtet wird, viel sieht, bey hellem Tage, Gespenster. — Und man muß gestehen, daß, wo H. L. ausdruckbare Ideen hatte, Er sie oft in das angemessenste Gewand gekleidet hat. Ihre ganze Gestalt leuchtet durch, so knapp liegt das Gewand an, so gut ist gleichsam die Farbe desselben gewählt. — In Rücksicht hierauf, und auf Sprache überhaupt, ist von H. L. viel zu lernen. Seine zusammengesetzten Wörter sind größtentheils sprachmäßiger, wohlklingender, als die seiner Mitbrüder in der Einbildungskraft. Und wenn man hinzu denkt, daß er öfter, wie sie, in der Nothwendigkeit seyn mußte, neue Worte zu schaffen, oder zusammen zu setzen, so wird man Ihm auch, es gethan zu haben, verzeihen müssen. —

Auch sind seine Zusammenfügungen der Redetheile nicht immer und nicht ganz so Grammatikwidrig, wie es bey ähnlichen Schriftstellern zu seyn pflegt. — Doch freylich kann dieß wohl nicht ohne Ausnahme gelten; und seine Physiognomik trägt allerdings das Gepräge der Werke aller so warmen Autoren. Sie wimmelt von feyerlichen, stolzierenden Ausdrücken, Interjektionen, Absätzen u s. w.

Wenn nun aber, was Uneingenommene sehen, im Verhältniß mit mehr oder weniger erregter, mit mehr oder weniger lebhafter Einbildungskraft steht: sind nun deswegen bestimmbare Zeichen sichtbar? Einzele Zeichen einzeler Eigenschaften? H. L. kann vielleicht wähnen, sie zu sehen; aber hintergeht Ihn seine eigene Einbildungskraft vielleicht nicht eben so, wie sie den Recensenten und viele andre hintergangen hat? Wird Er, und Alle, die mit ihm so wähnen, nicht dadurch zu Messereyen u. s. w. verführt? Nicht selbst unvollständiger in seiner Darstellung, wo die innere Totalität eines Menschen (wenn ich mich so ausdrücken darf) seiner Einbildungskraft weniger gegenwärtig ist?

Man gestatte dem Rec. dieß ein wenig mehr auseinander zu setzen. — Einbildungskraft ist überhaupt doch die Fähigkeit der Seele, sich das Abwesende geschwind, lebhaft — (und wenn wir sie von Phantasie unterscheiden wollen) auch deutlich vorzustellen. Und da wir nun von gegenwärtigen, wirklichen Dingen auch nur Vorstellungen haben, die, nach dem blinden Homer zu urtheilen, oft

oft nicht lebhafter sind, als von Dingen, die nie gegenwärtig waren, so ist die größte Behutsamkeit nothwendig, wenn die Vorstellungen der Einbildungskraft uns nicht eben so wahr dünken sollen, als jene; und besonders, wo durch Zeichnung ihr vorgeleuchtet wird; wo sie sogar schon weiß, daß das zu finden ist, was sie sucht; und wo sie gleichsam nichts zu thun hat, als eine Stelle dafür zu erlesen. — Ich sage, wahr dünken, weil die Gegenstände nicht bloß abwesend seyn dürfen, sondern überhaupt ganz anders existiren können, wie die Einbildungskraft sie uns vergegenwärtigt. Denn auch Blindgebohrne machen sich von Dingen, die eigentlich nur sichtbar sind, so bald sie von ihrem Daseyn durch ihre andre Sinne benachrichtiget werden, mit Hülfe dieser Fähigkeit der Seele, Vorstellungen, die diesen Dingen dann sehr oft und ganz natürlich, gar nicht entsprechen. Daher könnte man denn auch die Einbildungskraft überhaupt die Fähigkeit der Seele, sich Vorstellungen zu erschaffen, nennen — so nämlich zu erschaffen, wie der Mensch erschaffen kann; und das Wort Einbildungskraft druckt ungefähr eben das aus. —

Wenn die Leser, bey der Lektür guter dramatischer oder epischer Dichter, aufmerksam auf sich selbst gewesen sind, so werden sie sich erinnern, daß sie oft gewähnt haben, diese Personen treffend ähnlich malen zu können, oft sogar einen Reiz dazu gefühlt haben. Woher entsteht dieser Wahn, dieser Reiz anders, als aus einer Art von Schluß,

daß diese Personen wirklich existirten? Und je reiner, bestimmter der Umriß dichterischer Personen, je mehr Uebereinstimmung in allen ihren Zügen, je mehr ein gleichsam anschaulicher Vereinigungspunkt aller derselben, und je spitzer der Standpunkt zur Uebersicht der ganzen Zeichnung ist, desto gewisser sehen wir sie vor uns, wie sie leibt und lebt. Im Vorbeygehen gesagt, es mag seine gewissen Wege haben, warum Maler so viel aus, oder nach dem Homer gemalt, so oft Figuren aus ihm gezogen haben. — Was ein solcher dichterischer Charakter dem Leser oder Maler ist, können das nicht die Eigenschaften der Person dem H. L. gewesen seyn? Aber der Schluß von Kenntniß der Eigenschaften auf Daseyn ihrer Zeichen, ist eben der, als von dichterischer Darstellung auf die wirkliche Existenz der Personen. Je lebendiger die dichterische Vorstellung, je mehr Glaube der Einbildungskraft an die Wirklichkeit der Person; je mehrere, je genauere Kenntniß H. L. von den Eigenschaften hatte, desto mehr Glaube der Einbildungskraft an Zeichen. Ueber das Erstere ließen sich so viel Anekdötchen beybringen; — und was das Letztere betrifft, so glaubt der Rec. beynahe, daß, wenn H. L. zum Studio der Physiognomik gleichsam von Personen ausgehen müssen, die ihm zwar bekannt, sehr bekannt, aber dennoch für uns alle ohne alle Bedeutung, und Ihm höchstgleichgültig gewesen (vorausgesetzt, daß bey H. L. dieß möglich sey) Er nicht weit in seiner Laufbahn gekommen seyn würde. — Je wärmer Er von einer Person

ist,

ist oder wird, desto lebendiger wird seine Darstellung. —

„Und so hätte ich meine Zeichen so erschaffen, „wird H. L. sagen, wie Leser oder Maler die Per„sonen der Dichter sich erschaffen? Hab' ich denn „nicht Nasen und Alles zu Papier gebracht? Und „von bekannten, nicht allein mir, sondern zum „Theil Allen bekannten, und mir genau bekannten „Personen hab' ich sie deswegen genommen, weil „ich selbst meiner Sache immer gewisser werden, „und von dem Publiko nicht hören wollte, ich hätte „gut reden." — Daß H. L. so zu Werke gegangen, so zu Werke gehen müssen, war ganz natürlich. Auch gehört der Rec. gewiß nicht zu denen, von welchen H. L. im 3ten Vers. S. 259. spricht. — Ob aber die Physiognomik eben deswegen, weil ein Mann mit edelm Herzen, nie das Edle und Gute sehen kann, ohne davon warm zu werden, zur Wissenschaft erhoben werden könne, besonders wenn dieser Umstand zu allen andern Schwierigkeiten dagegen hinzu summirt wird, das ist eine ganz andre Frage eine Frage, deren Beantwortung nicht so ganz schwer ist, und die nicht für H. L. ausfällt, wie wir vielleicht in der Folge sehen werden. — Also vor der Hand dieß bey Seite gestellt und jene Frage wieder ergriffen: woher denn mit diesem Zeichen, diese Eigenschaft? — „Weil dieß Zeichen an denen Personen vorkommt, „die diese Eigenschaft haben," wird H. L. sagen. — Aber die Duplik hierauf ist ja schon längst ausgefertigt. Und noch einmal, und wieder einmal,

beweist

beweist nur erst, daß der feine Geschmack lieber so eine, als eine andre Nase baue! daß nur in der Nase feiner Geschmack sichtbar ist, und nicht auch — im Ohrläppchen? daß nur durch Nase, oder überhaupt durch einzele Zeichen, eine einzele Eigenschaft ausgedrückt wird, und nicht vielmehr Alles ausgedrückt werden muß, was der Mensch ist? — Auf dem Beweise beruht der Gewinnst des Prozesses. Fällt er gegen die allgemeine Harmonie aus; so soll es an andern Apellationen nicht fehlen.

Doch, warum nicht lieber alle Möglichkeit jenes Beweises auf der Stelle vernichten? Warum nicht das Kopfbrechen darüber ersparen? H. L. muß es noch verdanken, obgleich sein Werk selbst die Werkzeuge zu jener Vernichtung hergeben muß. —

Im Fragmente über das Studium der Physiognomik, also in einem sehr wichtigen Fragmente (viert. Vers. S. 461) heißt es: „ich sage nicht, „der Physiognomist soll aus einem Zeichen „entscheidend urtheilen; ich sage nur, er kanns „zuweilen. — Es giebt zuweilen schlechterdings „entscheidende, sehr charakteristische Züge, sowohl der „Anlagen, als besonderer Leidenschaften ꝛc." — Das Fernere dieser Stelle werden wir in der Folge anführen, itzt nur, daß, wenn H. L. wie es deutlich genug dargelegt worden ist, in einzelen Theilen überhaupt, einzele Eigenschaften überhaupt sieht — aber eigentlich doch nur zuweilen sehen kann — was bleibt von dem übrig, was der

Rec.

Rec. ihn zu seiner einzigen Entschuldigung vorher sagen ließ: „daß solch ein Zeichen an denen „Personen vorkommt, die solch eine Eigenschaft „haben." — Ist die Vorkenntniß der Eigenschaften in der Person nothwendig, um gewiß zu seyn, daß dieß Zeichen lieber so etwas, als etwas anders bedeutet — so — gute Nacht wichtigster Nutzen der Physiognomik! — Denn daß überhaupt Alles mit Allem verbunden und allgemeine Harmonie in der Welt des Weisesten ist, das wußten wohl Alle schon längst, die so etwas zu wissen und zu fassen fähig sind. Wir wollten nur von H. L. lernen, etwas von dem Innern in dem Aeußern lesen, ohne daß wir in dem Innern vorher auf die geringste Art hätten buchstabieren dürfen; — und auch Er wollte uns das lehren.

Ein anderer Beurtheiler der Lavaterschen Physiognomik, der als Freund des H. L. unstreitig eine wichtige Autorität ist, sagt deutlich, daß das Daseyn des Zeichens nicht immer die Eigenschaft voraussetze. „Schnürt nicht, heißt es, die Lehre (von „gewissen bestimmten Zeichen) der Freiheit des Men„schen den Hals zu? Denn, wenn einer nothwen„dig ein Schurk ist, der z. B. ein großes Maul „hat, so muß er ein Schurk leben und sterben, „das Maul wird sich nicht zusammen ziehen. — „Hierauf würde ich antworten, fährt Hr. Claudius „fort, ein Mensch ist kein Schurke, wenn er ein „großes Maul hat, sondern wenn er ein Schurke ist, „so hat er ein großes Maul! — Also — aus dem großen Maule, aus diesem Zeichen — und

wenn

wenn aus diesem nicht, warum aus irgend einem? — ist nicht auf das Daseyn der Eigenschaft zu schließen — und nun noch einmal, gute Nacht Physiognomik! — Ja, ja! der alte Aristoteles hatte wohl Recht zu sagen,

ἐνι πιστευέιν τῶν σημείων ἐνὴθεια —

„Aber, wird H. L. sagen, der Rec. ist ein „Verfälscher. — Ich hatte zu obiger Stelle hinzu „gesetzt, Es giebt Stirnen, Nasen, Lippen rc. „die an sich Stärke oder Schwäche, Feuer oder „Kälte, Scharfsinn oder Stumpfheit, Zorn oder „Rachsucht anzeigen — An sich und in so fern „sie gewisse andre coexistente Theile schlechter„dings voraussetzen.“ Allerdings ist dieser Zusatz von Wichtigkeit. — Aber doch nur zuweilen — also nicht oft? nicht die mehrsten male? — sind mehr Zeichen der Art vorhanden? Also die mehrsten male läßt sich aus einem Zeichen nichts schließen, die Nase einzeln, muß erst gegen die übrigen Theile gehalten werden, um das man gewiß wisse, was sie ist? — denn, daß alle Theile nicht immer unter sich harmoniren, sondern oft kontrastiren, das hatte H. L. bereits im zweyten Vers. S. 97. gesagt. Und auch mit Beyspielen hatte Er das belegt. Im dritten Versuch unter andern S. 275. findet er bey Diderot eben den geschweiften Umriß des obern Augenliedes, den er bey den Herrn Heß, Zollikofer und Eberhard fand, und setzt hinzu, daß dieser Umriß auch Diderotten heller Religion fähig machte. Die Religion

des

des H. Diderot oder vielmehr, was H. L. von Diderots Religion denken muß, ist außer allem Zweifel, und so kämen denn gleiche Zeichen bey ganz unähnlichen Dingen vor; — und jeder Theil müßte denn erst im Verhältniß zu andern Theilen untersucht werden. — Eben so giebt H. L. (2ter Vers. S. 108.) ein gewisses Kinn für ein positives Zeichen von Denkenskraft aus; aber Er meynt, „eben dieß Zeichen werde sich auch an schwachen „mittelmäßigen Menschen sehen lassen; nur werden „sich dann Züge zeigen, die jenem widersprechen — „Züge, von denen das Gefühl sagen wird, hier ist „Schwäche.“

Es ist schon bemerkt worden, daß, wenn wir Menschen ein und dasselbe Zeichen in zwey Gesichtern finden können, wir eben kein Recht haben, auf unsre Erkenntniß der Zeichen uns viel zu Gute zu thun. Wahre Aehnlichkeit zweyer Zeichen würde Aehnlichkeit aller nach sich ziehen müssen; oder es ist um die Harmonie im Menschen geschehen! — Bey Lamberts und Hessens Nase gieng indessen diese Aehnlichkeit noch ehe hin, weil H. L. bey aller innern Unähnlichkeit der Personen, dennoch hinzusetzte, daß beyde Personen sich durch hellen, großen viel fassenden Verstand auszeichneten. Was Er von ungleichem Grade hinzusetzt, soll wohl hier nichts mehr heißen, als Ungleichheit, die durch verschiedene Anwendung ihrer Verstandsfähigkeiten unter ihnen war. — Aber, in dem oben angeführten Beyspiele kömmt ein und dasselbe Oberkinn bey Menschen, die Denkkraft haben, und bey schwa-

chen Menschen vor; also, bey entgegen gesetzten? Die Züge des schwachen Menschen modificiren sich also nicht unter sich? Sind nicht nach seiner Schwachheit modificirt? Drücken also nicht die Fähigkeit seines Geistes aus? Also ist denn auch kein Verhältniß zwischen innerm und äusserm Menschen? Und doch soll die Seele von innen herausbauen? die Züge bestimmen? — Und sie wäre nicht einmal, in diesem Falle bestimmt und bestimmend zugleich?

Noch auf sonderbarere Art hat H. L. über diese Stelle philosophirt. Es ist überhaupt anzumerken, daß Er nie seiner Grundsätze gedenkt, um ganz widersprechende Erscheinungen etwan zu vereinigen, aufzuklären; sondern diese Erscheinungen weg zu vergleichen sucht. In eben angeführtem Falle vergleicht er das Kinn der Denkkraft mit Aktiv- und die übrigen Zeichen der Schwäche mit Passivschulden; meynt, beyde könnten, wie diese Schulden, mit einander bestehen, durch einander gehoben werden u. s. w. — Also — was ich wirklich habe, Aktivschulden wären eben das, was Denkkraft ist — die ich in dem angeführten Fall nicht besitze? Oder wie sich, bey einem und demselben Menschen, Aktiv- und Passivschulden finden können, — so auch in einem und demselben Menschen Denkkraft und keine Denkkraft? Und so wie Aktiv- und Passivschulden durch einander sich heben — so auch Denkkraft und Schwäche — und es bleibt übrig — was denn? — Dort nichts; und hier? — doch Schwäche? Oder ist Schwäche nichts,

das

das mir bleibt, wie mir keine Schulden bleiben, wenn ich sie bezahle? Wer will, vergleiche, untersuche weiter! —

Doch es sey, wie H. L. es will (und wie es leider! nicht ist) — ein und dasselbe Zeichen zeuge, aber nur mit Zuziehung anderer, für diese oder jene Eigenschaft; — es sey auch nicht ein und dasselbe und eben dasselbe, sondern nur ein, diesem, überhaupt, ähnliches Zeichen — die ganze Gattung von Stumpf- oder Adlernasen z. B. — so muß ich denn diese Stumpf- oder Adlernase 1) gegen Bogen und Umriß der Stirne, 2) gegen Bogen des Scheitels, 3) gegen den Raum zwischen ihr und der Oberlippe, 4) gegen die Oberlippe, 5) gegen die eigentliche Lippe, 6) das Oberkinn, 7) das Unterkinn, 8) den Hals, 9) das Hinterhaupt, 10) den Nacken (Siehe H. L. Hauptabschnitt des Kopfes 2ter Vers. S. 97.) — und warum nicht auch 11) gegen das Ohr? 12) und Augenbraunen? und 13) Haupthaare? - - - Genug, genug, werden die Leser rufen! — Geduld, meine Freunde! Ich bin noch lange nicht fertig! Denn so gut, wie die Nase, damit man weiß, was sie ist, mit jedem dieser Theile erst verglichen werden muß, eben so nun auch der Bogen und Umriß der Stirne, (sie können eben so wenig entscheidend bestimmt seyn, als Nase) wieder mit 2 bis 13. Dann fangen wir von 3 an und gehen bis 13, und dann von 4 und immer so weiter — und wenn wir recht strenge verfahren wollten, so dürften die zu vergleichende Theile wohl bis ins

Unendliche gehen. — Aber genug, wir kommen immer denn endlich, oder sind vielmehr schon, wo wir aussetzten — bey dem ganzen Kopfe — die einzeln Theile schwimmen in einander — wir haben uns an totalen Eindruck zu halten — und unsre Einbildungskraft, die wir hatten gehen heißen, weil sie erschafft, was nicht da ist, tritt ihr Amt wieder an, spielt mit uns nach Belieben, rechnet aus, wie sie die neunzig Zahlen des Lotto unter sich verbinden muß, um die fünf möglichen Quaternen zu gewinnen, oder wie viel Würfe unter vierzig Karten im l'Hombre möglich sind.

Doch genug mit der Einbildungskraft über Einbildungskraft! — Wie wird es aber nun um die Klassifikation der Nasen stehen?

H. L. fühlte, daß, wenn seine Beobachtungen auch noch so richtig wären, dennoch eine Klassifikation der Zeichen Statt finden müßte, wenn Physiognomik Wissenschaft werden sollte. Jedermann sagte das, foderte das; jedermann warf Ihm ein, kein Gesicht, kein Mensch ist dem andern gleich, was helfen die richtigsten Beobachtungen, wenn sie nicht anwendbar sind? — Durch diese Klassifikation wollte Er sie anwendbar machen. —

Nur noch ein Wort, ehe wir zur Untersuchung dieser Klassifikation kommen. — Müssen H. Lavaters widersprechende Vorstellungen von dem, was Physiognomik seyn und werden könne, nicht seinem Werke selbst schaden? Bald mathematisch bestimmbare Wissenschaft, Wissenschaft aller Wissenschaften; — bald nur Wissenschaft, so viel Natur-

kunde

kunde und Arzneykunde es sind; bald gar Werke des Gefühls, der Empfindung. — Doch zur Sache! —

„Daß die Physiognomik so gut zur Wissen„schaft werde, als Physik (sagt H. L. Erster Vers. „S. 53.) dazu kommt es bloß darauf an, ob sich „der auffallende, unläugbare Unterschied der „menschlichen Gesichtsbildungen — nicht nur dun„kel wahrnehmen, sondern unter bestimmte Cha„raktere, Zeichen und Ausdrücke bringen lasse? „Ob gewisse Zeichen der Stärke und der Schwäche, „der Gesundheit und der Krankheit des Körpers, „der Dummheit und des Verstandes, der Groß„muth und Niederträchtigkeit, der Tugend und „des Lasters u. s. f. sich angeben und mittheilen „lassen!“ — Wir haben zwar gleich vorher diese bestimmten Charaktere, Zeichen und Ausdrücke schon zu entwaffnen gesucht; und ohne unsere Erlaubniß dürften sie also nicht gegen uns, auf den Bollwerken der Physiognomik mehr dienen; aber wir wollen ihnen die Waffen wieder schenken; und, nach dem Grund und Boden zu urtheilen, worauf sie fechten, müßte es schlimm seyn, wenn ihnen nicht wieder so beyzukommen wäre, daß sie noch einmal sich ergeben müßten. Zwar dauert dadurch die Belagerung der Physiognomik etwas länger: aber der Rec. möchte seinen Lesern gar zu gern alle Schwächen des Orts kennen lehren. Und so will er denn selbst H. Lavaters Völker zusammen sammeln, und sie, zu ihrer Vertheidigung, aufs Vortheilhafteste stellen: —

„Keine einzige Krankheit (heißt es im ersten „Versuch S. 148 u. f.) in keinem Individuum „ist genau so beschaffen, wie in einem andern — „Soll denn aber deswegen gar keine Klassifikation „der Krankheiten gemacht werden? Giebt es, um „deswillen nicht Krankheiten, die einander ähnlicher „sind als andre? Die hiemit näher zusammen ge„hören? Mithin in eine Klasse gethan werden? „Folglich auch klassische Vorschriften ihrer Behand„lung empfangen mögen? u. s w.“ — Und in einem Briefe, der, nach der Ueberschrift von H. Zimmermann ist (ebend. S. 151.) findet sich eine Stelle, wodurch den Lesern die ganze Stellung der Zeichen deutlicher werden wird. „Niemand „läugnet, heißt es, die Verschiedenheit der Nasen; „aber wenn man auch nur sehr wenig sie beobach„tet, so findet man in denen, die am allerunähn„sten scheinen, Züge von Aehnlichkeit, die sie zu „klassifiziren dienen — und einen lebhaften Kopf „vielleicht dahin bringen können, eine Nasologie „zu erfinden.“ —

Wir dürfen jene Zeichen also nur für Vertheidiger gelten lassen, wenn sie eben das sind, was die Krankheitszeichen sind? Und so haben wir eigentlich nur eine Musterung anzustellen? Gut denn! — Aber, ohne alle Allegorie! — Und was aus der Nasologie werden wird, muß auch aus der Metopologie, (Stirnologie oder Frontologie will mir nicht recht klingen) und aus allen übrigen Logien dieser Art werden. —

Erst

Erst von Nasen und von Krankheit überhaupt. Denn nur von Krankheit ist die Rede bey H. L. und Krankheit und Gesundheit sind zwey ganz entgegengesetzte Zustände; aber Nase ist überhaupt nur ein Ding, Nase nur immer — Nase.

In Krankheit überhaupt liegt das Zeichen von Krankheit, — das Zeichen, daß die Kräfte des Körpers auf seine Zerstörung loswirken; — also nur ein Zeichen überhaupt. — Und in der Nase überhaupt? — liegt Zeichen von Witz oder Unwitz; von Stumpfheit und Dummheit oder von feinem Geschmack; also von zwey ganz entgegen gesetzten Zuständen — also auch überhaupt — zwey Zeichen. — Wie gefährlich sind die Vergleichungen! —

Liebe Leser, — nun seht ihr doch, daß Nichts zu fürchten war, wenn wir auch die entwafneten Zeichen wieder bewafneten? —

In wahrem Ernst! Ich begreife nicht, ob ich es gleich gedruckt gelesen habe, wie man das Fragment, worinn H. L. hat beweisen wollen, Physiognomik könne Wissenschaft werden, wie man dieß Fragment für gut geschrieben erklären könne? — Für gut? — Also für wahr? Für richtig? —

Wie können denn nun Nasen eben so in Klassen gebracht werden, wie Krankheiten? Können einzele Gattungen von Nasen mit einzelen Arten von Krankheiten verglichen werden? — Können — aber H. L. unterbricht vielleicht meine Fragen.

„Nase überhaupt kann Dummheit und Witz bedeu„ten, kann Er sagen, und ist also nicht mit Krankheit „allein zu vergleichen?“ — Gut! Wir wollen sehen! — Nur erst, zu unsrer Rechtfertigung, daß H. L. jene Vergleichung selbst angab. Warum setzt Er, buchstäblich, ganz unvergleichbare Dinge neben einander. — Doch zurück zu seiner Anweisung. Nase, die beyde Zeichen von Krankheit und von Gesundheit, trägt, ist also überhaupt das, was der Körper ist, in welchem beyde Zustände, Zeichen beyder Zustände, von Gesundheit und von Krankheit sich finden können. — Und hier ist nun eine kleine Folter-Tabelle für die armen Nasen.

Körper	Nase
ist überhaupt gesund oder krank, je nach dem seine Kräfte auf seine Erhaltung oder auf seine Zerstörung loswirken.	ist überhaupt schlecht oder gut — Aber, was ist gut? Was ist schlecht? Das muß bestimmt werden, und — wohlgemerkt! — eben so genau bestimmt werden, als die gegen über stehenden Erklärungen von Krankheit und Gesundheit. Also — das Drücken hilft nichts — die Nase zeigt — Dummheit oder Witz.
Dieß oder jenes besondre Zeichen, dieser oder jener Pulsschlag zeigt	Dieß oder jenes Zeichen, diese oder jene Form, Wölbung u. s. w. zeigt . . . nun was denn? — (Leser, was wir vorher schon gesehen haben, muß sich bis hieher ausdehnen lassen —
hitzig oder kalt Fieber ꝛc.	Dummheit oder Witz.

Ja-

Jaja! Ich dachte wohl, daß der Glieder der Vergleichung zu wenig wären, daß wir die armen Nasen würden aus einander ziehen müssen. — Doch vielleicht wär ihnen die Folter zu ersparen gewesen? H. L. selbst, wie wir gesehen haben, verglich nur die Klassifikation ihrer Zeichen, mit Klassifikation der Krankheiten überhaupt. Aber freylich, weil diese gar nicht Stich halten wollte, weil die Leser vielleicht von selbst auf die letztere Vergleichung hätten gerathen können, gab man sie ihnen hier, damit sie der Mühe überhoben seyn könnten. —

Die Sache selbst kann nicht anders ausfallen; als sie ausgefallen ist. Stammen denn nicht alle Nasen der Menschheit aus einer Nase her? H. L. wird mir das nicht läugnen. — Und giebt es gleichsam eine Stammmutter für alle Krankheiten, wie es eine für alle Nasen giebt? — Sind nicht alle Nasen überhaupt nur das, was z. B. alle Eyer einer einzelnen, einer und derselben Gattung von Hühnern — z. B. der Haushüner sind? Unterschiede giebts unter diesen; sie sind größer oder kleiner, hartschäliger oder dünnschäliger, älter oder jünger, u. s. w., das mag alles auch von Nasen gelten, und noch vieles mehr; aber wer hat je unter jenen Eyern Klassifikationen gemacht? — Wer je unter den Blättern einer und derselben Gattung von Eichen? Und sind die Nasen unter sich, noch unendlich mehr unterschieden als jene Eyer — wie sie es denn seyn müssen — ist nicht die Klassifikation unendlich schwerer? — doch nicht schwerer! wie gesagt, unmöglich ist sie. Man denke nur das Einzige, daß

in allen diesen Fällen keine stufenweise Verbindung, sondern, wenn ich mich so ausdrücken darf, gleichsam eine Netzförmige Verbindung sich findet; — daß, mit einem Worte, für das Menschengeschlecht nur ein Mensch, und — für jedes Geflügel (weil wir doch nun einmal von Eyern geredt haben) ein Paar nach seiner Art geschaffen wurde. — Aber laßt denn auch die Nasen unter sich klassificirt werden können, (man sieht wie freygebig der Rec. mit allen möglichen Zugebungen ist) — was hilft denn eine gewisse Klasse von Nasen für diese oder jene Eigenschaft, wenn kein Zeichen allein für sich etwas bedeutet? Wenn es immer mit andern verglichen, gegen die andern erst gehalten werden muß? — Entscheidet Leser! Und so könnte denn nun Physiognomik auch nie so viel Wissenschaft werden — als Arzneykunde oder Naturkunde. — Zwey ihrer Verschanzungen, die mathematische und die wissenschaftliche wären glücklich erstiegen; und im Vorbeygehn gesagt, wenn Baumgarten, von dem H. L. glaubt, Er würde für Ihn gefochten haben, weil er gesagt hat, die Semiotik sey scientia signorum — wenn Baumgarten noch lebte, Er würde diese Verschanzungen schwerlich haben vertheidigen helfen.

Indessen bleibt denn doch noch immer Eine übrig, die Verschanzung des physiognomischen Gefühls. — Und, freylich, wenn der Feind unsichtbar ist, läßt es sich nicht gut streiten. Wir wollen sehen.

H. L.

H. L. sagt (1ter Vers. S. 52. u. f.) „So „wie Arzneykunde, Physik, schöne Wissenschaften „alle bis auf einen gewissen Grad unter bestimmte „Regeln gebracht werden können — so hat Physio„gnomik ihre bestimmten Charaktere. So wie diese „alle, muß sie sehr vieles dem Genie, dem Gefühl „überlassen. — Kannst du unter allen Kollegien „über die Malerey — Einem Malergenie geben? „oder durch alle Lehrbücher und Lehrmeister der „schönen Wissenschaften — Dichtergenie einhau„chen? —

Nein, nein; freylich nicht! — Aber in unsern Tagen möchte es Menschen geben, die da meynten, man könne durch das Studium der lavaterschen Physiognomik etwan zum Physiognomisten werden, wie — durch die Lektür der Dichter zum Dichter. — Was sag' ich, es möchte solche Leute geben? Es giebt deren genug! — Freylich heißt dieß die Physiognomik zu einem Gedichte machen; und öffentlich haben diese Leute freylich auch noch nicht gesungen. — Aber, wer kennt ihre Gesellschafts- oder Gelegenheitsgedichte? — Also ein Wort! — Nein; kein Wort, denn jedes wäre Lästerung! Die mit den schärfsten genauesten Umrissen gezeichneten, bis auf den kleinsten Zug mit glühenden Farben ausgemalten Charaktere von Achill und Agamemnon, von Fingal, Hamlet und Macbeth ziehen in ihrem ganzen Leben bey mir vorüber — und ich sollte mich nicht schämen, sie mit den hundert tausendfachen Abtheilungen und Unterabtheilungen, die in der Physiognomik vorkommen müs-

müssen — mit den feinen, unmerklichen Zügen und Bügen und Wölbungen zu vergleichen? — Ich bitte ihre Schatten, und die Schatten ihrer Schöpfer herzlich um Verzeihung! Und Homer konnte es ja auch nicht verhindern, daß ihn — Virgil; und Shakespear nicht, daß ihn — unsere Genieen nachahmten? — Wer sehen will und kann, wird dieß alles schon von selbst sehen!

Und so wären wir denn nun am und zum Ende der Physiognomik angelangt? — Freylich. Aber wir haben manchen Seitenweg liegen lassen müssen; und wie, wenn wir einen oder den andern nur für einen Seitenweg gehalten hätten? Wenn er es nicht, — wenn darauf gar nicht — zum Ende der Physiognomik zu kommen wäre? — Oder — gesetzt, daß es seinen Nutzen hätte, mehr als einen Weg zu einem Ziele zu kennen? Da kann man sich desto weniger verirren. — Und so denn in die erste beste Seitenallee hinein; und sollte sie uns zu den Labradoriern oder den Lappen bringen. —

H. L. sagt (1ten Vers. S. 48) „der gesunde „Menschenverstand empört sich in der That gegen „einen Menschen, der behaupten kann, daß Leibnitz „im Schädel eines Lappen die Theodicee erdacht, „oder Newton im Kopfe eines Labradoriers, der „weiter nichts, als auf sechse zählen kann, und „was darüber geht unzählbar nennt, die Planeten „gewogen, und den Lichtstrahl gespalten haben „könnte? —„ Der gesunde Menschenverstand? und das steht am Eingange des Weges. Wahrhaftig, ein eben so nachdrücklich Verbot, des Weges

ges zu reisen, als irgend von einen Domainen- und Zollgericht an Nebenstraßen angeschlagen worden ist. — Aber nicht doch. Da wär' es, als ob H. L. Nutzen darunter leiden könnte — und wenn ich mit keinen zollbaren Waaren des Weges ziehen wollte? Gedanken sind ja allenthalben zollfrey. — Wären sie es nicht — ey nun! mancher Waghals fährt ja mit ganz verbotenen Waaren auf solchen Nebenwegen; und wird er ertappt — nun so entschädigt er sich mit dem Geschrey über willkührliche Gesetze. — Und, damit die Angst mich nicht etwa gar den Accisbedienten in die Hände von selbst treibe, will ich mich stellen, als hätt' ich das Verbot nicht recht verstanden. Statt den gesunden Menschenverstand, les' ich einstweilen Einbildungskraft. — Und wenn ich gar recht gelesen hätte? Oder wenigstens Hofnung, recht gelesen zu haben, mit auf den Weg nähme? — „Ein Labradorier, der nur sechs zählen kann —„ Nun, seine Kinder können auch noch nicht sechs zählen. Und daß, die Menschen mit Kindern vergleichen, so etwas ganz Unschickliches sey, wüßte ich nirgends gelesen zu haben. —

Ernstlich geredt — von solch einem Labradorier wird keiner so etwas behaupten. Aber noch nicht können, und gar nicht können, sind ja wohl zweyerley — gar sehr zweyerley Sachen! — Entweder hat die Idee eines solchen Individuums H. L. zu dieser Behauptung gebracht, oder Er hat die Härte des Ausspruchs gefühlt, und ihn dadurch zu mildern gesucht. Schade! daß er dadurch ganz

auf-

aufgehoben wird — Doch nicht Schade! denn nun könnt ich doch wohl recht gelesen haben, und so ziehen wir mit sicherm Muthe weiter. — Was H. L. im 4ten Theile dagegen sagt, wird vielleicht sein Göttingischer Gegner beantworten. Für den Rec. wenigstens ist damit noch nicht „die Sache „ins Reine gebracht!“ (S. 21) —

Zuerst denn, wenn, vermöge des äußern Unterschieds zwischen Europäer und Lappen, ein so großer Unterschied des Innern (der Geistesfähigkeiten) in ihnen entstehen — und hiebey denn noch die allgemeine Harmonie bleiben soll, — so muß Hand und Fuß und jeder Theil des Labradoriers eben so viel Unähnliches mit Hand und Fuß und jedem Theile des Europäers haben — als der Schädel des einen mit dem Schädel des andern. — Schädel überhaupt ist, nach H. L. eigener Theorie, Fundament des Knochensystems. — Und die berührte Unähnlichkeit zu erweisen, dürfte H. L. etwas schwer werden. — Freylich wird dieß Argument eben dadurch nur Vortrupp, (ob es gleich übrigens aus H. L. eigenen Völkern besteht) aber es soll auch nicht — den Tag entscheiden. Der Rec. denkt, und eben wieder aus H. L. Völkern, ein ganzes tüchtiges Heer zusammen zu bringen; und das wird denn besser thun. — Hier ist es schon!

Der Mensch kömmt nur mit „Anlagen, das „ist, mit mehr oder weniger physischer Reizbarkeit, „und Kraft, mit Trieb zu wirken, sich auszubrei„ten, zu leben, seine Existenz zu erweitern„ — auf „die Welt.„ Alle mögliche Verschiedenheit in Schä-

deln

deln hat also nur immer diese Grundlage; — und aus dieser Anlage ist alles geworden, was Newton oder Leibnitz gewesen sind. — Um uns also zu überführen, daß Lappe oder Labradorier es nicht werden können, muß H. L. zuerst beweisen, daß sie keine, gar keine Anlage haben; — daß sie also zu Menschen gemacht worden, und doch keine Menschen sind; — daß der Urheber der Natur ihnen alle mögliche Zeichen der Menschheit, nur nicht die Anlagen zur Fähigkeit derselben gegeben habe. Ist dieß erwiesen, so macht Labradorier und Lappe eine besondere Klasse von Geschöpfen, und H. L. hat sie sehr unrecht mit Menschen, und mit noch größerm Unrecht mit Leibnitz und Newton verglichen. Nur ist mir für die Konsequenzen dieses Beweises etwas bange. Es giebt auch herzliche Dummköpfe unter Europäern, Deutschen, Schlesiern, Schweizern; nun wird ein Beweis geführt werden müssen, daß diese zur Menschheit gehören. — Und wenn der wieder geführt worden ist, so wird ein anderer geführt werden müssen, daß mit Europäischen Schädeln herzliche Dummheit bestehen könne, nur mit den Lappen Schädeln nicht; — und Alles würde am Ende darauf hinaus laufen — daß der Unterschied in Schädeln keinen Unterschied in Geistesfähigkeiten mache. —

Doch H. L. wird sich vor jener Behauptung hüten. Lappen und Labradorier werden Ihm Menschen bleiben sollen — ob ich gleich warlich nicht weiß, wie Er ihnen nun wird Menschenanlagen lassen können? Denn, „wohl verstanden, auch der

Rec.

„Rec. spricht hier nicht von dem, was Gott thun
„könne, sondern er frägt, was ist nach der
„Kenntniß, die wir von ihm haben, zu erwar-
„ten? Er frägt, — der Urheber aller Ordnung,
„was thut er? — Dann ist man ein elender Rich-
„ter von Gottes Werken, wenn man behauptete, es
„ist durch kein Wunder möglich (daß ein Mensch
„doch kein Mensch seyn könne) — aber von Wun-
„dern ist hier gar nicht die Rede! — " So spricht
H. L. für seine Sache (4ten Vers. S 9.) Ob
der Rec. nicht eben so viel Recht und wie es ihm
dünkt, noch viel mehr Recht habe, so zu sprechen,
das ist erweislich genug. — Ohne Wunder an-
zunehmen, das heißt, ohne daß man irgend sichre
Rechenschaft geben könnte, von dem, was geschieht,
ohne daß von einer Wirkung eine mediate Ursache
da sey, läßt es sich nicht behaupten, daß Gott dem,
was er irgend wozu geschaffen hat, doch die Mit-
tel nicht gegeben habe, das zu seyn, oder zu wer-
den, wozu es geschaffen worden. —

Ich wäre sehr geneigt, zur Rettung der ehrli-
chen Lappen, und Labradorier noch ein Paar Blät-
ter zu füllen. Ich halte sie nun einmal für meine
Mitbrüder; und möchte sie, ob ich gleich wider die
Physiognomik schreibe, nicht gern verächtlich ange-
sehen haben. Denn Verachtung gebiert auch
nicht Menschenliebe. Zudem begreif ich, daß das
Maaß unsrer Fähigkeiten nicht von dem Gegenstande
abhängt, mit welchem man sich beschäftiget; —
Daß eben so, wie ein Schmid und ein Seiltänzer
gleich stark seyn können, die Verschiedenheit zwischen
Euro-

Europäer und Lappen nicht sowohl von der verschie-schiedenen Summe, als von der verschiedenen Anwendung der Geistesfähigkeiten, sich vielleicht herschreibe; und daß Anlagen, gebildete Anlagen möglich sind, ohne daß man einen Lichtstrahl spalten dürfe; ich sehe europäische, deutsche Sitten, Kenntnisse, lange, lange nicht für Maasstab und Elle an, nach welcher alle Sitten, und alle Kenntnisse gemessen werden müßten, und weiß auch nicht, daß es irgendwo ein Muster gäbe. — Diese Ueberzeugung, daß das pour et contre sich allenthalben finden, dächte ich auch, müßte sich mit Menschenliebe und Menschenkenntniß sehr gut vertragen, so daß von meinen Meynungen kein moralischer Nachtheil, und also auch kein nachtheiliger Schluß wider meinen gesunden Menschenverstand zu fürchten wäre. — Zudem kenne ich die Philosophie (H. L. nennt sie irgendwo die Philosophie der lucianischen Geister; aber Lucians Philosophie war gerade das Gegentheil) — ich kenne die Philosophie, die so schließt:

> Lappen sind nicht, was wir sind,
> Also sind sie auch dumm, höchst dumm, höchst eingeschränkten Geistes,
> Also können sie auch nicht werden, was wir sind, —
> Also müssen sie auch, in alle Ewigkeit, höchst dumm, höchst eingeschränkten Geistes bleiben.

q. e. d.

und ich habe keine sonderliche Hochachtung für diese Philosophie, ob es gleich höchst wahrscheinlich ist,

daß auch der aufgeklärte Römer, nach eben dieser Philosophie über unsre deutschen Schädel zur Zeit Cäsars hätte urtheilen können, und dann eben so geschlossen haben würde, wie wir itzt vom Lappenschädel schließen, und wie wir wahrscheinlich, vor hundert Jahren, noch vom Russenschädel würden geschlossen haben. — Diese Philosophie will sich gar nicht mit Erfahrung und Geschichte vertragen; — nicht mit dem ewigen Fortwälzen und Fortrücken der Wissenschaften aus einem Himmelsstriche, von einem Volke zum andern; nicht mit der allgemeinen innern Gleichheit, die sich nach Abrechnung der Einwirkung von Religion und Religionsform, zwischen dem, in kältern und wärmern Ländern lebenden Europäer z. B. zwischen den Schottländern Hume und Ferguson, und dem Neapolitaner Genovesi, vielleicht finden könnte: — nicht einmal mit der großen Ungleichheit zwischen dem Portugiesen und Chineser Schädel, die ich eben itzt untersucht habe. Die armen Europäer! Deutschen! Schweitzer! — Der Portugiesen Schädel; kommt ihnen doch näher, wie der Chineser Schädel; und ich denke, so wie die Sachen itzt stehen, fällt die innre Vergleichung, zum Vortheil der letztern aus. — Ja, so gar mit H. L. anderwärts geäußerten Sätzen stimmt sie nicht zusammen. „Uebung und Anstrengung sollen ja nur das Gröbere, Festere, der Bildung, so fein, so leicht, übersehbar verändern,„ (2ten Vers.) und also dürfte der Schädel meiner armen Mitmenschen, der Lappen, auch wohl nicht eine ganz andre Form erhalten,

halten, wenn einst Aufklärung bis zu ihnen dränge. — Und wenn ich nun vollends diese Philosophie gegen meine Begriffe von der Gottheit — aber sieh da! wir sind allmählig vor dem Heere unsers Gegners angekommen! Da stehen sie, alle die Köpfe, die für diese Philosophie fechten sollen. (Vierter Versuch.) Seht! sagt H. L. — Ich sehe, ich sehe, Alles was Sie sehen, theuerster Mann, ich wähne, wie Sie, wenn ich die Figuren betrachte — ich habe das schon bekannt; und ich finde diesen Wahn ganz natürlich, ganz wahrscheinlich, ganz menschlich! Ich habe schon mein Bekenntniß über Einbildungskraft abgelegt; — Aber, eben weil ich ihre Täuschereyen kenne, will ich meinen Augen gar nicht mehr trauen; weil ich auf hundert Schritte den eckigten Thurm schon rund sehe; so bin ich erschrecklich auf meiner Huth. So meßt denn! — Ja, wenn nur messen hier mehr wäre, mehr gölte, als sehen. Ich messe die Höhe jener Berge, den Umfang jenes Gefildes, einer ist höher als der andere, eins ist größer, als das andere; eins viereckigt, und eins achteckigt u. s. w. das weiß ich; und diese kann ich vergleichen; — aber ich weiß wahrhaftig noch nicht, was für Frucht zum besten darinn fortkommen wird. Dazu müßt ich, aufs wenigste, einen Erdbohrer haben, und könnte mich doch noch betrügen. Und diesen lieber Leser, hat uns H. L. nicht gegeben. — Soll ich schließen, ich habe noch keinen Newton mit einem Mohrenkopfe gesehen; also kann es auch keinen Newton mit einem solchen Kopfe

pfe geben? — Für den Schluß bewahre mich mein guter Engel! denn ich halte ihn, wahrhaftig, für eine Gotteslästerung, und setze, eben so wahrhaftig, hinzu, daß ich an gar keine Wunder glaube; und den Glauben an sie für eben so eine Lästerung halte, wie jene. — Ich muß dieß hinzu setzen, weil H. L. bey dieser Gelegenheit von Wundern gesprochen hat. — Wie gedacht, ich brauche diese Wunder nicht. Hier wird die Stelle, für meine Begriffe, von der Gottheit seyn. Ich glaube also:

1) Daß es der allerhöchsten Weisheit wohl gemäß ist, die Form des Schädels, dem Klima unter andern, gleichsam anzupassen; — im Einverständniß mit diesem, den Kern des Schädels, je nach dem er in diesem oder jenem Himmelsstriche sich bilden soll, werden zu lassen; und Alles dieß doch so einzurichten, daß alles, was Einmal Mensch zu seyn bestimmt ist, nichts dadurch von seiner Menschheit verliere.

2) Daß es dieser Weisheit so gar anständig ist, alles so anzulegen, daß, wo Völker einst Gebräuche haben könnten, die Form des weichen Kopfs in eine besondere Gestalt zu drücken, diesem Gebrauche schon gewehrt, schon zuvorgekommen sey, so, daß keine Menschenhand dem Eigenthume der Menschheit, und den Anlagen der Menschheit so gar, zu schaden, und das, von dieser Weisheit einmal zum Menschen bestimmte Geschöpf, gleichsam zu vernichten fähig sey.

3) Daß diese Anlagen nicht gegeben seyn können, um sie ausgebildet zu werden. — Daß das

Wenn?

Wenn? oder Wie? aber angeben wollen, die größte Verwegenheit; und nur die noch größer sey, wenn man schließen will „wo das Licht noch „nicht hin gekommen ist, da wird es auch nicht „hin kommen; oder, wir Europäer nur haben „Anlagen erhalten, die ausgebildet werden sol„len!—„

Und endlich, — weil ich doch nun einmal im Bekennen bin, so habe ich denn auch noch bis itzt geglaubt, daß kein Mensch, kein Volk, aus seinem Winkel heraus, das Recht habe, über ein ander Volk, das auch Zeichen der Menschheit trägt, so zu richten; geglaubt, daß der Menschenfreund, der Weise, der nur irgend einen Begriff von der Perfektibilität des Menschen hat, nie so richten könne, nie so richten werde.—

„Aber es ist doch warlich die Einbildungskraft „nicht allein, wird man sagen, die in verschiedene „dieser Köpfe die Unmöglichkeit hinein imaginirt, „ein Newton, oder— H. L. hat es gesagt; und ich sage es gerne nach— oder „ein Lichtenberg werden zu können?„ — werden zu können?„ So wie diese Köpfe itzt da stehen, werden zu können? Wer hat denn das gesagt? Wer will das sagen?— Das Wörtchen kann und können hat einen so hübschen, zweydeutigen Sinn; man kann dadurch verführt werden, etwas als positiv zu sagen, zu verstehen, was doch relativ nur wahr ist; das Wörtchen läuft so leicht mit unsrer Einbildungskraft davon, wie wir unlängst ein Beyspiel gesehen.— Und hier wäre gerade wieder der Fall.— Newtone

tone werden Köpfe mit diesen Gesichtszügen freylich nicht werden können. Aber warum nicht? Jeder erkennt in den weichen Theilen der mehrsten dieser Gesichter, eine durch Leidenschaften verwüstete, zu Grunde gerichtete Seele; und diese Köpfe sind zum Theil in Momenten der Grimasse, mit offenem oder verzerrtem Maule gezeichnet, so daß, wenn sie nicht wirkliche Narren schon seyn sollen, man gar nicht aus ihnen urtheilen kann.

Also, noch einmal, Köpfe mit solchen Gesichtszügen werden allerdings keine Newtone werden können — oder damit wir nur endlich selbst alle mögliche Veranlassung zu Irrthümern wegräumen — sind keine Newtone: — denn, wozu könnte Jenes verführen? Wer auf die Worte, mit solchen Gesichtszügen, nicht besonders Acht hätte, nicht genau erwöge, was sie eigentlich sagen; nicht dabey dächte, „Köpfe, die solche Gesichtszüge „behalten, immer behalten werden," könnte etwas dabey denken, das, wo nicht in diesem Falle, doch in hundert tausend Fällen grundfalsch seyn würde.

Denn, Spuren von solcher Verheerung der Leidenschaften, von solcher Dummheit, lassen sich freylich nicht so leicht auslöschen, wegbringen; das heißt, die in Wollust, Zerstreuung, Ausschweifung versunkene, oder, in Dummheit alt gewordene Seele, kann sehr schwer zu der Fassung, Ruhe, Einsicht gelangen, mit welcher man nur ein Newton werden kann oder ist. Und solche Leidenschaften, solcher Zustand, so bald er nicht gehoben werden

den kann, gestattet denn allenfalls den Ausspruch: solche Köpfe werden nie Newtone werden können. — Aber wir Menschen sind nur gar zu geneigt, den gegenwärtigen Moment einer Sache, besonders wenn er sehr täuschend ist, uns als den einzigen möglichen Moment zu denken; geneigt zu wähnen, daß die Sache gar nicht anders, in Ewigkeit nicht anders seyn und werden könne; und das giebt zu wunderlichen Urtheilen Anlaß. Manches Buch ist darüber, als ein gefährliches Buch verschrieen worden. Je vortrefflicher es war, das heißt, je täuschender, desto gewisser dachte man sich, daß das Resultat davon allgemein seyn müßte. Wem fallen hier nicht die Leiden des jungen Werthers ein? Solche Urtheile bringen im Grunde einem Verfasser Ehre; nur — nicht der Urtheilskraft dessen, der sie fällt. —

Doch zurück zu unsern Köpfen! Eben weil die Täuschung bey Zeichnungen und Gemälden so groß, wo nicht größer, für einen Moment ist, als die Darstellung des Dichters — eben daher mag mancher Ausspruch von Richtigkeit der Lavaterschen Behauptungen entstanden seyn. — Aber, wenn, wie gesagt, so viel Dummheit, so viel Verwüstung so leicht nicht ganz ausgebessert werden kann, auch deswegen alle Dummheit nicht? Alle Leidenschaft nicht? Wer hat denn von uns allen nicht Leute gekannt, deren Blick wenigstens sehr sichtlich von Wollust, Zerstreuung, Einfalt sprach, und die, nach einem Zwischenraume von einigen Jahren, vor dem, der die Veränderung

nicht hatte allmählig werden sehen, mit einem ganz andern Blick erschienen? Daß nicht noch, für den aufmerksamen Beobachter seine Spuren, besonders von den Leidenschaften, (die man, in Vergleichung mit Einfalt, positive Zustände der Seele nennen könnte) übrig geblieben, oder daß sie nicht wenigstens, in einzelen Momenten, bey angemessenen Veranlassungen, zum Theil ganz sichtbar geworden wären, ist freylich auch gewiß. Aber hier ist von der Mehrheit die Rede; nach dieser allein kann gerichtet werden; und ich habe gesagt Blick, weil dieser, wenn auch die übrigen weichen Theile die ersten Zeichen beybehalten (und gewiß behalten sie deren mehrere bey) die mehrsten Male — wohlgemerkt nur die mehrsten Male! — die Veränderung anzeigt, und zugleich den nöthigen Kommentar über die übrigen weichen Theile macht. —

Also, wo in dem starren, seelenlosen, viehischen Blicke nicht so entscheidend für immer, die Unmöglichkeit ein Newton werden zu können, ihren Sitz aufgeschlagen zu haben scheint, da hüte man sich wohl — man hüte sich, bey einem bloßen Mohrenschädel! — solche Aussprüche zu thun! — Wenigstens wird der Rec. sich davor hüten. — nur davor nicht, daß er bemerkt, wie hier — nicht die Einbildungskraft, die das Abwesende vergegenwärtigt, sondern die Einbildungskraft, die sich überhaupt Vorstellungen erschafft — dem H. L. zwey Streiche gespielt hat. Einmal, hat sie Ihn einen Moment für alle mögliche Momente anse-

hen,

hen, und zweytens ganz vergessen lassen, daß blos vom Schädel und vom Lappenschädel überhaupt die Rede war. H. L. ist allmählig von selbst ins Gebiet der Pathognomik übergegangen. Aber die weichen Theile an den Köpfen (4ter Vers. S. 12. u. f.) müssen, sowohl nach H. L. eigenem System, als auch deswegen fort, weil Einbildungskraft sonst allen Untersuchungsgeist weg scheucht, und unter hundert Menschen gewiß neun und neunzig verblendet. Und dann noch erst der Beweis, daß überhaupt, eine gesunde, richtige Organisation da ist! — — —

Und nun, Leser, was müßte H. L. wohl eigentlich thun, wenn Er uns überführen wollte, daß mit solchen oder solchen Zeichen des Kopfs überhaupt, diese oder jene Eigenschaft verbunden, oder nicht verbunden ist? — Es ist schon gesagt. Er müßte den Beytrag angeben können, den der Keim des Schädels, und moralische und intellektuelle Ausbildung, und Einbildungskraft der Mutter, und Clima und Nahrung, zu dieser oder jener Linie der Stirne hergegeben haben; Er müßte beweisen, daß, vermöge dieser Beyträge, keine andre Linie, als gerade diese, entstehen können; — Er müßte, wenn diese Linie z. B. Linie der Klugheit seyn sollte, uns den Grad dieser Klugheit bestimmt angeben; — müßte also eine Elle oder Wage für die Geistesfähigkeiten zeichnen lassen; — müßte : : : was müßte Er nicht Alles? Die Ueberdenkung schon verwirrt. — Das Wenigste, was Er müßte, wäre vielleicht, daß Er einen

Gehirnbohrer = = = doch weg mit diesem! die Sache ist zu wichtig, zu ernsthaft zum Lachen; und besonders könnte diese Idee über das mit lachen machen, was ich gleich sagen werde; und das soll, wenigstens nicht durch mich, lächerlich gemacht werden. — Hier ist es.

„Die äußere Gestalt des Gehirns, sagt H. L. „(2ter Vers. S. 161) erscheint an der innern Flä„che der Hirnschaale vollkommen ausgedrückt; und „wer zweifelt, fährt Er fort, daß eben so wohl „auch der Umriß ihrer äußern Fläche dadurch „bestimmt wird?“ Ich nicht, H. L. gewiß auch nicht; auch wohl daran nicht, daß auf Güte und Schlechtheit des Gehirns viel, sehr viel ankömmt: — aber diese Güte oder Schlechtheit worauf beruht sie? — Wäre es auch nur Muthmaßung einiger Physiologen, daß das Mark des Gehirns und der Nerven der wesentliche, und das Zellgewebe der zufällige Theil sey; daß jener nur mit der Seele in Gemeinschaft stehe; — oder daß die Güte oder Schlechtheit des Gehirns nicht vom Volum desselben, sondern von seiner specifiken Schwere, oder von der Menge des Gehirnmarkes oder überhaupt von ihm abhängt — so wäre schon alle Entscheidung durch Schädel gehemmt. — Welche Gestalt desselben ist es denn nun, die mit der mehrern Schwere u. s. w. im besten Verhältnisse steht? Bey welcher Form des Schädels vielmehr, ist diese mehrere Schwere u. s. w.? Kann da irgend Gestalt des Schädels in Rechnung gebracht, nach ihr entschieden werden? Kann nicht

des

des eigentlichen Gehirnmarkes mehr oder weniger, kann es nicht besser oder schlechter seyn, ohne daß der Schädel dadurch — oder vielmehr seine Gestalt, seine Erscheinung anders wird? —

Es bleibt noch ein Einwurf gegen die objektive Gewißheit physiognomischer Urtheile übrig. H. L. redet so gerne davon, daß Alles seine Physiognomie habe, daß Jedermann, von allen Dingen nach ihrer Physiognomie urtheile. Man könnte darauf sehr kurz antworten, diese Urtheile fallen auch darnach aus. — Aber die lieben Allgemeinsätze taugen nur nicht recht viel. Also lieber — wer, ohne eine Rose gerochen zu haben, wird es ihr ansehen, daß sie riecht? Wer einer Nelke? Wer der Tulpe, daß sie nicht riecht? Oder noch weniger, wie sie röchen? Wer dem Wermuth, daß er bitter schmeckt? Was ist denn hier Physiognomie, und Physiognomik? Was ist sie, so betrachtet — und so muß sie betrachtet werden — in der ganzen Natur? — Hoffentlich wird H. L. nicht sagen, „so urtheile ich nicht; ich habe ja „meine Zeichen vom Menschen abstrahirt?" — Doch? Schade, daß hiedurch die Menschheit mit einer Rose verglichen werden würde! Alle Rosen einer Art und gleiches Alters (wenn ich so sagen darf) haben nur Einen Geruch; alle, von ihnen abstrahirte Zeichen drückten also nur diesen Einen Geruch aus — und das wäre der Fall mit der Menschheit? — „Nicht Einen Geruch, nicht „Einen Geschmack, hör' ich mir zurufen, hat eine und dieselbe Blume für alle Menschen!" Ich

danke

danke dem Rufer. Ich wußte das, und hätte es bald vergessen. Und doch war es mir so nöthig. — Es macht einen so guten Uebergang zur subjektiven Ungewißheit der Physiognomik. Der Zuruf enthält den besten Kommentar über die Worte, „daß Jedermann etwas von der Phy„siognomik über den Menschen wisse," und über alle die Folgen, die daraus für die Möglichkeit oder Wirklichkeit ihrer Wissenschaft gezogen worden sind. — Ja, ja, es giebt Gaumen, die Rhabarber vertragen können, und Gaumen, welche sie nicht vertragen können; Einem mag die Rose fader, Einem gewürzreicher riechen; Einer mag zu viel schnupfen, um gar etwas riechen zu können; Einer mag durch künstliche Gerüche allen Geruch für natürliche verloren haben u. s. w. Und gerade so, Leser, verhält es sich, — und wird es, wahrscheinlicher Weise, bis in alle Ewigkeit, trotz Allem, was H. L. gethan hat, sich mit der Menschenphysiognomik verhalten. — Nur erst für die ganze Menschheit Ein und dieselbe Nase zum Geruch für die Blumen — und dann wollen wir eine mathematisch bestimmbare Physiognomik — wenn nicht für ein mögliches, doch für ein vortreffliches, nutzbares Werk halten. — Nur dann, dann allein werden „die schiefen Mienen nicht mehr „Familien entzweyen, Brüder gegen Brüder ent„flammen; dann, dann wird auch alles Schwan„ken im Urtheilen aufhören" u. s. w. und die mathematisch bestimmte Physiognomik wird ihm gute Dienste thun. — (Teutsch Merk) — Wirklich, wie

wie haben doch alle Verfechter der Vortrefflichkeit des großen Nutzens der Physiognomik so ganz, ganz die Natur des Menschen vergessen können! so ganz vergessen, daß es mehr Völker- und Gesetzgebungen, als europäische oder deutsche, mehr Religionen, als die christliche u. s. w. giebt! — Sie, die zum Theil so viel Kenntniß des menschlichen Herzens, so viel andre Kenntnisse besitzen! —

Doch Einer aus ihnen — wenn Er sonst zu den Verfechtern der Physiognomik gehört — hat, was ich sagen will, so vortreflich ausgedrukt, daß ich den Lesern lieber seine Worte darlegen, als eine Sylbe weiter schreiben will. (3ter Vers. S. 97.)

„Artet unser Urtheil über den Menschen nicht „allzusehr nach dem Medium, wodurch wir zu „sehen gewohnt sind? Smellfungus sieht Alles „durch ein angelaufenes Glas; andere durch ein „Prisma; viele, Tugenden im konischen Spiegel, „und Laster im Sonnenmikroskop.“ — H. L. ruft hiebey dreymal: O ja! ja! ja! aus, — und ich stimme herzlich mit ein — besonders, wenn man hinzu denken will, daß auch Smellfungus nicht sich selbst immer gleich seyn kann, u s. w. Unser Verf. fährt fort: „Swift hätte gewiß „eine andre Physiognomik geschrieben, als „Lavater“; und hiezu sagt H. L. zwar nichts; aber vielleicht schweigt nur der bescheidene, wohlwollende Mann; nicht der, diesen Satz mit allen Folgen und Anwendungen erwägende? — Der

letztere

letztere muß wenigstens nun jenen Verf. von den Verfechtern der Physiognomik loszählen. —

Die subjektive Unmöglichkeit einer allgemeinen Physiognomik zieht noch allerhand andre Einwendungen gegen H. L. Versuche, und unter andern sehr natürlich die folgende Frage herbey:

Wenn der beste niederländische und der beste italiänische Maler, beyde, so viel sie es seyn könnten, gleich vollkommen, beyde zu gleicher Zeit lebend, nach dem uns durch Geschichte genau genug bekannten Charakter eines Menschen, ein idealisch Bild von ihm hätten malen sollen — wie viel Aehnlichkeit könnten und würden diese beyden Bildnisse unter einander gehabt haben? — Nicht etwa Maler, die sich strenge zu irgend einer oder der andern Schule bekannten, (obgleich auch dieß von dem menschlichen Maler vielleicht nicht zu trennen ist) nur Maler, auf deren Sinne, vielmehr in einem Lande als in einem andern, Natur und Menschheit die ersten Eindrücke gemacht, und die dennoch nachher sie in mehrern Ländern gesehn, beobachtet, studirt hätten. — Auf einmal kann man denn doch nicht zugleich in Italien und in den Niederlanden; und an irgend einem Orte muß man doch immer zuerst seyn. — Und nach Beantwortung dieser Frage, mögen denn auch die Leser entscheiden, was es für eine Sache, um die Aufstellung der Gemälde des Heilandes, der Apostel und Jünger desselben, in einer Physiognomik sey, — und mit allen Gemälden solcher Personen, die existirt haben, ohne daß wir wissen, wie sie

aussahen? Ob das Argument, dieß oder jenes Bildniß muß mehr gelten, als ein anderes (hier ist nicht die Rede von Kunst) weil es von diesem oder jenem Maler ist, Stich hält; Ob dieß nicht vielmehr eben das sey, es muß gelten (versteht sich, nur mehr oder weniger) weil es nach meiner — also eines einzelen Menschen Idee — gemalt ist: — Was wohl jener Niederländer sagen würde, oder könnte, wenn man einem Italiäner den Vorzug vor ihm gäbe — bloß, weil er ein Italiäner ist: Was H. L. selbst von der Unmöglichkeit einer Darstellung des Gottmenschen durch menschliche Maler sagt, hätte Ihn allein bewegen sollen, wenigstens den Heiland nicht physiognomischen Untersuchungen zu unterwerfen. Gehört das, was vielleicht nur zur Nahrung der Andacht da ist, in eine Physiognomik?

Es bleiben noch einige, die Physiognomik betreffende allgemeine Sätze übrig. H. L. sagt irgendwo: „giebt es nicht Physiognomien, die „allgemein gefallen?“ Und im 3ten Versuch (S. 91.) heißt es: „ich glaube, es ist schlechter„dings in der Natur des Menschen, in der Orga„nisation unserer Augen und Ohren gegründet, „daß uns gewisse Physiognomien, so wie gewisse „Töne, anziehen, andre zurück stoßen.“ — Also Menschen, die allgemein gefallen? Wenn doch H. L. hier hübsch bey dem Wort, allgemein, die ganze Menschheit, — oder auch nur die sogenannten cultivirten Völker Europens gedacht hätte! Wie? da sollte ein allgemeines Gefallen irgend

eines

eines Menschen Statt finden? — Ich bitte meine Leser, nur Spanier, Franzosen, Engländer, Italiäner, Deutsche zu denken, zu vergleichen. Im gemeinen Leben sind dergleichen Ausdrücke, als: allgemein gefallen; die ganze Welt weiß es; Jedermann spricht davon u. s. w. gäng und gäbe; aber, wo es auf Unterricht, auf Lehre ankömmt, auch da sollte, auch da kann man sie gebrauchen? — Ich begreife nicht, wie H. L. der so über kurzsichtige Philosophen klagt, der so oft die gesunde Philosophie für sich aufruft, so etwas schreiben können. — Und Er konnte es noch näher haben, als beym Gedenken an jene Völker. Nur Aufmerksamkeit aufs gesellige Leben, und Er hätte es nie hingeschrieben. Ein Mensch tritt im Zirkel von dreyßig, vierzig Menschen auf; — kaum ist er zur Thüre hinaus, so ertönt sein Lob von allen Zungen. — Aber nun höre der Untersucher, hier, oder noch richtiger, wenn er mit jedem Lobredner besonders spricht, was man an dem Menschen lobt? Was an ihm gefällt? Wird nicht Jeder eine besondere Ursache seines Beyfalls angeben? Wird es nicht bald Blick, bald Stellung, bald Gang, bald Kompliment, bald Ton der Stimme, bald Schnitt, bald Farbe des Kleides, so gar oft nur die Schuhschnallen seyn? Und nun untersuche Er die Ursachen des Beyfalls. Der Gelobte selbst hat selten Ursach sich viel darauf einzubilden. Aehnlichkeiten, Beziehungen sind es größtentheils, die ihm das allgemeine Wohlgefallen zugezogen haben. — Doch, H. L. wird sein allgemeines

meines Gefallen, auf den Beyfall weniger gesetzter Männer einschränken? Es sey! Aber wie lang wird selbst bey diesen allgemeines Gefallen dauern? Vielleicht werden sie sogar insgeheim dem widersprechen, was sie öffentlich sagen.

Doch genug über — oder vielmehr wider Physiognomik! Ich hätte noch ein ganz hübsches Haufchen von allgemeinen Sätzen gegen sie zusammen tragen können: aber noch einmal, Gemeinsätze taugen Nichts. — Und was will ich denn nun mit allen dem? Etwa, daß im ganzen Aeußern des Menschen Nichts, gar Nichts von seinem Innern zu sehen sey? — Gewiß nicht. Freylich hätte ich das Wort, sehen, nicht gebrauchen, ich hätte sagen sollen, daß, hin und wieder, im Aeußern des Menschen Etwas von seinem Innern zu errathen sey. Pathognomik zu läugnen hab' ich mir nie in Sinn kommen lassen; wenn man sich nur nicht eine unfehlbare Pathognomik gedenkt. Doch die glaubt H. L. selbst nicht. — Ich habe sogar Gründe, warum ich Pathognomik, und Pathognomik allein, für ein, menschlichen Bedürfnissen und menschlicher Glückseligkeit angemessenes Geschenk der Fürsehung halte. So, wie diese Welt gemacht ist, muß uns Alle mehr an der Moralität des Menschen, als an seinen Fähigkeiten gelegen seyn. Wenn jene nun durch Leidenschaften gleichsam zu Grunde gerichtet ist, und wir erkennten es nicht, oder könnten es nicht erkennen — ergäben sich nicht nachtheilige Schlüße gegen die Fürsehung

 daraus?

daraus? — Die Annehmlichkeit des geselligen Lebens, das Glück aller unsrer Verbindungen, die Sicherheit der mehresten unsrer Unterhandlungen mit den Menschen, hängt von dem Zustande ihrer Moralität am mehrsten ab, und diese, wie wir alle wissen, nach Worten zu beurtheilen, ist der Weg zu tausend Irrthümern. — Ist die Moralität des Menschen sein wichtigerer Theil; wohl, so ist es auch gut, so ist es zweckmäßig, daß, wer auf der niedrigsten Staffel derselben steht, mit den schändendensten Zeichen gleichsam gebrandmarkt sey, mit Zeichen die uns Abscheu einflößen. Wir sollen einen solchen Menschen nicht lieben; dürfen ihn nicht lieben, wenn wir selber ihm nicht gleich werden sollen. Seine Schönheit, Anzüglichkeit wäre Widerspruch im Schöpfer. Und so — wer höher steht, darf uns schon weniger ekelhaft dünken. — Aber harmlose Einfalt, in so fern sie nur Einfalt ist, in so fern die Moralität darunter nicht leidet — also in so fern sie, als Zustand des Geistes, nicht ins Gebiet der Pathognomik gehört — warum hätte sie der Zeichen nöthig? Warum brauchte es einer eigentlichen Physiognomik für uns? Warum brauchten wir in den festen Theilen lesen zu können? — Laßt den Einfältigen den Mund öffnen: wir werden gleich hören, woran wir mit ihm sind. Und der mehr und mehr Kluge, Scharfsinnige, Witzige u. s. w. wird Zeit genug durch Worte lehren, was er ist? Talente bringen es mit sich, daß sie bald ans Licht brechen wollen. — Und laßt sie nicht sich zeigen; der Blick,

wenn

wenn sonst nichts sie verräth, wird sie zu Tage bringen.

Mit diesem Glauben an die weichen Theile überhaupt, und an Gang, Stellung u. s. w. des Menschen, verträgt sich auch nur der größte Theil der Autoritäten, die H. L. im ersten Theile und sonst für Physiognomik angeführt hat. Jene Wissenschaft ist freylich mehr, als Pathognomik; aber doch noch immer nicht Physiognomik, nicht Lavatersche Physiognomik. — Der Aufsatz eines neuern großen Philosphen, der über die Verbindung moralischer und körperlicher Schönheit geschrieben worden ist, ist sogar ganz pathognomisch. — Und Bemerkungen über diese Zusammenstimmung des äußern und innern Menschen, feine, richtige Bemerkungen finden sich in dem Werke des H. L. so viele, daß es dem Manne, der aus dem Studio des Menschen irgend sein Geschäfte macht, angenehme Unterhaltung genug gewähren wird. —

Aber dieß ist freylich lange nicht Alles, was H. L. uns lehren will, daraus können nie „physiognomische Grundregeln“ werden; dabey bedarf es keiner Versuche, wie H. L. sie gemacht haben will. — Doch wir wollen lieber H. L. selbst von dem wenigen Nutzen der Physiognomik noch reden hören. Einer seiner Vertheidiger hat zwar schon gesagt, „So wie alle Kenntniß außer uns durch „unsre individuelle Kenntniß gemessen wird, so ist „auch unser Gesicht das Lineal, an dem alle Aehn-

„lichkeiten und Unähnlichkeiten abgeglichen werden
„müssen. Kein Mensch ist fähig einen Charakter
„zu schätzen (am allerwenigsten aus äußern Zei-
„chen), zu dem er nicht ein Verhältniß in sich
„spürt, sey es auch in Graden noch so verschieden.“
— Wenn dieß nicht etwas sehr Allgemeines seyn,
wenn es nur heißen soll, „alle Menschen sind sich
einander gleich“ — und das ist doch wahrlich
etwas sehr Unbestimmtes; etwas, daß die Entbehr-
lichkeit der ganzen Physiognomik beweisen würde
— so entscheidet es geradezu wider alle Grund-
regeln, wider alle Regeln, die immer müssen an-
gewandt werden können. — Aber was geht uns
der Mann an? Lieber, wie gesagt, zu H. L. selbst,
zu dem letzten Bande seiner Versuche (S. 133.)
„Ich bin nicht ungeneigt zu glauben, heißt es da-
„selbst, daß es für jeden Menschen eine besondre
„Art von Gesichtern giebt, für die er ausschlies-
„senden Sinn, und zu deren schnellrichtiger Beur-
„theilung er eine Art von Monopolium hat.“ —
Ausschließender Sinn und Grundregeln? Ich
weiß, daß H. L. hier nicht vom Messen, sondern
nur vom Blick redet; — aber was hilft denn
nun Messen, Versuche machen, Grundregeln haben,
wenn Sinn für oder wider spricht? Wo dieser
Sinn nicht für ist, wird man nur einmal messen;
— und wie wird man messen? Wie wird man
die Grundregeln anwenden? Und noch einmal,
was werden sie nützen? — Ich bitte doch, das
zu erwägen! —.

Den

Den Rec. hat die genaue Erwägung dieser Stelle über eine andre getröstet, wo H. L. den, der die Aufsuchung jener Grundregeln hemmen will, „einen seichten Kopf, einen Stümper in der Phi„losophie, einen fanatischen Feind alles Wissens „und Lernens“ nennt. — Das sind harte Worte! Und solche Worte im Munde eines Lavaters? —

Freylich will der Rec. eigentlich nicht die Aufsuchung jener Grundregeln hemmen. Suchen setzt Möglichkeit des Findens voraus. Diese nur erst erwiesen, und er will mit suchen helfen. Er ist so wenig Feind des Wissens und Lernens, daß er lieber H. L. Unwillen untergehen, als nicht, durch Prüfung der Physiognomik, es zu befördern ausgehen wollen. Und doch würde er, wie gedacht, keinen Schritt gethan haben, wenn ihm jene Stelle nicht allen möglichen Muth gemacht hätte. — Er endigt, mit dem wiederholten Geständnisse, daß er, obgleich H. L. die Schwierigkeiten macher nicht zu Freunden haben will, H. L. dennoch aufrichtig liebt und schätzt; daß er aus der Physiognomik viel, viel gelernt hat; ist überzeugt, daß Jeder, der aus dem Studio des Menschen sein Geschäft macht — (und sollte das nicht das Hauptgeschäft eines Jeden seyn?) — viel daraus lernen; — und daß es besonders den Portraitmalern von unendlichem Nutzen seyn könne. — Freylich will das Buch nicht bloß durchblättert seyn. H. L. hat nicht zur Unterhaltung der Neugierde —

und, wie der Geist unsers Jahrhunderts zu seyn scheint — daher vielleicht zu früh geschrieben; — aber nur das Werk studirt; und jeder Leser wird H. L. Dank sagen müssen. Auch, wenn es Ihm in der Hauptsache nicht gelungen wäre, mit wie viel Eifer hat Er sie nicht betrieben! wie muthig sich nicht über die tausend und abermal tausend Schwierigkeiten weggesetzt, die Er alle ahnden konnte und geahndet hat. — Eben so viel Dank verdienen die Buchhandlungen, die den Verlag dieses Werks gewagt — ja wohl, mit Recht, gewagt haben. Es ist ein Monument ihres Eifers für den Fortgang der deutschen Litteratur, und in Rücksicht hierauf sowohl, als auf die Ausführung, so viel diese von ihnen abhieng, unstreitig, das Erste deutsche Werk.

II.

Sammlung antiquarischer Aufsätze von Chr. G. Heyne. Erstes Stück. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1778. 8. 235 Seiten.

Man kann es jezt laut sagen, was man vor einiger Zeit kaum im Stillen bey sich selbst entschieden haben dürfte, daß die Ursache, warum das Studium der Antike, Dichtern und Litteratoren, Philosophen und Künstlern, bisher nur einen kleinen Theil derjenigen Vortheile gewährte, welche sie sich von einer Wissenschaft zu versprechen hatten, die sie in den Geist und die Denkart des Alterthums einweihen sollte, nicht sowohl einem Mangel angelegentlicher Bearbeitung des antiquarischen Feldes überhaupt, oder dieser und jener angränzenden Hülfswissenschaften, als vielmehr einzig und allein dem partheyischen und eingeschränkten Gesichtspunkte zuzuschreiben war, aus dem man alte Kunstwerke und was sich darauf bezog, anzusehen pflegte. Glücklicher oder unglücklicher Weise waren die Ausleger alter Schriftsteller die ersten, denen der Zufall einzelne Bruchstücke jener Werke in den Weg warf, welche ihre Aufmerksamkeit nur in so ferne auf sich zogen, als sie auf ihre Lieblingsbeschäftigungen, mit alter Litteratur, Sprachforschung und eigentlich sogenannter Kritik eine merk-

liche Beziehung hatten. Münzen, Inschriften, Gemmen, Sarkophage, alte Geräthschaften u. s. w. schlossen sich am unmittelbarsten an gewisse Seiten ihres gelehrten Bezirks an, und wurden daher aus dem innern, mehr wachsenden Vorrathe alter Denkmäler herausgehoben, erläutert, in Kupfer gestochen, und wegen ihrer Aechtheit oder Unächtheit in lauten Anspruch genommen. Während daß sich die Gelehrten auf diesem Felde herumtummelten, hatte sich der Künstler, durch einen geheimen Zug gelockt, still und einsam zu dem verfallenen Gemäuer hingeschlichen, zog mit Bewunderung und Erstaunen die disjecta membra artificis aus dem Schutte hervor, und weidete sich nun mit ganzer Seele an den herrlichen Formen und überirdischen Idealen, die ihm sein guter Genius unter einer Menge für ihn unbedeutender Kleinigkeiten hier auffinden ließ. Dankbar gegen die Begeisterung, die er aus dem Anblicke jener Gegenstände geschöpft hatte, fing auch er nun an von Antike zu sprechen und zu schreiben. Die eigne Manier, in der dieses geschah, die nun freylich gegen den schwerfälligen Schulton der Litteratoren merklich contrastirte und auffiel, wäre allein hinreichend gewesen, diese, welche sich in dem alleinigen Besitz der Antiquitäten glaubten, über einen so unbefugten Eingrif in ihre vermeinten Rechte stutzig zu machen. Außerdem, daß sie nicht begreifen konnten, wie man an den Denkmälern der Alten, außer ihrer Beziehung auf Geschichte und Litteratur, noch etwas merkwürdig finden könnte, war es ihnen entweder

weder nicht eingefallen über die Entstehungsart jener Werke einige Untersuchungen anzustellen, oder sie hatten es nicht der Mühe werth geachtet, über eine so unbedeutende Sache ein paar Worte zu verlieren. Wie befremdend mußten ihnen also nicht Schriften vorkommen, in denen alles auf jene Untersuchungen zurückgeführt wurde, und die ihren ernstern Männerseelen so verhaßten Worte: Schönheit, Geschmack, Kunst auf jeder Seite hervorschimmerten. Ihr Entschluß war also gefaßt, und einige Blößen, welche die guten Künstler, bey Erklärung manches wichtigen Umstandes, zu dessen Erläuterung litterarische Kenntnisse unentbehrlich waren, gegeben hatten, mußten den Gelehrten zur Rechtfertigung dienen, ihre Ansprüche auf die ausschließende Kultur des antiquarischen Gebiets geltend zu machen, und dem Künstler den Eintritt in dasselbe feyerlichst zu untersagen; welche denn an ihrem Theile nicht unterließen alle antiquarische Untersuchungen, die nicht unmittelbar Kunst, und Kunstbehandlung zum Augenmerk hatten, für gelehrte Wortkrämereyen zu erklären und als solche zu behohnlächeln. Und so fuhr jeder Theil zum größten Nachtheil der Wissenschaft fort, ihren Umfang mit dem einseitigen Maasstabe seiner Lieblingsbeschäftigung zu messen, und die Gränzen derselben nach Willkühr abzustechen, bis endlich Winkelmann und der Gr. Caylus, jeder auf seine Art — es mit dem glücklichsten Erfolge wagten, durch diese eigenmächtig gezogene Gränzen hindurchzubrechen, und die Antike ihrer ursprünglichen Bestimmung und Würde näher zu bringen. Dennoch sind die Fort-

 schritte

schritte seit dieser für die Kunst günstigen Epoche, welche mehr auf den Geschmack der Liebhaber als die Thätigkeit der Antiquarier selbst gewirkt zu haben scheint, minder schnell und bedeutend gewesen, als man wohl hätte erwarten können. Ein Theil blieb der alten Richtung getreu und glaubte, das verlorne Gleichgewicht, durch eine künstliche Eintheilung der alten Dänkmäler in litterata und litteris carentia (mit Schrift und ohne Schrift,) und durch freywillige Abtretung dessen, was sich auf eigentlich sogenanntes Kunsterfahren bezog und durch den Namen des mechanischen Theils schon von der Würde eines Litterators hinlänglich entfernt war, wieder herzustellen; ein andrer Theil begnügte sich, unter der Hülle zusammengeraffter Winkelmannischer Ideen, und dem Anstriche einer erzwungenen Begeisterung, den Mangel ächter antiquarischer Kenntnisse zu verbergen; nur wenige hatten Muth und Kräfte genug, den von Winkelmann und Caylus geöffneten Pfad zu verfolgen, neue Aussichten zu entdecken, oder auf den von jenen Männern durchlaufenen Theil des Weges einen prüfenden Rückblick zu werfen.

Welch einen vorzüglichen Rang unter dieser kleinen Anzahl antiquarischer Schriftsteller der Verfasser der Sammlung behauptet, die uns zu der gegenwärtigen Ausschweifung veranlaßt hat, brauchen wir Lesern wohl nicht erst zu sagen. Wer findet nicht den unbefangenen Forschungsgeist, feinen Geschmak, die ausgebreitete litterarische Kenntnisse und das glückliche

Talent,

Talent, sich ganz in die Lage und Verfassung der Zeiten, von denen die Rede ist, zu versetzen und, aus aufmerksamer Vergleichung einzelner abgerissner Umstände, so manche neue und wichtige Bemerkung hervorzuziehn, in jeder antiquarischer Untersuchung eines Heynens abgedrückt! Doch wir eilen, die Erwartung der Liebhaber der Alterthümer, durch eine verjüngte Darstellung des Plans der gegenwärtigen Sammlung und nähere Anzeige ihres Inhalts, zu befriedigen.

In dem kurzen, aber an reifen Urtheilen über den Gang und die gegenwärtige Lage des antiquarischen Studiums reichhaltigen Vorberichte macht es der V. einleuchtend, daß, der Menge antiquarischer Schriften ungeachtet, diese Wissenschaft dennoch sehr weit von derjenigen Bearbeitung entfernt sey, welche den Umfang des Ganzen und die Verhältnisse und Unterordnung der einzelnen Theile, durch eine getreue und vollständige Darstellung der Gegenstände, auf welche das Studium gerichtet ist, aus einem allgemeinen und zur Schätzung der Wissenschaft schicklichen Gesichtspunkte übersehen ließe; mithin sich jetzt ohngefähr auf der Stufe befinde, wo die Naturgeschichte war, ehe man die Körper gezeichnet, in Ordnung gestellt und in ihre Klassen gebracht hatte. Dem ungeachtet macht er den Deutschen den Ruhm nicht streitig, zuerst einige Methode in die Wissenschaft gebracht zu haben. Auch Winkelmanns wahre und bleibende Verdienste um die Alterthumskunde glauben wir noch an keinem Orte unpar-

unpartheyischer abgewogen gefunden zu haben. Nach einiger über die Schriften dieses Gelehrten und andre verwandte Gegenstände angestellten Betrachtungen, welche es außer Zweifel setzen, daß Kritik der Sachen, der Geschichte und der Stellen der alten Schriftsteller, auf die man sich beruft, bey jetziger Lage der Sachen das sicherste Mittel sind, unsere antiquarischen Kenntnisse zu berichtigen und zu erweitern, nähert sich der V. einer allgemeinen Anzeige von der Bestimmung der gegenwärtigen Sammlung. Jene Arten der Kritik, eine kaltblütige unpartheyische Prüfung dessen, was über alte Kunst, Kunstwerke und Kunstgeschichte gesagt ist, Berichtigung so vieler unbestimmter, halb wahrer oder ganz grundloser Behauptungen, und eigene beyläufige Bemerkungen sind die Gegenstände, auf welche er ihren Inhalt einzuschränken gedenkt. Gewiß ein für die Beförderung und das Wachsthum der antiquarischen Kenntnisse sehr vortheilhaftes Unternehmen, zumal wenn die Ausführung der Absicht so vollkommen entspricht, als man es von einem Heyne mit Zuversicht erwarten kan, eine Erwartung, für deren Erfüllung dieses erste Stück bereits mehr als Bürge ist.

Der erste der drey lesenswürdigen Aufsätze, welche dieses Stück enthält, ist überschrieben, über den Thron des Amykläus und verdient wegen seines Umfanges und der Menge glücklicher Erläuterungen und feiner Bemerkungen an der Spitze einer solchen Sammlung zu stehen. Diejenigen, welche

che die Vorlesung eben dieses Gelehrten über den Kasten des Cypselus (angez. in XII. B. der Bibl.) kennen, werden sogleich wissen, was sie hier zu suchen haben, wenn wir sie erinnern, daß der V. schon in jener Abhandlung Hoffnung machte, alle die ältesten erhabenen Werke beym Pausanias, insonderheit die zu Olympia, Amyklä und Delphi beschriebenen, nach und nach auf ähnliche Art vorzulegen und zu erläutern. Der Thron des Amyklaus ist eines der ältesten Denkmäler, und die Beschreibung desselben beym Pausanias, so dunkel und unvollständig sie auch in verschiedener Rücksicht ist, und durch die geschraubte und gezwungene Schreibart dieses Schriftstellers noch mehr wird, bleibet immer für Jeden, der den ältern Geschmack Griechenlandes und die Fabel der Künstler in ihrem Ursprunge und mannichfaltigen Abänderungen, nicht aus Muthmaßungen, sondern aus Thatsachen kennen lernen will, ein sehr schätzbares Fragment. Uns ist sie durch die reichhaltigen Erläuterungen, zu denen der V. in ihr Anlaß gefunden hat, doppelt wichtig geworden. Um die noch unermüdete Aufmerksamkeit auf das Kunstwerk selbst zu richten, führt der V. die Leser sogleich in die Beschreibung des Pausanias selbst hinein, und läßt, so gut es jene Nachrichten erlauben, den Thron sich nach und nach vor ihren Augen enthüllen. Uns, bey denen die Regel, in medias res haud secus ac notas auditorem rapit, nicht anwendbar ist, wird es erlaubt seyn, einige am Ende der Abhandlung befindliche Erläuterungen vorauszuschicken.

Amyklä

Amyklä, in Lakonika ohnweit Sparta gelegen, ein Ort von hohem Alterthum, der damals schon zerstört war, als sich andere berühmte Städte Griechenlandes erst empor arbeiteten, war sowohl seinen Einwohnern als den übrigen Griechen durch nichts merkwürdiger als durch das Heiligthum des Apollo, den man den Amykläischen, und im gemeinen Sprachgebrauche oft schlechtweg den Amykläus nannte. Dieser geweihte Bezirk, dessen Größe man schon daraus abnehmen kann, daß die Hyacinthischen Wettspiele in seinem Umkreise gehalten wurden, faßte zweyerley in sich, einen Thron oder Sitz nebst kolossalischem Standbilde des Gottes, und, anstatt des Fußgestells, einen Sarkophag in Gestalt einer Ara oder eines Vierecks, worinnen die Gebeine des Hyacinths, eines einheimischen Helden verwahrt wurden. Welches von beyden Kunstwerken eigentlich Nebenstück und gleichsam nur Verschönerung des Hauptwerks war, ist schwer zu entscheiden, und kann uns allenfalls gleichgültig seyn. Die Bildsäule selbst, deren würdige Aufstellung die Errichtung der ungeheuern Thronmasse veranlaßt zu haben scheint, war ein uraltes Werk von ohngefähr 30 Ellen, und, Gesicht, Hände und Füße ausgenommen, von einer ehernen Säule wenig unterschieden. Sie war nicht von demselben Künstler, der den Thron mit seinen Verzierungen verfertiget hatte, Bathykles hieß, und in den frühsten Zeiten Griechenlandes, wie der Charakter seines Werks anzeigt, gelebt haben muß; denn Pausanias hat nicht für gut befunden sich hierüber weiter heraus-

herauszulassen. Doch ist ihm dieses eher zu verzeihen, als daß er nicht allein nichts Genaues von der Aussicht des Ganzen, dem Verhältnisse des Throns zu dem Orte wo er stund, und den Maaßen erwähnt, sondern uns noch überdieß in Ansehung des eigentlichen Ganges, den seine Beschreibung nimmt, der Seite des Throns, wo sie anfängt, und der Art wie sie weiter rückt, in ziemlicher Ungewißheit läßt. Dem V. scheint es am wahrscheinlichsten, anzunehmen, der Thron sey ein für sich frey stehendes Werk gewesen, in Gestalt eines halben Cirkels, und folglich mit zwey hervortretenden Armen, an deren Enden zwo Chariten und eben so viel Horen, vermuthlich als Karyatiden, die den Thron trugen, angebracht waren; ihnen zur Seite, als Zierrathen der Füße des Throns, sah man auf der einen Hand die Echidna und den Typhon, auf der andern aber zwey Tritonen: an den erwähnten Armen und so weiter hinten hinum, wie auch in dem Innern des Thrones bis zu dem Sitze befand sich ein Bildwerk von erhobener Arbeit, von dem uns Pausanias weiter nichts als den Inhalt der verschiedenen Sujets, die er als meistens bekannt voraussetzt, mit wenigen unbedeutenden Erläuterungeu, berichtet. Der V. stellt sich, wie er auch beym Kasten des Cypselus gethan, das Bildwerk in verschiedene Felder abgetheilt vor, nach der Reihe, die er durch Aufsuchung historischer Umstände und ähnliche oder abgehende Vorstellungen verwandter Kunstwerke erläutert, überall aber Bemerkungen einwebt, welche ungemein viel Licht über den Ursprung und die Bildung der alten

Kunst-

Künstlerfabeln und Dichterideen verbreiten. Ihm hier Schritt vor Schritt zu folgen erlaubt uns der Raum nicht. Wir heben also nur einige einzelne seiner Anmerkungen heraus.

Man erwartet ohne Zweifel in dem fortlaufenden Bildwerk des Throns, wo nicht einen Plan des Ganzen (eine Künstlerepopee,) doch wenigstens eine gewisse Beziehung der Subjecte, so wohl unter sich, als zu der Gottheit, der zu Ehren alles dieses verfertiget war, oder zu dem jungen Held zu finden. Wenigstens werden es, sollte man denken, einheimische Fabeln von den Lakoniden oder vom Stamme der Dorier und Herakliden seyn. Allein diese Beziehung sucht man hier und in ähnlichen alten Werken vergebens, und sieht daraus, daß die alten Künstler, unbekümmert um Entwürfe für das Ganze, bloß die einzelnen Theile jeden für sich entwarfen und behandelten. Wie das Auge dabey zu rechte kam, wenn es von so vielen und mannichfaltigen auf einer und derselben Fläche befindlichen, aber in keiner Verbindung stehenden Gegenständen auf einmal getroffen wurde, ist eine andere Frage.

Eine andere Bemerkung, die schon ehemals bey der Erläuterung des Kastens des Cypselus gemacht worden, und dort durch das ausdrückliche Zeugniß des Pausanias, hier aber durch die Natur der Sache und den Gebrauch der alten Künstler, hinlänglich außer Zweifel gesetzt wird, ist diese. Es war der Kunst in den damaligen Zeiten nicht wohl möglich,

möglich ihre mehr oder weniger bekannten Subjecte so deutlich und bestimmt zu charakterisiren, daß sie der Erklärung durch hinzugefügte Schrift hätte entbehren können. Von dieser für uns seltsamen Art die Figuren eines erhobenen Werks kenntlich zu machen kann uns die sogenannte Tabula Iliaca, so wenig sie auch, als Kunstwerk betrachtet, Werth hat, den besten Begrif geben; auf ihr sind sogar die Dichter genannt, nach denen die Sculptur verfertiget ist.

In einer S. 48-53 episodisch eingeschobenen Erläuterung eines merkwürdigen zu der Bronzensammlung des ehemaligen Collegium Romanum gehörigen, und von den Herausgebern des Muf. Kirk. übel verstandenen Stücks macht uns der V. auf die Vorstellung der Silene und Satyre aufmerksam, und läßt uns die Künstler auf der Spur ertappen, daß sie, um ein Fest und eine Lustbarkeit anzuzeigen, Bacchanale vorgestellt haben, in welchen Masken wie Silene üblich waren. Die Künstler bedienten sich ihrer also gleichsam, als Emblem um ein Freudenfest anzudeuten, ohne eben anzeigen zu wollen, daß Silene und Satyre wirklich bey dem Feste zugegen gewesen.

Zu gleicher Einsicht in die alte Dichter und Bildersprache findet der V. auch die Fabel des Achelous sehr bequem. Die dreyfache Gestalt, sagt er, (S. 57) in welche Achelous sich verwandeln konnte, ist deutlich von der Natur des Stroms entlehnt; er erschien als brüllender Stier, das gewöhnliche Bild der Stärke und des Geräusches des Stroms;

als Schlange, wegen der vielen Krümmungen, und als Mann mit Ochsenhörnern, von dessen Bart Wasser strömte, weil dieß die gemeine Vorstellung der Flußgötter ist. Sein Streit mit dem Herkules, das abgerissene Horn, das nachher das Füllhorn ward, ist eine eben so deutliche Andeutung einer Veränderung mit dem Strom, welcher ein angränzend Stück Land fruchtbar zu machen diente. Ueberhaupt läßt der V. nicht leicht eine Gelegenheit vorbey, die dunkel wahrzunehmenden Spuren des eigentlichen Ursprungs mancher uns befremdender Vorstellung aufzufinden, wodurch die von ihm anderwärts weiter ausgeführte Ableitung der Fabeln aus der alten Bilderschrift und Bildersprache der Kosmogonie und Theogonie und ähnlicher alter Gedichte zu einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit getrieben wird.

Bey Erklärung der Figuren an der Ara oder den Sarkophag, wo neben der Amphitrite und dem Neptun einer Biris gedacht wird, erklärt der V. den letzten Namen, den man für unrichtig hält, sehr glücklich und ungezwungen aus der bekannten Aussprache des Dorischen Dialekts, nach der Biris nichts anders ist als Iris, die, in Rücksicht auf den Regenbogen, mit Neptun und Amphitrite in einer natürlichen Verbindung steht, so daß es der Veränderungen, welche Kühn und Scheffer vorschlagen, gar nicht braucht.

Doch wir müssen abbrechen und die umständliche Erläuterung des Bilderwerks sowohl, als die am Ende hinzugefügten schönen Erörterungen über

das

das Werk selbst, den Ort, wo es stund, das Alter des Künstlers, den Hyacinth und die ihm geweihten Feyerlichkeiten, wie auch die Nachrichten der von Fourmont entdeckten Amykläischen Ruinen u. s. w. dem eignen Nachlesen überlassen, um für die folgenden Abhandlungen noch einigen Platz zu behalten.

Die zwote beschäftiget sich mit den in der Kunst üblichen Arten die Venus vorzustellen. Man wird sich erinnern, daß die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften im Jahr 1775. die beste Auseinandersetzung der Namen und verschiedenen Attribute der Venus, bey den verschiedenen Völkern Griechenlandes und Italiens, mit ihrem Ursprunge und veranlassenden Ursachen, nebst den Verehrungsarten der Göttinn zur Preisaufgabe wählte. Von den, bey dieser Gelegenheit hervorgezogenen Abhandlungen des Hr. Larcher und des Abts de la Chau, die wir zu ihrer Zeit in der Bibl. angezeigt haben, scheint die letzte der Absicht des Preisstifters, (des Gr. Caylus) dem es wahrscheinlicher Weise darum zu thun war, daß die Mythologie zu besserm Verständnisse der alten Denkmäler und zum Gebrauch der Künstler mehr aufgeklärt und berichtiget würde, noch am nächsten zu kommen. Allein auch sie läßt so viel zu ergänzen und zu berichtigen übrig, daß des V. Versuch, die alten und neuern Behandlungen dieses Gegenstandes genauer auseinander zu setzen, Künstlern und Liebhabern gleich willkommen seyn muß. Die Veranlassung der verworrenen und unbestimmten Benennungen, die man oft einer und derselben Vorstellung der Venus von den Antiquarien beygelegt findet, sucht der V.

in den Zeiten, da man die Antiken zu ergänzen anfieng, ohne Kenntniß genug zu haben in den Sinn der alten Künstler und Denkmäler einzudringen. So machte Gori die bekannte mediceische Venus zur Knidia, Marina, Anadyomene u. s. w. und durch ein ähnliches Verfahren ward ein großer Theil von Antiken, die ursprünglich bald Trunke weiblicher Körper ohne weitere Bestimmung, bald Portraitstatuen schöner Frauen, bald Bilder der Venus, jedoch ohne Attribut, waren, das was sie jezt vorstellen, erst durch die Hand des ergänzenden Künstlers.

Die eigentlich sogenannte Mediceische Venus (denn man hat sich angewöhnt einer jeden nackten oder halbbekleideten schönen weiblichen Figur diesen Namen beyzulegen,) ist, wie ihr schön geflochtenes Haar unwidersprechlich zeigt, nichts weniger als eine Anadyomene, noch die Göttinn die sich dem Paris unverhüllt zeigt, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach eine Venus aus dem Bade, die im Begriff ist, ihr Gewand anzulegen, und sich überrascht sieht. Ob sie Original oder Kopey eines verlornen oder unbekannten Musters ist, bleibt unentschieden. Denn daß die Inschrift mit dem Namen Kleomenes unächt sey, ist ausgemacht. Eben so wenig Grund hat man, sie für eine knidische Venus, oder wohl gar das Meisterstück des Praxiteles selbst zu halten.

Die Benennung einer Venus Victrix bezieht sich bald auf eine Venus, die den Sieg über ihre Nebenbuhlerinnen durch den Ausspruch des Paris davon trägt, bald auf die Venus mit Helm und Spies, da sie denn mit der sogenannten gewaffneten

ten, die zu Sparta stund, übereinkömmt, oder auch in Rücksicht des entwaffneten Mars so abgebildet wird, bald auf besondere Gelegenheiten und Zeitumstände, um die Siege der Cäsare zu bezeichnen. Mit der letztern hat die Venus Genetrix, welcher Cäsar, als der Stammmutter seines Geschlechts, den berühmten Tempel errichtete, viel Aehnlichkeit; bisweilen hält sie in der einen Hand die Figur einer Siegesgöttinn, daher sie auch bisweilen den Namen der Venus Victrix erhält. Weder unter den erhaltenen, noch unter den ergänzten Antiken, findet sich eine Genetrix dieser Art. Nachher machte man oft unter dieser Vorstellung den Gemahlinnen der Kayser als Kindbetterinnen, eine Schmeicheley.

Was eigentlich den bestimmten Charakter der Venus Urania, Cölestis, der Himmlischen, ausgemacht hat, ist nicht deutlich. Einige erhaltene Münzen geben nur zu Muthmaßungen Anlaß. Diejenige, welche also genannt wird, ein Diadem hat, und der Mediceischen zur Seite steht, gehört gar nicht hierher. Bloß der Rumpf und die Schenkel sind alt.

Aus allen diesen haben die Antiquarier ihre verworrenen Vorstellungen der Venus zusammengesetzt, und zuverläßig mancher Nymphe, Heldinn und Sterblichen, mancher Phryne und Lais, den Tribut von Lobsprüchen bezahlt, der der Göttinn zugehörte. — In der Beschreibung der verschiedenen einzelnen Statuen, die auf uns gekommen sind, können wir dem Verf., so viel schätzbare Erläuterungen und Nachrichten wir auch hier ge-

 funden,

funden, um so weniger folgen, da wir noch der letzten Abhandlung dieses Stücks zu gedenken haben. Sie enthält eine Untersuchung über die Künstler Epochen beym Plinius.

Dem prüfenden philosophischen Blick eines Heyne konnte die Bemerkungnicht lange entgehen, daß die Winkelmannische Geschichte der Kunst mit einer Menge historischer Unrichtigkeiten angefüllt sey, und bey genauer Untersuchung mit ihnen zugleich die daraus hergeleiteten Kunstbestimmungen, Festsetzungen von Stilen, Epochen und Perioden, als unbrauchbar verworfen werden müssen. Er machte daher schon vor 7 Jahren (in den deutschen Schriften der Königl. Soc. d. W zu Göttingen 1771. 8. 1 B. S. 204. u. f.) den Anfang zu einer Berichtigung und Ergänzung der Winkelmannischen Geschichte; hielt aber, als eine neue Ausgabe derselben angekündiget wurde, mit der Fortsetzung dieses Aufsatzes inne. Die neue Ausgabe erschien, und der Augenschein lehrt, daß die Fehler und Unrichtigkeiten nur um ein merkliches gehäuft worden. Der Verf. erwirbt sich also ein großes und bleibendes Verdienst um die Alterthumskunde, daß er sich entschlossen hat, eine so wenig glänzende und mit grosser Mühe und Zeitaufwand verbundene Arbeit von neuem wieder vorzunehmen, und dieses um desto mehr, da er hierdurch einen wichtigen Schritt zu der Ausführung eines Vorhabens thut, von dem sich das antiquarische Studium sehr beträchtliche Fortschritte zu versprechen hat. Er hat [illegible] lich, wenn er nur einige Muße gewi[illegible]

vorgesetzt, die ganze alte Kunstgeschichte vorerst auf gewisse, sicher bestimmte Fakta zurückzubringen, unter den vielen Zusätzen und absichtlichen oder unabsichtlichen Behauptungen dasjenige abzusondern, was und wieviel in den Nachrichten der Alten wirklich enthalten ist, und welche Stufe der Glaubwürdigkeit selbst diese Nachrichten haben. Da hier vor allen Dingen eine Prüfung der Quellen und eine so genau als möglich bestimmte Zeitordnung der Künstler, von deren Werken noch Nachrichten oder vermeynte Ueberbleibsel vorhanden sind, vorausgehen müßte, und der V. die sich darauf beziehenden Aufsätze dieser Sammlung vorbehalten hat, so zieht er vorjetzt in dieser letzten Abhandlung folgende, mit seiner Absicht genau verwandte Fragen in Untersuchung: 1) worauf gründen sich die Kunstepochen des Plinius, und 2) wo hat Plinius seine Kunstnachrichten hergenommen?

So wichtig diese Fragen für die Kritik der Kunst sind, so wenig Befriedigendes wird man darüber anderwärts antreffen. Gemeiniglich nimmt man an (und Winkelmanns Ausdrücke führen eben dahin) Plinius habe diese Epochen selbst gemacht. Aber wie konnte man vergessen, daß nicht nur Kunstnachrichten bey einem Werke über die Naturgeschichte ein sehr zufälliger Gegenstand sind, sondern auch Plinius selbst nichts weiter ist, als ein [illegible]nnirender Sammler, der aus mehrern grie[illegible] und einheimischen Schriftstellern seine [illegible]n zusammen gezogen hat. Doch dieß [illegible]e! Plinius mag diese Epochen selbst

gemacht oder aus andern entlehnt haben, so bleibt doch immer die Frage dieselbe, welchen Grund konnte man haben, das durch mehrere Olympiaden verbreitete Künstlerleben eines oder mehrerer Meister dieser oder jener einzelnen Olympiade zuzueignen? Vielleicht die Zeit der höchsten Blüthe des Künstlers und der Maaßstab für diese? Nach Winkelmann entweder die Zeit der Vollendung seiner vollkommensten Werke, oder die glücklichen Umstände der Zeit, welche diese Blüthe gleichsam hervortrieben. Auf diese letztere Meinung gründen sich Winkelmanns glänzende und so oft wiederholte Deklamationen von dem innigen Zusammenhange des Flors der Künste mit der Freyheit, und der bey ihm so unbezweifelte Grundsatz, die Epochen der Kunst beym Plinius wären eben so viele Hauptperioden der griechischen Freyheit. Allein diese täuschenden Behauptungen, gegen die sich schon im Allgemeinen so viel einwenden läßt, fallen bey der geringsten Berührung der historischen Kritik auf einmal zusammen. Sie zeigt uns, daß ein Theil dieser Epochen mitten in die unruhigsten Kriegsverwirrungen, und ein anderer in diejenigen Zeiten fällt, in denen Griechenland seine politische Freyheit ganz und gar verloren hatte. Alles dieses führt der V. weitläuftiger aus, und läßt uns hierauf die befriedigende Entdeckung finden, daß die erwähnten Zeitbestimmungen nichts weniger als eigentliche Kunstepochen, sondern vielmehr Geschichtperioden, Zeitpunkte in der V[illegible] sind, wo eine Folge von Begebenh[illegible]

oder anfängt, der Geschichtschreiber also die beste Gelegenheit fand, die Namen berühmter Männer, welche um diese Zeit gelebt hatten, einzuschalten, die denn Plinius seinen Absichten gemäß auszog, und an einem Orte zusammenstellte. Nun folgt der Uebergang zu dem umständlichen Erweis von dem Daseyn solcher Geschichtbücher, und der darinnen vorausgesetzten Stellung berühmter Männer. Nachdem der V. diesen Umstand durch die bewährtesten Zeugnisse außer Zweifel gesetzt hat, macht er die Anwendung seiner Behauptungen auf einzele Epochen des Plinius, und erhebt dadurch dasjenige, was vorher gewagte Hypothese scheinen konnte, zu dem Range eines Grundsatzes, der die strengste historische Kritik auf seiner Seite hat und von dem sich für manchen verwickelten Umstand ungezwungene Auflösungen erwarten lassen. — Doch wir müssen hier abbrechen und legen unsern Lesern nur noch folgende vortreffliche Stelle als eine Probe des philosophischen Geistes und der unterhaltenden Schreibart des V. vor. Sie betrifft die oben erwähnte Ableitung des Flors der Künste von der Freyheit und ist S. 171. zu finden.

„Aber auch jener Grundsatz, der die Vollkommenheit der Kunst unter den Griechen von der Freyheit ableitet, erfodert, wenn er zutreffen soll, so viele Erweiterungen und Einschränkungen, daß am Ende wenig davon übrig bleibt. Allerdings kann die Freyheit von Umständen begleitet werden, welche die Künstlergenies erwecken können: als, Begeisterung der Ruhmbegierde; aber Freyheit an

 und

und für sich kann ein unthätiger, träger, támischer Zustand seyn; er kann auch von so vielen Unruhen und Bedrängnissen physischer, sittlicher und politischer Art beenget werden, daß Kunst und Wissenschaft wenig Eingang finden. Die Freyheit der Griechen ist überdieß ein so unbestimmtes, und nach verschiedenen Gegenden und Zeiten Griechenlandes so vielartiges Ding, daß alles schwankend wird, was man darauf bauet. Ganz anders war man frey in Athen, anders zu Sparta, zu Theben, und noch anders in den ruhigen Gefilden von Phocis und Doris, von Elis und Arkadien; und hier ist die Kunst nie hoch gestiegen. Vor dem Einfall der Perser war in Griechenland vielleicht mehr politische Freyheit, als nachher. Diese und hundert andre Betrachtungen mehr erwecken Verdruß, wenn man in Beziehung auf den Flor der alten Künste, von Freyheit soviel ohne alle Bestimmung Deklamirtes liest. Nach den Siegen über die Perser verband sich die Freyheit der Griechen, das ist der herrschenden Völker, mit Stolz, mit Prachtliebe, mit Ruhmbegierde und mit Herrschsucht. Diese Leidenschaften wurden die großen Triebfedern, die Anfangs viel Edles in sich enthielten, aber nach und nach in eben so viel niedrige und kleine Leidenschaften ausarteten. Zeitumstände, insonderheit die Wiedererbauung, dann die Verschönerung von Athen, veranlaßten Nachfrage nach Künstlern. Die den Persern abgenommene Beute ward zur Pracht in öffentlichen Werken angewendet, weil der Aufwand der

Privat=

Privatleute damals noch zum Verwundern gering war. Ein Miltiades, Aristides, Cimon, lebten in Häusern, die nicht das geringste äußerliche Ansehen hatten, das jene Bewohner hätte ankündigen können. Ein beträchtlicher Theil der Beute, gemeiniglich der zehnte, gehörte ohnedem dem Staat, und ward zu öffentlichen Gebäuden oder Verschönerungen angewendet.„

„Wohlhabenheit und Prachtliebe sind überhaupt unentbehrliche Bedingungen, wenn Künste empor kommen sollen; beyde können in politischer Freyheit und unter politischer Sklaverey erwachsen, bey Einfalt der Sitten und bey Verfeinerung und Ueppigkeit Statt finden, aus Eroberung und Beute, und durch Handlung und Schiffahrt hervorgebracht werden, und können verhältnißweise nach vielen Stufen auf einerley Weise wirken; beyde können das Antheil von Mehrern, oder nur von Einigen im Staate seyn; einen merklichen Unterschied macht es bloß, ob den Gebrauch davon Jeder für sich, oder Alle für den öffentlichen und gemeinen Ruhm machen. Der erste Fall, daß Jeder seinen Aufwand für seine eigne Rechnung macht, und seinen Pallast, sein Landhaus, seinen Garten ausschmücket, ist der herrschende in unsern Zeiten und Staatsverfassungen, und er hat auch seine natürlichen Folgen. Der andre fand in jenen griechischen Staaten Statt, und hatte jene großen Folgen, die wir heut zu Tage bey unsern eingeschränkten Leidenschaften vergeblich erwarten. Da, wo das sonst so enge Selbst eines jeden Edlen das

Allge-

Allgemeine in sich faßte, wo man, auch in den verdorbenen Zeiten, seinen besondern Vortheil nicht erreichen konnte, ohne das ganze Volk, den Staat hineingezogen zu haben, mußten die Entwürfe, und folglich die Köpfe, welche die Entwürfe machten, immer leichter aufs Große gehen. — Bey dem allen wird immer noch etwas erfodert, was die Prachtliebe auf Gebäude, auf Malerey und Bildhauerkunst, und nicht auf Schauspiele und andre Lustbarkeiten richtet; etwas, was die Bemühungen erregt, Künstler erweckt, das Genie erwärmt, Wettstreit veranlaßt, Aufmunterung giebt; und das ist weder Freyheit noch Klima, noch irgend etwas dem Aehnliches; es ist immer etwas sehr Zufälliges, ein Hof, ein Fürst, eine Maitresse, ein Minister, ein Demagog. — Zu Athen war es erst der Aufbau der abgebrannten Stadt, die Aufführung des Hafens, nachher die Staatslist des Perikles, der sich bey dem Volke beliebt machen, zugleich eben dieses Volk beschäftigen, und es theils durch verschafften Verdienst in Ruhe halten, theils von einer nähern Aufmerksamkeit auf seine Staatsverwaltung abziehen wollte. Daß jemals in dem Sinn, wie ein Gesetzgeber es thun müßte, die Künste wären eingeführt und in Flor gebracht worden, weil sie zur Verfeinerung und Aufklärung der Nation, folglich zur öffentlichen Glückseligkeit, und zum besondern Wohl jedes Bürgers beytragen, und in alle ihre Gewerbe einen so merklichen Einfluß haben; daß man sie zu einem Stück der öffentlichen Erziehung gemacht, und durch die

Künste

Künste die Empfindungen und Sitten der Unterthanen hätte verfeinern wollen; das ist so wenig in Griechenland, als irgend anderswo in der Welt, geschehen; so methodisch geht überhaupt in der wirklichen Welt nicht leicht etwas vor sich.„

III.

Les Incas, ou la Destruction de l'Empire de Perou; par Mr. Marmontel. 2 Tomes. Paris.

Dieß Werk ist zwar schon in unsern kurzen Nachrichten angezeigt worden; aber es hat überall, und besonders auch unter uns lieben Deutschen, so viel Aufhebens gemacht, ist so oft nachgedruckt und übersetzt worden, daß es sich wohl der Mühe lohnt, eine genauere Prüfung desselben anzustellen; ob wir sonst gleich viel wichtigere englische und deutsche Romanen gänzlich mit Stillschweigen übergangen haben. — Der Recensent setzt, wie ihm dünkt, wahrscheinlich genug voraus, daß seine Leser mit dem Werke selbst, schon bekannt sind.

Marmontels Absichten dabey waren, um seine eigene Worte zu gebrauchen, à faire détester de plus en plus le fanatisme destructeur (S. die Vorrede) und unter den Fanatismus versteht er, l'esprit d'intolerance & de persecution, l'esprit de haine & de vengeance,

lungen erscheinen, muß mit genauer Kenntniß der Natur dieses Menschen gemacht seyn. Das Wichtigste, und fast das Einzige, was der denkende Kopf in solchen Werken sucht, ist Entwickelung der geheimsten Falten des menschlichen Herzens, all der Handlungen, wozu der Mensch in gewissen Umständen, durch gewisse Leidenschaften gebracht werden kann. Ein Gemälde von der Eroberung des neuen Welttheils überhaupt, das sucht er in der Geschichte; und diese Art von Unterricht findet er in ihr immer besser, als er sie in dem besten Dichter finden kann. — Aber mit jener Entwickelung und Darstellung des menschlichen Herzens besteht jener Einfall ziemlich schlecht. Es giebt in der Natur nicht einen einzigen, für sich bestehenden Bewegungsgrund. Was uns in Handlung setzt, ist immer das Resultat verschiedener, vereinter Empfindungen, Begierden und Leidenschaften. — Bedarf das Beweise? — Wäre M. also seinem Plan getreu geblieben, so hätte er weder Geschichte, noch ein Gedicht geliefert; und wäre gar Nichts für die menschliche Natur Nützliches oder Anwendbares herausgekommen. —

Aber, er hat entweder dieß gefühlt, oder vielmehr seinen Zweck vergessen. Dieß letztere ist ihm, bey seinen übrigen Erzählungen, so oft begegnet, daß man es als das Sicherste annehmen könnte, wenn er nicht, unglücklicher Weise, sein Werk mit diesen Worten geendigt hätte: le *fanatisme*, entouré de massacres & de débris; assis

assis sur des monceaux de morts, promenant ses regards sur de vastes ruïnes, s'applaudit, et loua le ciel d'avoir couronné ses travaux. — Aber in seinem Werke selbst, läßt er den Durst nach Golde sehr oft die einzige Handlungsquelle seiner Personen seyn, giebt ihnen Bekehrungssucht nur zum Vorwande; und läßt sie sogar morden und schänden, bloß um ihren abscheulichen Herzen Genüge zu thun, und ohne daß sie auf die entfernteste Art an Religionsunterschied gedächten. Der wichtigste Beweis von allem diesen ist das ganze zwölfte Kapitel. Fernand de Luques, selbst ein Priester, antwortet auf die Vorstellungen des Las Casas unter andern: *si les chatiment les effrayent*, (les Americains) *qu'ils cessent de nous dérober cet or, sterile dans leurs mains, & qui nous a dejà couté tant de perils et de fatigues.* Wer mehr Beyspiele haben will, lese die letzten Seiten des zehnten Kapitels u. a. m. So voll war Marmontel von der Wahrheit der Geschichte! Doch nicht genug hieran! Was belebt seinen Pizarro, den eigentlichen Eroberer von Peru? Weder Goldgeiz, noch Bekehrungssucht; nur Ehrgeiz. — Und wenn der Dichter, wie er in der Vorrede, (vielleicht, wie es dem Rec. dünkt, zu= oder doch zu unrechter Zeit bescheiden) sagt, er wolle eigentlich nur für den großen Haufen geschrieben haben, um diesen von dem zu überzeugen, was das auserlesene Häuflein schon längst von selbst wisse: — sollte auch dieser große Haufe ein ganzes, und wirklich sonst inter=

interessantes Kapitel, als das 12te übersehen? — Wenn Marmontel diesen großen Haufen gut zu kennen scheint, so muß man zu gleicher Zeit gestehen, daß er ihm wahrlich nicht viel Ehre erwiesen hat. — Der einzige, und freylich ein schrecklicher Auftritt des Fanatismus ist im 49ten Kapitel, wo das Heer des Ataliba niedergemetzelt wird, weil dieser die Bibel fallen lassen; aber selbst der Mord des unglücklichen Inca, obgleich das Werk des Valverde, wird mehr durch Rachgierde, als Fanatismus, vollzogen. —

Und nun zur Analyse seines ganzen Plans. Der Mittelpunkt, in welchem alle Linien dieses Werks zusammen treffen sollen, ist die Zerstörung von Peru. Wenn jeder Dichter wünscht, und ganz natürlich, im Leser eine gewisse bestimmte Vorstellung von dem Ganzen seines Werks zurückzulassen; wenn dieß eben so sehr zur Ehre des Dichters, als zum Nutzen seiner Leser, nothwendig ist, so kann kein Plan einfach genug seyn; wenn er sonst nur die Aufmerksamkeit des Lesers genug unterhält. Einheit des Zwecks oder der Handlung ist gewiß keine, aus dem Stegreif gegriffene, oder von bloßen Regelkünstlern erfundene Vorschrift. — Aber diese Einheit muß ja nicht so groß seyn, daß der Dichter der Straßen dahin bey hunderten anlegen, und sie darinn vereinen kann. Und wenn dieß auch immer angienge; sollte er es? — Der Rec. möchte den sehen, der auf die erste Lektüre, den Faden in den Incas aufgefaßt und festgehalten hätte. Er hat das Buch öfter als ein-

mal

mal und mit viel Aufmerksamkeit gelesen, und kann es heute noch nicht. Er hat zu viel unter einander darinn gesehen, ist immer von einem zum andern, von den Incas zu den Caciquen, von diesen zu den Spaniern, und zu einigen ganz fruchtlosen Unternehmungen; dann wieder zu irgend einem friedlichen Caciquen — von da zu Räubereyen und Grausamkeiten — dann wieder zu freundschaftlichen Amerikanern — dann nach Quito — und wieder zu hungerleidenden Spaniern — dann mit einmal auf ein neues Otaheite — dann endlich nach Peru — nun dort zu einem Paare Verliebten — dann zu einem bürgerlichen Kriege — dann nach Spanien vor die Inquisition u. s. w. vom Dichter geschleppt worden, so daß, wenn Marmontel in Allem Recht hätte, er doch das nicht gehabt haben kann, sein Werk un récit *simple* zu nennen. — Es muß doch wohl ein in der menschlichen Natur gegründetes Gesetz geben, warum Homer nicht den ganzen trojanischen Krieg beschrieben hat? — Aus den Alten überhaupt kann H. Marmontels Plan unmöglich abstrahirt seyn. Es scheint, als ob er Alles, was die Geschichte Merkwürdiges von und bey Gelegenheit der Eroberung von Peru erzählt, zusammen fassen wollen. Und hiezu hat er noch Alles gefügt, was seine Dichtungskraft in Amerikanischen Dingen, und bey solchen Vorfällen, — und im ganzen Gebiete des Aberglaubens und der Schwärmerey Anziehendes finden können, oder zu finden geglaubt hat; und da mußte das Ganze

denn werden — wie es in der horazischen Dichtkunst beschrieben steht. Nicht, daß diese einzelen Theile, für sich betrachtet, nicht oft sehr gut wären, z. B. die Darstellung der Inquisition im 41ten Kap. Aber wo sind hier die Beziehungen auf die Zerstörungen von Peru? Der Faden, womit der Dichter sie im 42ten Kapitel daran knüpfen zu wollen scheint: ainsi, demanda Pizarre, les cruautés que l'on exerce en Amérique, étonnent peu l'Espagne? Dieser Faden entfällt ihm so gleich wieder aus den Händen. Wer aber ein gut Auge hat, wird sehen, wie fein und glücklich sie dadurch hätten ganz in einander verwebt werden können. — Und, wenn im Werke des Dichters nicht Alles so zusammenhängt, daß man, mit dem Buche zu, von dem Resultat zurückgehend, von Wirkung auf Ursach, bis zum Anfang geführt wird: — wer vermag denn zu fassen, vielweniger zu nützen, was er gelesen hat? Oder glaubte Marmontel, daß für die Leser, die er sucht, das bloße Ueberlesen der Kapitel sehr ersprießlich seyn dürfte? Würde er und sie nicht dabey gewinnen, wenn er sie zum Denken zwänge? — Oder auch nur anleitete? — So würde er Alonzens Leidenschaft für die Cora und die Folgen dieser Leidenschaft (S. das 28te, 39te und 40te Kap.) ganz vortrefflich für sein Werk haben nutzen können, wenn er, an Statt dadurch bloß um seiner Leser willen, ein Werk des Fanatismus niederzustürzen, seine Person, den Alonzo, fester an die Amerikaner geknüpft hätte. Alonzo hätte ja nicht vorher so

ganz

ganz gut Amerikanisch seyn dürfen. Und blieb er nicht edel genug, wenn er, bloß aus Abscheu für die Grausamkeiten seiner Landsleute, von ihnen zu den friedlichen Bewohnern Peru's floh? War er nicht vielleicht denn noch wahrer? Und eben so wahr, wenn Liebe für Cora ihn endlich ganz genau mit ihnen verband? — Es scheint, als wenn Marmontel nicht recht das geachtet oder verdauet hat, was Diderot, sein Landsmann und sein Freund, den Dichtern räth — ihre Leser so viel möglich zu vergessen, und sich mit den von ihnen geschaffenen Personen ganz allein zu beschäfftigen. Der Leser wird am Ende schon seine Rechnung dabey finden. —

Sehr sichtlich steht vieles, dieser Leser wegen ganz allein da. Das zwölfte Kapitel enthält eine ganz abscheuliche Feyerlichkeit. Pizarro, Almagre und Fernand de Luques verbrüdern sich über der Hostie, zu gleicher Theilung der Peruvianischen Schätze. Aber nicht allein dieser Fernand verschwindet, ohne Spur im Werke; auch Almagre, da er über Pizarro's alleiniger Besitznehmung dieser Schätze, aufgebracht erscheint, gedenkt dieser Feyerlichkeit mit keiner Sylbe. — Und wäre er zu stolz gebildet, um den Pizarro laut daran zu erinnern, — wie? konnte uns Marmontel sonst nichts in Almagres Seele davon zeigen? Wußte er das nicht zu heimlichen Aufwiegelungen zu gebrauchen? Nicht wenigstens den Valverde, der Augenzeuge davon war, es nutzen zu lassen? Warum erst dieser so schreckliche Zug, wenn er für das Resultat

des Werks wieder verloren gehen sollte? — Die Zerstörung Peru's erfolgt, ohne das irgend ein Mensch behaupten könnte, er trage dazu das Geringste bey. Und heißt das nicht Dichten — um zu dichten? —

Von noch mehrern dergleichen Erfindungen, die der Dichter nicht für Episoden ausgeben zu wollen scheint, ließe sich eben das mit eben so viel Recht sagen. Aber der Recensent will seinen denkenden Lesern nicht gern in Allem vorgreifen. — Diese werden dann auch finden, daß es, z. B. nicht angenehme Wirkung auf sie macht, wenn sie, bey Ueberdenkung des Ganzen gewahr werden müssen, daß nichts weniger als Fanatismus, sondern der Brief des Las Casas, sondern der edle Alonzo, mit einem Wort, Religion und Edelmuth, die armen Peruvianer ins Elend stürzen; der Fanatismus legt Nichts an, und hätte doch so vieles anlegen können! Wäre das in der Geschichte gegründet, wer hieß den Dichter, der ein Gemälde des Fanatismus aufstellen wollte, diese Geschichte wählen, wenn er sie abzuändern sich nicht getraute? —

Mit Recht scheint also der ganze Marmontelsche Plan höchst, höchst mittelmäßig. — Die Ausführung hat manche gute Stelle; aber auch sehr viele, die dem Recensenten nicht eingehen wollen. Nur ein paar Beyspiele! Alonzo fällt auf seiner Reise zu den Indianern, in die Hände eines Volks von Menschenfressern; und die Weiber derselben, gerührt durch die Worte und die Schön-

heit des Alonzo, nehmen ihn in Schutz, und so entgeht er dem Tode. Daß doch auch bey den Anthropophagen sogar, die Weiber soviel Einfluß auf öffentliche Geschäfte haben! Denn bey ihnen ist Menschenfresserey — wenigstens eine öffentliche Feyerlichkeit. Aber es heißt wohl die Natur in diesen Damen verkennen, wenn man sie durch körperliche Schönheit im Feinde zu etwas anderm gereizt werden läßt, als zu größerm Appetit, bald ein Stück von ihm zu kosten. Die geringste Reflektion über solche Völkerschaften wird meine Leser hiervon überzeugen. — Doch das Beste kommt noch. Auch sogar gegen das schöne Geschlecht unter den Menschenfressern hat der französische Poet den Galanten gespielt. — Um die Sache vollständig zu machen, fehlte nichts, als daß Alonzo ein Franzose wäre. Schade, daß das Marmontel nicht eingefallen ist! — Doch, er hat ihn dazu zu machen gewußt. Man höre nur: Alonzo se mit en chemin (heißt es am Ende des 20ten Kap.) *non sans avoir baisé cent fois les mains*, qui l'avoient delivré. Nun? Hat nicht Marmontel sich selbst hier dem guten Spanier untergeschoben?

Risum teneatis amici?

Schwerlich! Man denke sich Alonzo, im Kreise herumgehend unter den anthropophagischen Damen — von einer zur andern — seine Lippen auf die schönen Hände drückend — zärtlich sie anblickend! — Freylich dieß Alles einen Augen-

blick nachdem er von dem Klotze losgemacht worden ist, an welchen ihn die Männer gebunden hatten; — und eben diese Männer um ihn herum schlafen, die ihn kurz vorher schlachten und verzehren wollten! Aber was schadet's! Ein Franzose hat Zeit zu Allem — besonders zum Händeküssen — und immer Appetit, wären es auch die Hände anthropophagischer Weiber, die vorher ihre Kinder bey den Haaren vor ihren Männern empor hielten, qui grinçoient les dents et rugissoient! — Wohl bekomme es ihnen! — Nur daß man keinen der Undankbarkeit zeihe, der in ähnlichen Situationen die Handküsserey vergißt! Ernstlich geredet, wußte Marmontel kein ander Mittel, die Erkenntlichkeit des Alonzo bildlich zu zeigen? — Gut! So hätte er lieber in bloßen allgemeinen, unbestimmten Ausdrücken davon reden sollen. —

Eben so unwahrscheinlich, wenn gleich freylich nicht lächerlich, ist die Schonung, die die spanischen Soldaten (ich bitte meine Leser hier sich Alles zu denken, was diese spanischen Soldaten wirklich gewesen, und auch im Marmontel sind) die Schonung also, die diese Räuber und Mörder und Schänder, für die schöne Amazili haben, da sie (im 46ten Kap.) des Nachts, und im Gefechte, in ihre Hände fällt. Es soll die Macht der Schönheit seyn, sagt Marmontel, die sie im Zügel hält. — Im Zügel hält? — Solche Soldaten? — Unter solchen Umständen? O des Geistes der Galanterie, der, um über das weibliche Geschlecht, in einer vermeinten Sentenz, worinn er die Spa-

nier

nier apostrophirt, etwas Schönes zu sagen: Coeurs feroces! du moins la beauté Vous désarme: c'est un droit que sur Vous encore la nature n'a point perdu — und, wie man sieht, noch dazu in einer sehr gedrehten, unglücklich ausgedrückten Tirade — der darüber Alles vergißt, was er selbst gemacht hat! — Wie viel andre Mittel und Wege, wenn Marmontel uns diese Abscheulichkeit ersparen wollte! Lieber uns gar nicht daran erinnern, was unter solchen Umständen sich wohl zutragen könnte! Oder Mendoce, ein edler Spanier, konnte ja gleich da seyn. —

Und diese Amazili mit ihrem Telasko, dieß Paar, das die Spanier bey der Zerstörung von Mexico hatten kennen lernen, glaubte erstlich (im 22ten Kap.) so treuherzig an Alvarades Versprechungen; diese Amerikaner! diese Mexikaner! — Und Gomez kann eben diese gute Leutchen, nachdem der Dichter ihn, und seine Schiffsgefährten in Hungersnoth gerathen, und diese Anspruch auf das Leben jener machen läßt — er kann sie so gut, und nicht eben mit sehr befriedigenden Gründen retten; — Und endlich, wie dieß Paar zärtlich Liebender, im Schooße der Ruhe unter Landsleuten (auf der Insel St. Christine) ist, und die Freyheit hat, dort bleiben zu können, vertraut es sich von Neuem diesen Spaniern und dem Meere an, bloß um Bruder und Freund wieder zu sehen; und das Alles, weil der Poet sie durchaus, sie mögen nun wollen oder nicht, zu diesem Bruder und Freunde hinhaben will; — und weil es jedem

französischen Poeten immer einerley ist, wie er seine Personen zusammenbringt, wenn sie nur zusammen kommen — wie das sehr erbaulich fast in jedem 5ten Akt der franz. Lustspiele zu sehen ist. — Aber wenn nur die Vereinigung dieses Paares mit dem Orogimbo in das Resultat des Werks einflöße! — Doch, das ist wieder etwas, warum ein französischer Poet sich Nichts kümmert. —

Nur noch eine Bemerkung — und der Rec. will es seinen Lesern selbst überlassen, die übrigen Flecken aufzusuchen. Denn daß die Personen des Dichters alle reden wie Franzosen; daß er, vom Costume überhaupt nichts beobachtet hat, das muß man Marmontel verzeihen. Es ist einmal das Costume aller französischer Poeten, es nicht anders zu machen. — Aber der Dichter redet, und läßt soviel von Löwen und Tiger in Amerika reden; und sein Landsmann Büffon hat uns ja gelehrt, daß es eigentlich nicht Tiger und Löwen in Amerika giebt. Nous pouvons prononcer sans scrupule (sagt er Hist. Nat. T. 8. 143. Ed. in 8.) que le lion, le tigre etc. ne se sont pas plus trouvés en Amerique que l'élephant etc. Und da wir nun doch einmal Amerikanische Namen genug lernen und lesen müssen, warum also nicht für den Löwen Puma, für den Tiger Jaguar? Solche kleine Unrichtigkeiten stören in dem aufmerksamen Leser die Illusion ungemein sehr; — eben so wie sie, durch Einstreuung kleiner, wahrer Züge, ungemein befördert wird. — Freylich würde Marmontel dann nicht so viel von der Grausamkeit

keit des Löwen sagen können, wie er zuweilen sagt, denn der Puma der Peruvianer, oder der sogenannte Amerikanische Löwe ist nicht eben sehr grausam oder fürchterlich, (S. Büffon ebend. S. 112.) aber was schadete das? Es wäre seine Sache, sich nach andern Gleichnissen umzusehen. — Wie viel mehr dergleichen dichterische Zierrathen bot ihm Amerika an, wenn er Land und Sitten genauer, als wie die Geschichte seiner Eroberungen studirt, und dann das Alles genützt hätte! —

Doch, damit die Leser uns nicht der Partheylichkeit zeihen mögen, so wollen wir gern gestehn, daß wir viele einzele Stellen mit Vergnügen, und öfter als einmal gelesen haben; z. B. die Unterhaltung des Alonzo mit dem alten Priester der Sonne, im 31ten Kap. — Das 43ste Kapitel von der Krankheit Las Casas — die glückliche Erfindung des Dichters, die unglücklichen Peruvianer gleich vor ihrer Niedermetzelung das Todtenfest feyern zu lassen; — das Mittel, das Pizarro (im 50ten Kap.) anwendet, die aufrührischen Kastilianer zu beruhigen. — (Er schickt sie hin, in Gesellschaft der übrig gebliebenen Amerikaner, in Alten, Kindern und Weibern bestehend, die, so niederträchtig, so grausam Ermordeten, zu begraben). — Den größten Theil der drey letzten Kapitel u. a. Stellen mehr. Und damit die Leser eben das Vergnügen dabey genießen mögen, so bittet er sie, ja nicht ganz mit ihren Vorstellungen sich während der Lektür nach Amerika zu versetzen. Das wird im ganzen Werk seinen Nutzen für sie haben. —

Der

Der Styl ist übrigens in demselben der itzige Modestyl unter den Franzosen. Er soll kräftig, gedankenreich seyn; aber er ist gesucht und gekünstelt; schimmernd nud blendend; aber von Folien, nicht vom Glanz des Edelsteins. — Und wenn man nun das natürlich Interessante, das in der Entdeckungsgeschichte von Amerika liegt, einen Augenblick überdenkt; — so wird man sich zum Theil über das Glück nicht wundern, das die Incas bey einer gewissen Classe von Lesern gemacht haben; man wird aber auch von dem wenigen Verdienste Marmontels um diese Sache überzeugt werden.

IV.

Salomon Geßners Schriften, Erster Band; Zürich beym Verfasser, 1777. gr. 4to. 191 Seiten.

Oeuvres des Salomon Gessner, traduits de l'allemand, Tome I, 1777. gr. 4to. 190 Seiten, ebendaselbst.

Die prächtige von Herrn Geßner veranstaltete Ausgabe der Diderotischen Erzählungen, in Verbindung mit seinen neuen Idyllen *), hat sowohl

*) Man sehe das 1ste St. des 15ten und das 2te St. des 16ten B. dieser Bibl. und was die Verzierungen der Ausgabe betrift, das Letztere von S. 300 – 302.

sowohl in Frankreich als Deutschland den Wunsch erregt, die sämmtlichen Werke des letztern in gleichem Format und mit gleicher Pracht zu besitzen. Einzig in ihrer Art glaubte man würde diese Ausgabe seyn; und sie ist es auch: für den jungen Künstler und Dichter überaus belehrend, da sie ihm zeigt, welche verschiedene Nüanzirung ein und derselbe Gedanke in ein und derselben Seele bekömmt, wenn sie solche durch Worte oder durch Linien darzustellen sucht; und aus gleichem Grunde für alle, die an Ausübung geistiger Kräfte Geschmack finden, eine der angenehmsten Unterhaltungen.

Dieser erste Band begreift die Idyllen, welche in den andern Ausgaben den dritten Band ausmachen, und den ersten Schiffer aus dem vierten Bande, in sich. Die Ordnung der Stücke ist verändert worden, vermuthlich um die Kupfer durch das ganze Werk in fast gleicher Entfernung zu vertheilen. Auch sind diejenigen Stücke, welche ehemals etwas uneigentlich unter den Idyllen stunden, hier unter der Rubrik: Vermischte Gedichte, angehängt. — Die französische Ausgabe hat mit der deutschen ganz gleiche Verzierungen, das Titelblatt ausgenommen; und die Uebersetzung selbst, von unserm Herrn Prof. Huber, ist schon aus der kleinern Ausgabe bekannt, und auch von uns angezeigt worden.

Der besondern Kupferblätter sind zehn, die wir nun einzeln durchgehen wollen. 1) Zu Lykas und Mylon. Letzterer schneidet Chloens Namen in eine Baumrinde; Chloe ist im Begriff, ihm

einen Blumenkranz aufs Haupt zu setzen. Der ganz in seine Arbeit vertiefte und fest auftretende Mylon, macht mit Chloens Behutsamkeit, daß ihr Geliebter sie nicht zu früh entdecken möge, und der freudigen Erwartung auf diese Entdeckung, den angenehmsten Kontrast. 2) Der zerbrochene Krug. Die Geschichte ist bekannt. 3) Menalkas und Aeschines der Jäger. Dieser giebt jenem die erbetene Kürbisflasche, auf der Bacchus- und Liebesgötter gegraben sind, sehr verwundert, daß der Schäfer solche dem Gelde vorzieht. 4) Phyllis und Chloe. „Immer trägst du dein Körbchen am Arm". Wir machen bey diesem Blatt besonders auf die reizende Aussicht im zweyten Grunde aufmerksam. 5) Die Erfindung des Saitenspiels und des Gesanges. Ein Mädchen, das bis jetzt nur Vögel ihren Gesang begleiten gehört, und erstaunt über die neuen Töne, welche der versteckte Jüngling aus dem von ihm erfundenen Saitenspiel hervorzwingt, sieht in den Wipfeln der Bäume umher, und ruft aus: „Bist du ein gefiederter „Bewohner dieses Hains, o so schwinge die Flügel „hieher auf diesen Fichtenbaum, daß ich dich sehe „und deinen Gesang höre!" In der Idylle sitzt das Mädchen, hier steht sie mit Recht, um die Hauptgruppe zu bilden. Ein vortreffliches Blatt, so süß und entzückend als das Gedicht, zu dem es gehört. 6) Der Faun. Tritonen tragen eine Nymphe davon, die sich nach dem am Ufer erschrokken stehenden Faun, vor welchem sie bis zum Ufer geflohen war, mit einigem Verlangen umsieht.

7) D

7) Die übel belohnte Liebe. Der Satyr erzählt dem Faun, der ihn von den Banden befreyt hat, seine traurige Geschichte. 8) Der Frühling. Amor und zwo Musen besuchen die in einer Rebenlaube zusammen zechenden Götter: Pan, Bacchus und Sylen. Amor erzählt dem letztern seine Heldenthaten. Auch die Musen haben hier Thyrsusstäbe. 9) Zum ersten Gesang des ersten Schiffers. Melida, an einen Felsen gelehnt, denkt ihrer Bestimmung nach. Eines der reizendsten Blätter, und Gegenbild zu No. 5. 10) Zum zweyten Gesang des ersten Schiffers. Melida fährt erschrocken in ihre Mutter, beym Eintritte des Jünglings in ihre Wohnung.

Die Komposition ist durchgängig in allen Blättern vortrefflich, und die verschiedene meisterhafte Behandlung der Gegenstände, welche von so vielen auch sonst guten Kupferstechern verabsäumet wird, giebt ihnen den Werth von Originalzeichnungen. Wie wahr nach der Natur Herr Geßner seine Landschaften zeichnet, ist bekannt. Zu ihrem Lobe daher kein Wort! Dagegen eine Bemerkung über seine Figuren. Sie sind auf diesen Blättern mehr nach der Antike, als nach der Natur studirt; und wir haben dieß von manchem tadeln gehört, aber mit Unrecht, wie wir glauben. Daß Hr. Geßner die gegenwärtigen Menschen mit Hogarth-Chodowieckischem Geiste beobachtet und zeichnen könne, beweist das vortreffliche Blatt zur Diderotischen Unterredung eines Vaters mit seinen Kindern. Da aber in

seinen

seinen Idyllen die Menschen veredelt sind, so wählte er mit Recht die antike Manier sie zu bilden: und mit welchem Eifer er die Antike immer fort studirt, beweisen diese neuen Blätter auch nur in Vergleichung mit den vor vier Jahren gefertigten. Besonders schön finden wir No. 1. 3. 4. 5. 6. und 9. in dieser Absicht. Am mindesten hingegen wollen uns No 2. und 10. gefallen. Auf jenem dünkt uns das Licht zu zerstreut, und auf diesem der Kopf der Mutter zu jugendlich, männlich, und alle drey Figuren zu steinern, wie nach einem Basrelief gezeichnet.

Wir kommen nun zu den Vignetten, von denen wir nur die beträchtlichsten kurz anzeigen. Ueber den edlen Geschmack und die Mannichfaltigkeit der Ideen, welche Hr. Geßner in solchen zeigt, haben wir schon sonst das Nöthige gesagt. — S. 13 Ein Fest, den Grazien zu Ehren. S. 15 Die ländliche Muse spielt auf der Flöte; Amor, auf ihrem Schoos liegend, horcht zu: Im Hintergrunde die hermäische Statue des Pan. S. 31 Phyllis schenkt den Alexis (beide als Kinder gebildet) zwo Ziegen. S. 35 Amyntas, der für Chloen das Körbchen flicht. S. 44 Damon und Daphne, die nach überstandenem Gewitter die Höhle verlassen. S. 84 Der im Netz verwikkelte Satyr. Der Hintergrund ganz schwarz, gleich einem Herkulanischen Gemälde. S. 52 Damon und Phyllis, die sich, zur Nachahmung zwoer Tauben, das erstemal küssen. S. 57 und 64. Gruppen ländlicher Attribute. S. 76. Der Erfinder des Saitenspiels. S. 81 Die vor

Schrecken

Schrecken ohnmächtig am Ufer hinsinkende Chloe. S. 84. Liebesgötter in der Laube des Pan. In der Manier der Herkulanischen Gemälde. S. 91 Menalkas unterhält sich mit seinem Sohne in einer herbstlichen Gegend. S. 94 Daphne, die in der Morgendämmerung Bluhmen gesucht hat, das Bette ihrer Aeltern damit zu bestreuen. Eine reizende Figur; das Ganze wiederum im Geschmack der Herkulanischen Gemälde. S. 103 Eine antike Wase, worauf ein Satyr, der seinen Bock tanzen lehrt. S. 177 Ein Knabe aus dem Gefolge des Bacchus hascht ein Mädchen. S. 140 Die Darstellung der Gegend zu dem schönen Gedichte der Wunsch. S. 143 Amor, der dem Jüngling im Traum erscheint, und über das Meer zu schiffen, ermuntert. S. 196 Vorstellung der Fahrt des ersten Schiffers.

Zur deutschen Ausgabe haben wir noch drey und zur französischen Ausgabe zwey Bände zu erwarten. Der Subscriptionspreiß für jeden Band ist 1 Carolin.

V.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Bern. Merkwürdige Prospekte aus den Schweizergebürgen und derselben Beschreibung. Erste Ausgabe 1776. Bern, bey Wagner, Hoch-Obrigkeitl. Buchdrucker. Gr. Folio. Es war bereits durch die vorhergegangene Ankündigung bekannt, daß einige gelehrte und kunstvolle Männer willens waren, eine mit Kenntniß und Geschmack, auch auf das fleißigste nach der Natur durch einen berühmten und erfahrnen Landschaftsmaler gezeichnete, an den Orten selbst gemalte, und nach Ausarbeitung durch wiederholte Reisen revidirte Sammlung der merkwürdigsten Aussichten des Schweizerlandes, herauszugeben. Der Vortheil für die Neugierde und Naturkenntniß einer solchen Sammlung war groß. Denn wie wenige unter uns haben die Gelegenheit, sich den Gefährlichkeiten der Alpenreisen zu unterziehen und die Wunder derselben zu betrachten. Die Absicht der Verf. gieng also auch hauptsächlich dahin, Eisthäler, Eisberge, Seestücke auf den höchsten Gebürgen, Wasserfälle von erstaunender Höhe und zierlicher Spielung, Bergbrücken, die zum freyen Durchgang der Reisenden oft zwischen die fürchterlichsten Felsen gehängt sind, berühmte Bäder, Quellen und Ursprünge großer Flüsse, artige

artige Alpweiden, vorzüglich in der Vorstellung zu liefern; und dieß Versprechen wird hiermit auf eine höchst befriedigende Art erfüllt. Diese erste Ausgabe enthält zehn Prospekte in Lauterbrunnenthal. Sie sind, wie oben gemeldet, auf wiederholten Reisen von einem Maler, Hrn. Wolf, in der Gesellschaft des Hrn. Wagners, der diese Arbeit unternommen, nach der Natur gemalt, und hier auf das getreuste kopirt worden.

Ueber die Wichtigkeit des Unternehmens hat der sel. Haller eine Vorrede vorgesetzt. Dann folgt die Beschreibung einer Reise, die im Jahr 1776. durch einen Theil der Bernischen Alpen gemacht worden, von Jac. Sam. Wyttenbach, Prediger im großen Spital, und Mitglied der physicalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Bern, die eben so angenehm geschrieben, als richtig in Absicht der physischen Beobachtungen ist. Sie nimmt 15 Seiten auf gebrochenen Kolumnen ein. Den zehn gemalten Kupferstichen aber geht eine umständliche Erklärung dieser Blätter selbst vor. Wenn diese Vorstellungen manchen Liebhabern härter, als die sanften Blätter der herrlichern Sammlung von Schweizerischen Landschaften des Hrn. Alberti in die Augen fallen; so sollten sie sich erinnern, daß solche Vorstellungen einzelner Theile von Gebürgen und Gletschern in einem kleinern Raume, nicht die Feinheit haben können, die eine ganze Gegend durch den Reichthum und die Abwechslung der Gegenstände und Farben haben kann. Wir wünschen dem Werke nur einen glück-

lichen Fortgang, und würden es mit dem großen Haller höchlich bedauern, wenn es nicht durch den verdienten Beyfall unterstützt würde, wie es leider das Ansehen hat.

Augspurg. Hr. Ploni Almoni hat hier folgende Ankündigung ausgegeben:

„Herr Johann Elias Haid in Augspurg, von dessen feinen Händen in der schwarzen Kunst das Publikum so manche augenscheinliche Beweise gesehen hat, hat allbereit den Anfang gemacht, die Hedlingerischen Medaillen, dieses Fürsten aller neuen Stempelschneider, in schwarze Kunst zu bringen; eine Erscheinung, an deren Möglichkeit bisher auch so gar viele, welche die Natur und die Gränzen des Schabeisens verstehen, gezweifelt haben. Die Arbeit ist nur einigen Kennern und Liebhabern, denen der Preis nicht zu hoch seyn wird, gewidmet. Die Wenigkeit der Abdrücke, die sich von solchem Schabgrunde machen lassen, wird ein jeder leicht begreifen, der die Kunst versteht. Des Gewinnstes wegen, kann ich versichern, sagt Hr. Almoni, ist die Arbeit nicht unternommen worden. Der Künstler denkt wirklich so edel, daß er, um das Werk nicht gemein werden zu lassen, mehr Abdrücke nicht machen wird, als der feinste Handgrund des Kupfers erlaubt. Hernach werden die Platten auf immer bey Seite geleget werden; sollten auch, zum Vortheile des Künstlers, mehrere Exemplare verlangt werden, als sich von dem ersten Grunde machen lassen. Das ganze Werk wird nicht Stückweise, sondern auf

einmal

esnimal, in Median-Folio, auf schönem Baßler Papier, mit den Erklärungen des Hrn. Johann Caspar Füeßlins, des berühmten Verfassers der Schweizerischen Künstlergeschichte, in derjenigen Pracht ans Licht treten, welche dem Namen des großen Hedlingers nicht unanständig seyn wird. Eben dieser verehrungswürdige Mann, welcher die Verdienste eines wahren Künstlers, und eines der besten Schriftsteller in seiner Person so glücklich vereiniget, wird sich Mühe geben, eine vollständige Lebensbeschreibung des sel. Ritters, mit dem er in sehr vertrauter Freundschaft gelebt hat, nach seiner in diesem Fache schon lange bekannten biographischen Meisterhand, zu verfertigen. Wann dieses alles zum Vorschein kommen wird? — Dieß kann bey den vieleu Geschäften meines Freundes, und wegen dem Vorsatze, sich nicht zu übereilen, unmöglich bestimmet werden: ist auch wohl nicht nöthig; da wir diese Nachricht nicht nach der abgeschmackten Mode geschrieben haben, die Subscriptions-Trommel so stark als möglich zu rühren, um für die Ausgabe viele Käufer anzuwerben, oder unter stolzen demüthigen Verbeugungen mit dem Hute in der Hand auf dem Markte herumzugehen, und die Namen der Liebhaber darinnen zu sammeln. Nein! es wird weder Zeit, wie bald das Werk erscheinen wird, noch Preis, wie hoch das Exemplar kommen mag, angegeben werden. Man begnügt sich ganz damit, dem Publiko anzuzeigen, was es eigentlich zu erwarten hat.

Es ist bekannt, daß die zahlreichen Stahl-Arbeiten des fürtrefflichen Hedlingers von verschiedener Größe sind. Denen von der ersten und zweyten Größe, welche einen sehr erhöheten und aus Gliedern bestehenden Rand haben, und Medaillons genannt werden, ist jedem Stücke ein eigenes Blatt, nach dem oben angeführten Formate, gewidmet. Von der dritten und vierten Größe werden je zwey und zwey Medaillen auf einem Blatte stehen: der Jettons, oder Zahl- und Rechenpfennige aber, deren der selige Hedlinger 25 verfertiget hinterlassen, worunter solche Münzen verstanden werden, deren Rand, wie in den großen und gangbaren Münzsorten, kraus ist, wie auch von den 32 Königen in Schweden, werden auf jedem Folioblatte drey vorgelegt werden. Die Zeichnungen, nach welchen Herr Haid *arbeitet*, sind insgesammt von Herrn Johann Caspar Füeßlin, einem Manne, der unter dem edlen Theile der Künstler mehr sagt, als alles, was ich sagen könnte. O welches Vergnügen! diese malerische und wie Basreliefs, bis zum Herausnehmen, gemachte Zeichnungen einer ehrwürdigen alten und festen Hand, vor sich zu sehen. Herr Füeßlin hat sie alle nach den Originalen, zu seinem eigenen Vergnügen, vor einigen Jahren schon gemacht. Er hat auch noch den angenehmsten Lohn dafür empfangen, indem er die Freude hatte, daß sein vertrauter Freund, der jezt selige Ritter Hedlinger, als der beste Kenner seiner Werke, ihm noch seine ganze Zufriedenheit über diese Zeichnungen

gen bezeigte. Anfangs wollte sie der Zeichner durch Herrn Christian von Mechel, zu Basel, in Kupfer stechen lassen; allein, weil die Arbeit dem Herrn Füeßlin zu sehr misfiel, so nahm er seine Zeichnungen zurück. Der Verfasser der Schweizerischen Kunstgeschichte hat also an den unlängst erschienenen von Mechlischen Arbeiten nicht den geringsten Antheil. Wir melden dieß nicht deswegen, um dadurch die Mechlische Ausgabe der Hedlingerischen Münzen herunterzusetzen: denn wir haben sie gar nicht gesehen; sondern weil es dem Herrn Füeßlin daran liegt, zu bezeugen, welcher Künstler seine Zeichnungen getroffen hat: insonderheit, weil er durch diese seine Bemühung weiter nichts sucht, als seinem verstorbenen Freunde, Hedlinger, ein anständiges Denkmal seiner Liebe zu errichten. Dieß verdient ein Mann von einer so außerordentlichen Größe, wie Hedlinger war: ein Künstler, an dessen Medaillen sich ein wahres Kunstauge prüfen kann, ob es im Stande ist die veredelte Natur zu erkennen. Mich wundert doch, warum Herr Sulzer, welcher in den gründlichen Kenntnissen der schönen Künste, unter den Gelehrten eine so seltene Ausnahme macht, in seiner Theorie der schönen Künste, von seinem Landsmanne, dem Herrn Hedlinger, so gar wenig gesagt hat. Er wünschet freylich, daß die Kritik der Schaumünzen, auf richtigere Grundsätze möchte gebracht werden; allein, ich glaube, die Periode der guten Belletrie ist vorbey. Was

Kloz hierüber geschrieben hat, ist von geringer Bedeutung *). Der gute Mann hat von der Zeichnung, und denen sich darauf gründenden Künsten zu wenig verstanden, als daß er für die Künstler etwas befriedigendes hätte zum Vorschein bringen können. Zu manchem Schriftsteller, der hierüber in einem so zuversichtlichen Tone spricht, ohne die Sache im Grunde einzusehen, sollte man wohl sagen, was Apelles zum Alexander zu sagen pflegte, wenn er ihm bey seiner Arbeit zusahe, und nicht richtig genug urtheilte: er möchte doch lieber schweigen, damit nicht etwa seine Schüler über ihn spotten **). Die Hedlingerische Münzen mögen übrigens in Kupfer gestochen, oder in Pasten herausgegeben werden; so wird die Haidische Arbeit immer die einzige ihrer Art bleiben, weil in dieser Kunst noch keine Münzsammlung vorhanden ist. Dieß ist auch die Hauptsache. Es herrschet hier also keine Habsucht. Es wäre vielmehr den schönen Künsten sehr vortheilhaft, wenn die Hedlingerische Schaustücke mehr könnten bekannt gemacht werden.

*) Beytrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen. In diesem ganzen Buche kömmt der Name Hedlinger, wer sollte dieß denken? — ein einziges mal vor.

**) S. des Grafen Caylus Abhandlung von der Liebe zu den schönen Künsten und von der außerordentlichen Hochachtung der Griechen gegen diejenige, die sich glücklich damit beschäftigen. Seite 96. nach der deutschen Uebersetzung des Herrn Hofr. Meusels.

werden. Könige und Fürsten würden die Schönheit und den Geschmack ihrer Münzen, von denen man doch gerne auf den herrschenden Geschmack des Volks zu schließen pflegt, darnach prüfen; und Personen, welche durch Schaumünzen das Andenken ihrer Ahnen, oder Begebenheiten ihrer Familien, auf die Nachwelt zu bringen suchen, sich die Hedlingerischen zum Muster wählen können. Ich denke mich nicht zu irren, und wenn ich mich irren sollte, so wird mich Herr Füeßlin zu rechte weisen, wenn ich behaupte, daß die Hedlingerischen Münzen mit den Werken der Alten, so vollkommen diese auch seyn mögen, um den Vorzug streiten können. So ungefähr würden die Griechen in unserm Jahrhunderte gearbeitet haben, wenn sie mit ihrem ganzen Geschmack in unsre Zeiten getreten wären. Es ist wahr, die Griechen haben auserlesene Arbeiten hinterlassen. Die Lippertische Daktyliothek ist Beweis davon. Allein Hedlinger hat auch antike Köpfe geschnitten, wie der Kopf des Baron von Stosch, die Kederischen Köpfe, und Hedlingers eigene Portraite zeigen; übrigens aber ist er seine eigene Bahn gelaufen, die der Alten an Werth nichts nachgiebt. Die Griechische Stein- und Stempelschneider haben bey ihren Köpfen besondere Schwierigkeiten vor sich gehabt; aber wahrscheinlich, wenn Pyrgoteles die schwimmende Schönheit der Hedlingerischen Haare, den kühnen Bruch derselben, und die gleichsam durch die Locken der großen Perücken durchgeblasene Luft; ferner die verblasene und saftlosere

Haare an den Köpfen des Keders, das sträubigte an dem Karl dem Zwölften, und insonderheit das ganz eigne Haar, und den nicht genug zu bewundernden Kopf des großen Schwedischen General Löwenhaupts, und mit ihm die Mannigfaltigkeit in den Hedlingerischen Münzen gesehen hätte, welche in den Griechischen, meines Wissens, nicht so groß ist; so bin ich versichert, der Grieche würde seinen glücklichen Nebenbuhler mit Innbrunst umarmet haben. Hier sind also, ich gebe es zu, wenig eigentliche antike Köpfe, aber der antike Geist hat im Hedlinger neue Köpfe geschnitten. Welche Wahrheit, welche Genauigkeit und Zärtlichkeit der Umrisse; Welcher Scharfsinn liegt in jeder Muskel des Gesichts, welche der Stempelschneider nach der Natur gedacht hat! Keine Minute kann Hedlinger gedankenlos gearbeitet haben. Er hat in keinem Theile das Ganze vergessen: die Natur lauft immer in einer sorgenfreyen Anstrengung auf ihren Mittelpunkt hin. Sokrates fragte einmal den Bildhauer Kliton, wie er das Leben in seine Statuen hineinarbeite? *) So hätte man auch den rechtschaffenen Hedlinger fragen können, wie er so vielerley Menschenseelen, so ganz Natur, in seinen harten Stahl hinein schneide? Endlich kehrt man die Münzen um, so findet man köstliche Muster von Allegorien: gedoppelter Werth einer Münze, wenn der Revers mehr in sich fasset, als eine oft unlateinische Inscription. In diesem Fache

*) Xenophons Sokratische Denkwürdigk. 3. Buch.

Sache kann der Gelehrte, wie der Künstler studiren, jener, den dichterischen Gedanken wohl auszuführen und vorzustellen, und dieser, den leichten ästhetischen Schleyer zu finden, hinter welchen der Gedanke versteckt werden muß. Einige Reverse sind ganz unvergleichlich. Zum Beyspiele die Bleywage, mit der Ueberschrift: Conſcius recti, in der Schaumünze auf den Grafen Teßin: wie erhaben einfältig! Der Revers in der Schaumünze auf den Keder, wo ein in altem griechischen Gewande den Himmel anschauender Weltweise mit dem einen Fuße die Weltkugel wegstößet, mit der Ueberschrift: La dolcezza del Ciel ſol m'invaghiſce: wie lieblich ist der Gedanke! Auch die Reverse sind nicht immer einerley; sondern man findet historische, so wie ästhetische. Die Legenden — ein neuer Vorzug der Hedlingerischen Münzen — welche ohne Zweifel größtentheils von dem gelehrten Keder sind, zeigen das beste Alterthum, wie die Arbeit des Künstlers. Keder stund mit Hedlinger in genauer Freuudschaft, und war einer der größten Alterthumskenner, welcher eilf Sprachen in der Vollkommenheit besessen hat. Ich zweifle, ob ihm Winkelmann an Kenntnissen des Alterthums die Wage gehalten hätte. Etliche Legenden sind Wälsch, aber nicht ohne Ursache; ein paar Schwedisch, worunter das bekannte Lagom; eine Griechisch; und ein paar Französisch: die übrigen sind aus den alten Römern wie ausgesaugt. Mit einem Worte: Hedlingers Münzen werden allezeit die beste Schule der Numismatik und

und des wahren feinen Geschmacks für Künstler und Gelehrte seyn und bleiben. Wir freuen uns auf Herrn Füeßlins Lebensbeschreibung von diesem großen Stempelschneider, welche zugleich auch eine praktische Erläuterung des Artikels der Schaumünzen, dem noch so wenig aufgeklärten Theile der schönen Künste, werden wird."

Wir müssen zu dieser Ankündigung noch hinzusetzen, daß wir einen Probebogen von diesen in schwarzer Kunst gestochenen Hedlingerischen Münzen, in Händen haben, und die ihm vorher ertheilten Lobsprüche nicht übertrieben finden; sie scheinen mit dem Pinsel getuscht zu seyn, und leisten alles, was in dieser Kleinheit von dem Schabeisen nur erwartet werden kann.

Wir haben von diesem braven Künstler noch einige Blätter in schwarzer Kunst nachzuholen, die unserer Aufmerksamkeit entgangen sind. 1) Der Abschied des Calas von seiner Familie, nach dem Originalgemälde des Hrn. Daniel Chodowiecki, und dieselbe Vorstellung, die uns dieser große Künstler selbst auch im Kupfer geliefert hat. Wer kann es ansehen, ohne daß sein Herz vor Wehmuth springen möchte. Der Haidensche Stich drückt das Original glücklich aus, und ist mit vielem Fleiß durchgearbeitet. 2) Johannes Kupezky. Dieser große Maler nach seinem eigenen Bildnisse, ein schöner Kopf. 3) Jephta et Filia, nach einem Gemälde von Bernhard Strozzi. Jephta geharnischt, sein Haupt auf seinen Arm gelehnt, steht in einer tiefsinnigen trau-

rigen

rigen Stellung; seine Tochter, die auf der Harfe spielet, sieht nachdenklich zu ihm empor, und von der Seite ein Soldat, halb zusammen gruppirt und halb aus. 3) Iohannes Koella, Staefensis, Pictor ἀυτοδίδακτος, natus A. C. MDCCXL. Non omnes obtusa gestant pectora rustici: nach dem eigenen Gemälde dieses selbst gelehrten Malers, Johann Kölla. Er sitzt ganz aus vor seiner Staffeley, in seinem äussersten Nachläßigen; auf der einen Seite liegt eine Harfe und eine Laute; zur linken ein Tisch mit verschiedenen Werkzeugen. 4) Verena Ryfel, Koellae vxor, obscuro nata loco, sed mariti virtute clarior. Ebenfalls nach J. Kölla; sie sitzt und strickt an einem Tischrädchen; Zwirn, Knaul und Scheere liegen vor ihr auf dem Tische. Neben ihr zur Seite steht ein Mädchen, das ihr aus einem Buche vorliest.

Leipzig. Herr Huber, dessen Verdienste um die deutsche Litteratur, durch seine vortrefflichen fanzösischen Uebersetzungen verschiedener unsrer besten Gedichte und Werke, bekannt sind, ist Willens, auf Unterzeichnung eine fanzösische Uebersetzung der Winkelmannsche Geschichte der Kunst, nach der neuen Wiener Ausgabe, herauszugeben.

Zwar ist die erste Ausgabe des Winkelmannschen Werks schon übersetzt; aber Winkelmanns Unzufriedenheit mit dieser Arbeit ist bekannt; und war gar nicht ungegründet. Sein Werk ist darinn nicht allein verstümmelt, und dadurch unzusammenhängend geworden, sondern auch durch

öftere

öftere Verfehlung des Sinns, ganz verstellt. — Und die Zusätze der neuern Ausgabe müssen natürlich in der erstern Uebersetzung ganz fehlen.

Die Herausgeber dieser neuen Ausgabe sind überdem einiger Nachläßigkeiten zu zeihen; wovon wir uns, in einer baldigen besondern Recension, die Anzeige vorbehalten. Diesen wird Hr. Huber in seiner Uebersetzung abzuhelfen suchen; und da er nach der feinen und weitläuftigen Kunstkenntniß, die er besitzt, von den scharfsinnigen Anmerkungen des Hrn. Hofrath Heyne über die Geschichte der Kunst, Gebrauch machen, seine eigenen hinzufügen, alle sonstige Hülfsmittel nutzen, und auch ein gutes Leben des Verstorbenen dieser Uebersetzung vorsezzen wird, so muß sie nothwendig, selbst für Deutsche, von großem Werthe seyn, und in gewisser Absicht einen Vorzug vor dem Original haben.

Die typographische Einrichtung wird auch ihre Vorzüge haben. Aus zwey, sehr ungleichen Bänden, wird Hr. Huber drey gleiche machen; und die Zierrathen vor den Kapiteln und zum Schlusse derselben, müssen sehr gut ausfallen, da sie sich von dem Erfindungsreichen Genie unsers berühmten Hr. Direktor Oesers herschreiben, und von den besten Künstlern zu Dresden, Leipzig und Berlin gestochen werden. —

Um unsern Lesern von den Vorzügen dieser Uebersetzung einen Vorschmack zu geben, glauben wir ihnen eine Probe der alten und neuen vorlegen zu müssen. Hier ist zuerst das Original.

(Geschich-

(Geschichte der Kunst. 1te Aufl. S. 144.; 2te Aufl. S. 255.

In andern (Künstlern) hat der Himmel das sanfte Gefühl der reinen Schönheit nicht zur Reife kommen lassen, und es ist ihnen entweder durch die Kunst, das ist, durch die Bemühung, ihr Wissen allenthalben anzuwenden, in Bildung jugendlicher Schönheiten erhärtet worden, wie im Michel Angelo, oder es hat sich dieses Gefühl, durch eine pöbelhafte Schmeicheley des groben Sinnes, und demselben alles greiflicher vor Augen zu legen, mit der Zeit gänzlich verderbt, wie im Bernini, geschehen ist. Jener hat sich mit Betrachtung der hohen Schönheit beschäftigt, wie man aus seinen, theils gedruckten, theils ungedruckten Gedichten sieht, wo er in würdigen und erhabenen Ausdrücken über dieselbe denket.

Alte Uebersetzung.	Neue Uebersetzung.
Tom. I. p. 246.	

Idée de la beauté de quelque Artistes.

Alte Uebersetzung: D'autres Artistes n'ont pas laissé murir dans leur ame la douce sensation de la beauté pure: elle y a été etouffée par l'idée des beautés tendres: ce qui a été un effet de l'Art. Ils ont voulu mettre du savoir & de l'expression partout. Tel a été le defaut de Michel-Ange. Ou bien cette sensation est corrompue avec le tems par une étude indiscrète à flatter les sens grossiers du peuple & à mettre tout à sa portée: defaut justement

Neue Uebersetzung: Il est des Artistes chez qui l'influence du ciel n'a pas laissé murir le doux sentiment de la beauté. Chez les uns ce sentiment a été endurci à force d'Art, c'est-à-dire à force de vouloir montrer de la science par-tout, même dans les beautés de Jeunesse: tel a été Michel-Ange. Chez les autres ce même sentiment a été entiérement étouffé à force de vouloir flatter les sens grossiers & rendre tout plus palpable par des expressions manie- rées;

reproché à Bernini. Raphael s'est occupé de la haute beauté comme on peut s'en convaincre par la lecture de ses poesies, imprimées & non imprimées, où il parle de la beauté dans les termes les plus sublimes.

rées: tel a été le Bernin. Michel Ange a medité la haute beauté, comme on peut s'en convaincre par la lecture de ses poesies imprimées & non imprimées, dans lesquelles il se sert des expressions les plus sublimes, pour enoncer cette qualité.

Die Bedingungen dieses, wie gedacht auf Unterzeichnung angekündigten Werks sind, daß man 6 Reichsthaler in Conventionsmünze zum Voraus, und 6 Thaler bey dem Empfange des Werks bezahlt. Die Uebersetzung ist zum Druck fertig; und alle drey Bände werden zu Ostern 1780. erscheinen. H. Huber hat einen Prospektus derselben abdrucken lassen, der bey Ihm zu erhalten ist, und auf den wir die Liebhaber verweisen.

England.

Neue Kupferblätter.

Die regierende Königinn von Engelland mit der ältesten Königl. Prinzessinn, nach einem Gemälde von West, durch Green in schwarzer Kunst. Die Königinn sitzt in einem Zimmer, das seine offene Aussicht nach der Westmünster Kirche hat, neben einem Tische, worauf eine Minerven Büste steht, auch Zeichnungen und Noten liegen. Sie zeigt mit der einen Hand dahin, und hat auf dem Schoße ein Stück Zeugs, daran sie arbeitet, und wovon die nebenstehende Prinzessinn das eine Ende

hält.

hält. Das Blatt hat $18\frac{1}{2}$ Zoll in der Höhe zu $21\frac{1}{2}$ Zoll Breite, und kostet im Probedruck $1\frac{1}{2}$ Guinee.

Mr. Arne, der unlängst verstorbene berühmte Englische Tonkünstler, von R. Dunkarton gemalt, und von W. Humphrey in schwarzer Kunst. Ein schönes überaus ähnliches Brustbild, in der einen Hand eine seiner Kompositionen zum Karaktakus haltend, 14 Zoll hoch und 10 Zoll breit, 5 Schilling im Preise.

Kleopatra, nach einer antiken Statue in Venedig, ein Bruststück in der Röthelart, von Facias, recht schön. $7\frac{1}{2}$ Zoll hoch und $5\frac{1}{2}$ Zoll breit.

Die Russische Kaiserinn Katherina II. von demselben in gleicher Manier, $5\frac{1}{2}$ Zoll hoch und $4\frac{3}{4}$ Zoll breit. Jenes kostet 2 Schillinge 6 Pence, dieses 2 Schillinge.

A sacrifice to Jupiter, Vulcan and Venus, Minerva visiting the Muses, Neptune and Amphitrite. Vier Blätter von Cipriani gemalt und von Bartolozzi gestochen, in rothbraunen Abdrücken. Sie halten nur etwa $5\frac{1}{2}$ Zoll in der Höhe, und dagegen an die $18\frac{1}{2}$ Zoll in der Breite, so daß sie zu Friesen bestimmt zu seyn scheinen. Der Maler hat unstreitig die Raphaelischen Arbeiten dieser Art zum Muster genommen, und ist dabey von seinem Geiste beseelt worden. Es sind die edelsten Figuren, die angenehmsten Zusammensetzungen und die richtigsten Abbildungen schöner Antiken, welches alles mit einem

reizenden festen Griffel dargestellt ist. Sie kosten $1\frac{1}{2}$ Guinee.

Eine heilige Familie, nach Karl Maratti, von Josiah Boydell in schwarzer Kunst, ein vortreffliches, weiches Blatt. Maria hat das Kind auf dem Schooße, das dem kleinen Johannes, der ihm Früchte und Blumen bringt, die Arme entgegen streckt. Hinter ihnen steht Joseph, etwas zu kolossalisch, mit einem aufgeschlagenen Buche in der Hand. Die beiden Kinder sind vorzüglich schön. Das Blatt hält $23\frac{1}{2}$ Zoll in der Höhe, zu 16 Zoll Breite, und kostet eine halbe Guinee.

Fra Paolo Sarpi, ein kräftiges, meisterhaft gegrabenes Brustbild von W. Dickinson in schwarzer Kunst, nach Fed. Zucchero, 14 Zoll hoch zu $10\frac{1}{2}$ breit, kostet 5 Schillinge.

Evening, der Abend, eine Landschaft nach Both, im Besitze des Herrn Edm. Antrobus, von W. Byrne, und die Figuren von Bartolozzi gestochen. Am neigenden Tage zieht im Vordergrunde eine Heerde Vieh nach Hause. Hinten nach folgt der Hirte und die Hirtinn auf Maulthieren, jener die Flöte spielend, diese ihr Kind an der Brust tragend. In der Mitte ist ein stilles Wasser, und an dessen einen Seite ein alter Wartthurm, wobey ein paar Figuren, die eine sitzend, die andre stehend. Der Hintergrund zeigt eine bergigte Gegend, wo die Sonne untergeht, und überall ist die Landschaft mit allerhand Bäumen und Gewächsen schön ausstaffirt. Es hält dieß vortreffliche Blatt

Blatt 14 Zoll in der Höhe zu 19½ Zoll Breite, und kostet 7½ Schilling.

Die Liebe, Caritas, mit der Innschrift: But the greatest of these is Charity. Cor. Ch. XIII. v. 13. In Faith and Hope the World will disagree. But all Mankind's concern is Charity. Pope. Ein allerliebstes Blatt, in der Röthelmanier von Ryland, nach einem Gemälde des van Dyk, im Besitze des Herrn Thomas Lansdown. Es ist die gewöhnliche Vorstellung einer Mutter mit drey jungen Kindern, das eine auf dem Schoße, das andre stehend und an sie herauf kletternd: das dritte ihr über die Schultern sehend. Diese Kinder sind besonders schön. Die Maaße ist 13 Zoll in der Höhe, zu 10 Zoll Breite, und der Preis 7 Schillinge, 6 Pence.

The musical Boy, nach einem Gemälde des Franz Hals, in Lord Mountstuarts Sammlung, von J. Watson in schwarzer Kunst, sehr kräftig. Ein junger Bauer singt und spielt auf der Geige, vor einem Tische stehend, worauf ein Krug Bier und ein Brod befindlich ist. Ein paar Alte hören ihm aufmerksam zu. Es hat 14 Zoll in der Höhe, zu 10¾ Breite, und kostet 5 Schillinge.

A conversation, und The chearfull Millers. Ein paar angenehme wohl gestochene Landschaften, von Willh. Smith, nach Zeichnungen von Grims. Auf der ersten sieht man ein paar Männer und Frauen in Unterredung auf einer

steinernen Brücke, die nach einer nahen Gothischen Kirche führt: auf der andern eine Mühle, an deren Fuße auf einem Stege ein Müller sitzt, der mit einem Mädchen scherzt, und einen Landmann bey sich stehen hat. Sie halten in der Höhe des Ovals $15\frac{1}{2}$ Zoll zu $12\frac{1}{2}$ Breite und kosten 7 Schillinge.

Zwo Nymphen tanzen nach der Flöte, die ein junger Faun spielt. Die Scene ist in einem Hayn, am Fuße eines Monuments, wobey ein Term des Pan steht. Das Blatt ist nach einem Gemälde des van der Werf, von Edward Fischer in schwarzer Kunst, sanft und reizend, wie man es von diesen Meistern erwarten kann; 16 Zoll in der Höhe zu etwa 12 Zoll Breite, und kostet eine halbe Guinee.

Maternal Care, ein angenehmes Stück nach C. Monnet, in Röthelart von Menager so fein als Miniatur gegraben. Eine Mutter hat drey Kinder um sich, die sie im Lesen unterrichtet. Allerley Spielzeug liegt auf der Erde: hinterm Stuhle steht ein erwachsenes Mädchen, und die Dienstmagd geht mit einer Schale zum Zimmer hinaus. Es ist im Ovale, von etwa 12 Zoll Höhe zu 10 Zoll Breite, und kostet 5 Schillinge.

Lady Fanny Whitmore, nach Sir Peter Lely, von Thomas Watson in schwarzer Kunst. In den Königlichen Pallästen zu Windsor und Hamptoncourt sind die schönsten Damen des Hofes, am Ende des vorigen und Anfange des jetzigen Jahrhunderts, von Lely und Kneller geschildert,

und

und werden unterm Namen der Beauties bezeichnet. letztere waren schon vor einiger Zeit gestochen. Von erstern scheint dieß meisterhafte Blatt der Anfang zu seyn, welches etwa 16 Zoll in der Höhe und 12 Zoll in der Breite hält, und 5 Schillinge kostet.

Pamela and Philoclea. Zwo Damen, als Schäferinnen, sich umfassend, die eine mit einem Neste junger Vögel in der Hand.

Eleonore Gwynn, die bekannte Maitresse Königs Carl II. Beide Blätter von V. Green in schwarzer Kunst nach P. Lely, 9 Zoll hoch und 7 Zoll breit. Das Stück kostet 3½ Schilling.

Die Prinzessin Daschkow, von G. Scorodoomoff gezeichnet und in Röthelart gestochen. Ein feines Bruststück in Oval, etwa 9 Zoll in der Höhe zu 7 Zoll Breite; kostet 3 Schillinge.

Roberth Lowth, der jetzige gelehrte Bischof von london, von R. E. Pine gemalet und von J. K. Scherwin gestochen. Ein Kniestück, sitzend vor einem mit Büchern belegten Tische, etwa 16 Zoll in der Höhe, und 12 Zoll Breite; kostet 7 Schillinge, 6 Pence.

Charles Townley giebt eine Sammlung von 20 Blättern in schwarzer Kunst, aus der Florentinischen Gallerie der Maler, die sich selbst geschildert, in Heften heraus, wovon ein jedes zu vier Stücken eine Guinee kostet. Wir haben zwey Hefte vor uns, die folgende wohl gerathene Bildnisse enthalten: 1. Leonard da Vinci, 2. Lud. Caracci, 3. Annibal Caracci, 4. Domenichino,

5. Rubens, 6. Rembrant in seiner Jugend, 7. derselbe im Alter, 8. Sir Josua Reynolds. Die Maaße ist 15½ Zoll in der Höhe, zu 10¾ in der Breite. Bekanntlich ist diese ganze Gallerie, als eine Folge vom Museo Florentino schon vor einigen Jahren in vier Bänden zu Florenz prächtig herausgegeben, und dabey hätte man es wohl können bewenden lassen, da diese neuen Stiche, ob sie wohl jenen in ihrer Art nicht nachstehen, doch, wenn sie fortgesetzt werden sollten, im Preise höher kommen werden.

Johann Taylor, ein Officier, in einer Art Husarenkleidung, von Pine gemalet und von Dickinson in schwarzer Kunst gegraben. Ein schönes Kniestück, 14 Zoll hoch und etwas über 10 Zoll breit: zu 7 Schilling 6 Pence im Preise.

David Garrick, ein Brustbild, sitzend vor einem Tische, mit Schreibzeug und Büchern belegt, worunter Shakespeare ist, wie der aufgeschlagene Macbeth zeiget. Unter den vielen gestochenen Bildnissen dieses großen Schauspielers verdient das gegenwärtige, sowohl wegen der Aehnlichkeit, als kräftigen Bearbeitung, den Vorzug. Es ist von Dickinson in schwarzer Kunst, nach einem Gemälde von Pine, hat etwa 14 Zoll in der Höhe zu 10½ Breite, und kostet 5 Schillinge.

Lady Charlotte Bertie, halb aus, auf der Leier spielend, auch von Dickinson in schwarzer Kunst, nach W. Peters. Ein angenehmes Blatt, gleicher Maaße und gleichen Preises.

Love

Carlini, der Bildhauer, Bartolozzi, der Kupferstecher, und Cipriani, der Maler, auf einem Blatte, in halben Figuren, der erste stehend, die andern beiden sitzend, und der letzte mit einem Gemälde, das die Fama zu seyn scheint, beschäftigt. Das Gemälde ist von F. Rigaud, und der Stich in schwarzer Kunst, von Smith, überaus kräftig. Es hält etwa 17 Zoll in der Höhe, zu 18 Breite und kostet 12 Schillinge.

Rural Felicity, und Sportive Innocence, zwey Blätter nach Zeichnungen von Loutherburg, durch Willh. Smith gestochen. Angenehme Landschaften, erstere mit einer Hirtinn, die neben dem Hirten und einem kleinen Jungen auf dem Grunde sitzend, die Schalmey bläset: letztere mit drey Kindern, die Hunde bey sich haben, und solche aus dem Wasser wiederholen lassen. Es sind ovale, von etwa 17 Zoll Höhe, und 13 Breite, und kosten zusammen eine halbe Guinee.

A Sultana, wollüstig auf einem Sopha ausgestreckt, einen kleinen Tisch mit Erfrischungen und Früchten vor sich habend, wovon sie einem Papagey an der Seite einige Beeren reicht. Ein breites Oval, nach einem Gemälde von Loutherburg, durch Scorodomooff in Röthelart; etwa $11\frac{1}{2}$ Zoll in der Höhe, zu 13 Breite. Kostet 7 Schillinge, 6 Pence.

Judgment of Paris, nach Claude Lorrain,, von W. Smith gestochen. In einer Landschaft, die mit allen Vorzügen des großen Meisters angeordnet ist, sitzt an der einen Seite

unter hohen Bäumen. Paris mit dem goldnen Apfel in der Hand: bey ihm steht Merkur und vor ihm die drey Göttinnen mit ihren Attributen, woneben die Heerde weidet. An der andern Seite ist ein dickes Gehölze, und in selbigem ein Tempel: in der Mitten aber eine weite Aussicht. Ein schönes Blatt, von etwa 16 Zoll Höhe, zu 20 Breite, im Preise 7 Schillinge, 6 Pence.

The Jew Rabbi, nach Rembrant, von W. Pether in schwarzer Kunst. Ein bekanntes schönes Blatt, das schon im Jahre 1764. auf gleiche Art von demselben Meister gegraben war, nun aber, da die Platte ganz aufgenutzet worden, mit gleicher Stärke neu ausgegeben wird. Kostet 7 Schillinge, 6 Pence.

The Herdsmann. Eine schöne Landschaft nach F. Zuccarelli, von J. Newton meisterlich gestochen. Ein Hirte ist mit seinem Vieh am Wasser, gegen über sitzt ein andrer, der seiner bey ihm stehenden Geliebten die Treue zu schwören scheint. Das Blatt hat 15 Zoll in der Höhe, zu 19 Breite, und kostet 6 Schillinge.

Poetry, in Röthelart von P. W. Tomkins, nach Romanelli. Eine leicht bekleidete Muse, mit Lorbeer gekrönt, halb aus, steht an einem steinernen Tische, die Feder in der Hand und auf das, was sie schreiben will, denkend. Ein Oval von etwa $7\frac{1}{2}$ zu 6 Zoll, kostet 3 Schillinge.

La Signora Rosalba, nach einem Gemälde von ihr selbst, durch Bartolozzi in Röthelart. Ein niedliches, wahres Miniaturstück, halb aus, mit

mit einem Schleyer und einem Fächer in der Hand. Es ist im Ovale, etwa 3¾ Zoll Höhe, zu 3 Zoll Breite, und kostet doch 5 Schillinge.

Clytie, nach Annibal Caracci, von J. B. Michel in der Röthelart, recht schön. Das Stück ist schon aus der Boydellschen Sammlung bekannt; in der Runde, etwa 9 Zoll Durchschnitt, zu 5 Schillinge im Preise.

Musick, in Röthelart, von R. Marcuard nach P. da Cortona. Die Muse steht halb aus an einem Tische, worauf eine Violine liegt, und hat eine Rolle Noten in der Hand. Es ist ein Nebenstück von der obigen Poetry, in der Maaße und im Preise gleich.

Hebe, ein Bruststück mit entblößter Schulter, den Becher in der Hand. Auch ein Blatt in Röthel, nach Bartolozzi, von R. Marcuard, der sich hier seinen Schüler nennt, und ihm Ehre macht. Es ist im Ovale, etwa 9 Zoll Höhe, zu 7½ Breite, und kostet 4 Schillinge.

Der auferstandene Heiland erscheint der Marie Magdalene, das gemeiniglich so benamte Noli me tangere. Endlich einmal ein Blatt von unserm großen Anton Raphael Mengs, das er für die Kapelle aller Seelen in Oxford gemalt hat, und, seiner würdig, von J. K. Sherwin gestochen ist. Der Heiland, halb mit einem Gewande umworfen, steht fast gerade aus, neben einer hohen Cypresse, mit der einen Hand der ihm zu Füßen liegenden Maria wehrend, daß sie ihn nicht anrühre. In der Figur des Heilands ist

Stärke

Stärke und Erhabenheit, nicht mehr Leiden und Schwäche: im Gesichte und Munde aber herrscht die Liebe und Sanftmuth. Wer an die bisherigen Abbildungen des Erlösers, ungefähr wie ein kranker Jude, gewöhnt ist, möchte vielleicht die Figur kolossalisch und zu fleischigt finden. Sie ist aber dabey nicht schwer, und überhaupt im ganzen Geist des ältern Raphaels von stiller Größe. Maria starrt in Entzückung, und weiß sich kaum zu halten. Dieß herrliche Blatt kostet eine Guinee und hält in der Höhe etwa 22 Zoll, zu 14 Breite.

Nun wieder eine reiche Erndte von der Angelika Kauffmannin.

Achilles sese ob mortem Patrocli affli-ctat. vide Homeri Iliad. Lib. XVIII. Dieß ist der Titel eines neuen Blatts aus der Homerischen Suite, wovon die Prinzessinn Daschkow das Gemälde hat, und der Stich in Röthelart von Ryland, mit der in dieser Manier ihm vorzüglich eignen Nettigkeit geliefert ist. Antiochus hat dem, unter einem Zelthang am Ufer sitzenden, schon Unglück ahndenden Achilles, die traurige Bothschaft überbracht. Dieser wirft sich zurück, bedeckt mit der einen Hand sein weggekehrtes Haupt, und der andre gestrengte Arm wird ihm vom Antiochus gehalten. Vier ihn umgebende gefangne Mädgens sind in äußerster Betrübniß, verschieden ausgedrückt, und die gespielte Leier liegt an der Erde. Die Maaße ist $9\frac{1}{2}$ Zoll in der Höhe zu 12 Zoll Breite, und der Preis eine halbe Guinee.

Das Nebenstück, von selbigem Meister, in eben der Manier, gleicher Größe und Schönheit, hat die Innschrift: Telemachus redux a Penelope excipitur. vide Homeri Odyss. XVII. 45. Telemachus umarmet seine Mutter auf der letzten Stiege, von der sie ihm entgegen kommt. Eine von ihren Mädchen geht mit einem Gefäße hinauf: zwo andre, die neben ihr drunten stehen, sehn auf die mit Erstaunen herbeylaufende Eryklea, die eben das Bette gemacht hat, und zwischen ihr und dem Telemachus sieht man zwey Windspiele, eines stehend, das andre liegend. Der Herr Franz Baronneau besitzt das Gemälde, und der Stich ist mit dem vorigen in gleichem Preise.

Der schlafende Kupido wird von den Grazien seines Köchers beraubt, mit der Innschrift: Cupid no more shall Hearts betray: The Graces steal his Power away.

Cupid struggling with the Graces, to recover his Arrows. Zwey zusammen gehörende Blätter von Gabriel Scorodoomoff in der Röthelart, ganz sauber, aber doch noch nicht Rylandisch. Die Grazien, obwohl nicht ohne Reiz, scheinen für den Spaß etwas zu ernsthaft. Sie sind in der Ründe, zu 11 Zoll im Durchschnitt, und kosten beide eine Guinee.

Patience und Perseverance, ein paar Ovale, die auch zusammen gehören, in derselben Manier von Ryland, allerliebst gestochen. Ein jedes enthält nur eine Figur. Erstere steht am Ufer eines stürmischen Meers, darauf das Ungewitter zuschlägt,

schlägt, und ihre Stellung und Empfindung ist durch den unterstehenden Vers aus Masons Karaktikus ausgedruckt: Her meck hands folded on her modest breast, In mute submission lifts th'adoring Eye Ev'n to the storm that wrecks her. Der andre Gegenstand ist unterm Bilde der Penelope vorgestellt, die vor ihrem Webestuhl sitzt, das Haupt gestützt, den treuen Jagdhund und Bogen zu ihren Füßen, und hinter sich die Büste vom Ulysses stehen hat. Es sind Ovale zu 11½ Zoll Höhe und 9 Zoll Breite, beide im Preise 15 Schillinge.

Tragedy und Comedy, auch zwey Ovale, die zusammen gehören, 8½ Zoll hoch und 6½ Zoll breit, in gleicher Manier, von einem jungen Pfälzer H. Sintzenich, der ein Schüler des Bartolozzi ist und viel verspricht. Es sind halbe Figuren mit den gewöhnlichen Attributen, die beyde 8 Schillinge kosten.

A Lady, contemplating on her Lovers picture. Auf einem Ruhbette gestreckt, von Scorodomooff in Röthelmanier, etwas flach. Die Maaße, im breiten Oval, ist 10½ Zoll in der Höhe, zu 12 Zoll Breite, und der Preis 7 Schillinge, 6 Pence.

An Offering to Love, von demselben auf gleiche Weise. Vier junge Frauenspersonen, davon eine vor dem Altar knieet und einen Kranz drauf hält; die andre gießet die Opferschale drüber aus; die dritte steht mit der Kanne daneben, und die vierte kommt mit einem bedeckten Korbe, der aller-

allerhand Gefäße enthält. Das Blatt ist in der Runde, 11 Zoll im Durchschnitt, und kostet eine halbe Guinee.

Sappho inspired by Love composes an Ode to Venus. Hiezu gehört Ariadne awaked from Sleep, finds herself abandoned by Theseus. Zwey schöne Blätter, durch G. S. und J. G. Facius in der Manier des Crayon, schwarz abgedruckt, da es denn ungefehr wie ein opus mallei aussieht, und uns noch besser, als das rothe gefällt. Auf dem erstern sitzt Sappho, neben einem Baume, und hinter sich den Liebesgott, der ihr die Hände auf die Schultern gelegt hat, und anweiset, auf der Tafel, die sie mit ἔλθε μοι καὶ χαλεπᾶν λῦσον ἐκ μεριμνᾶν angefangen hat, fortzuschreiben. Auf dem andern sitzt Ariadne unterm Felsen am Ufer des Meers, dem Schiffe, das den Theseus wegführt, in Verzweiflung nachschreyend, und einen weinenden Liebesgott knieend zu ihren Füßen habend. Sie sind im Ovale, 11½ Zoll hoch und 9½ Zoll breit, und kosten eine Guinee.

Nachdem das von uns angezeigte, beliebte Copper-Plate Magazine mit dem 42sten Hefte geschlossen worden, so kommt an dessen Stelle eine andre monathliche Kunstsammlung heraus, die jedoch nur Aussichten enthält, und folgenden Titel hat: The Virtuosi's Museum; containing select Views, in England, Scotland, and Ireland; Drawn by P. Sandby, Esq. R. A. Es soll 24 Hefte ausmachen, deren jedes 3 Kupfer, und so viel Blätter Beschreibung enthält. Wir haben



haben die vier ersten Nummern vor uns, deren jede 3 Schillinge kostet, und in länglich Quart von verschiedenen der besten Meister in der Art gestochen sind.

Auch geben Tho. Hearne, als Zeichner, und W. Byrne, als Kupferstecher, monatlich eine Sammlung heraus, welche die Alterthümer in Grosbritannien, an zerstörten Schlössern und Klöstern, jedes Heft zu vier Blättern Kupfern nebst Beschreibungen, in Englischer und Französischer Sprache darstellet. Sie sind in queer Folio, und werden, nach der ersten Nummer zu urtheilen, ein vortreffliches Werk ausmachen, das aber, bey der sonst zu wünschenden langen Fortsetzung, kostbar werden wird, da jede Nummer eine halbe Guinee kostet.

Uebrigens hat die Königl. Maler Akademie sowohl, als die vereinigte Künstler-Societät, noch jährlich die öffentlichen Ausstellungen ihrer vorzüglichen Arbeiten fortgesetzt, und darunter Stücke geliefert, die von ihrem gutem Fortgange Beweis geben. Wir können aber, des Raums wegen, die Anzeigen davon nicht ferner mittheilen, da sie, wenn sie sollen benutzt werden, ohnehin eine genauere Beurtheilung und die Gelegenheit, daß man wenigstens einen Theil der Kunstwerke mit eignen Augen sieht, erfodern.

Englische Litteratur.

The Works of Caledonian Bards. Translated from *Gallic*. Vol. I. Smal in 8vo. *Cadell.*

Die

Die Gedichte Ossians sind nicht die einzigen poetischen Ueberbleibsel, die sich unter den Hochländern finden. Es giebt noch viele von den alten Caledonischen Dichtern, die aufbehalten und bekannt gemacht zu werden verdienen. Der Uebersetzer legt hier Proben dar, und versichert, daß er dergleichen noch mehr von größerm Verdienste in Vorrath habe, wenn dieser erste Band seiner Uebersetzung mit Beyfall sollte aufgenommen werden. Wir zweifeln keinen Augenblick daran, da sie voll origineller Züge und großer dichterischen Schönheiten sind. Die Aufschriften sind: Morduth, ein altes heroisches Gedicht in 3 Büchern, der Heerführer von Scarlow, der Heerführer von Fenglen, die Höhle von Creyla, Colmala und Orwi, des alten Barden Wunsch, Duchoils Elegie, Sulvinas Elegie, Oran-Molla, die Worte des Wehes, die Annäherung des Sommers, der alte Heerführer. In der hiesigen Weidmannischen Handlung ist eine Uebersetzung angekündiget, die den Freunden dieser Art von Gedichten sehr willkommen seyn wird.

The *Pythian*, *Nemean*, and *Isthmian*, Odes of *Pindar*, translated into English Verse; with critical and explanatory Remarks: to which are prefixed observations on his Life and Writings; Conjectures on the Aera wherein the *Grecian* Games concluded; and an Ode to the Genius of Pindar. 4to *Dodsley*. Die 1. 2. 3. 5. 7. 11. 12. und 14. der Olympischen, die 1. der Pythischen,

die 11. der Nemeischen und die 2. der Isthmischen Oden waren bereits durch deu Hrn. West übersetzt. Ein Ungenannter lieferte 1775. die übrigen 6 Olympischen: und alle die übrigen erscheinen hier in der Uebersetzung von Hrn. Greene. Man weiß, wie schwer Pindar wegen seiner Uebergänge, kühnen Bilder, Anspielungen u. s. w. ist. Ein Uebersetzer, der sich oft in Verlegenheit findet, wird also meistens mehr ein Paraphrast und es scheinen immer von dem alten Original hin und wieder nur Funken durch. Dieß ist auch bey dieser Uebersetzung der Fall. Das Kühne und Bilderreiche des alten Dichters, sucht der neuere oft durch Metaphern zu ersetzen, die sich im Originale nichtfinden.

A collection of the pieces formerly published by *Henry Brooke*, Esq. To which are added ſeveral plays and poems, now firſt printed. 4 Vols. 8vo. *Cadell.* Der Verfasser, ein geborner Irrländer, ist gewiß einer der ersten izt lebenden poetischen Köpfe in England. Seine Produkte zeichnen sich durch eine große Einbildungskraft, viel Frömmigkeit, die oft in kleine Schwärmerey ausartet, durch einen freyen Geist, Patriotismus und ein edles Herz aus. Sein vornehmer Thor und seine Julie Granville haben ihn auch unter uns bekannt gemacht; beide enthalten treffliche Sachen. Die zu verschiedenen Zeiten herausgegebenen und hier gesammelten Schriften sind: Allgemeine Schönheit, ein philosophisches Gedicht über die Werke der Schöpfung in 6 Büchern. Constantia, oder

der

der May, eine Mähre von Chaucer modernisirt; die Erlösung, ein Gedicht. Vier Fabeln, der Tempel des Hymen, der Sperling und die Taube, die weiblichen Verführer, Liebe und Eitelkeit, die in More's Fabeln fürs schöne Geschlecht mit eingerückt sind; die letzte Rede John Goods, gewöhnlich Jack der Riesenfresser genannt, der den 1. April 1745. verurtheilt, und den 3. May darauf hingerichtet wurde: 8 Tragödien: Gustav Wasa, der Graf Essex, Antonius und Kleopatra, der Betrüger oder Mahomed, Graf von Westmoreland oder Bruern, Cymbeline König Britanniens Montezuma und die Vestalische Jungfrau. Der kleine John (John Good) und die Riesen, eine dramatische Oper, die nach der ersten Vorstellung verboten wurde; die streitenden Brüder, ein Lustspiel. Drey Komödien in 2 Aufzügen, die menschenfreundliche Vergesellschaftung, der weibliche Officier und der Ehekontrakt; Ruth, ein Oratorium; verschiedene Prologen und Epilogen; Verse zum Andenken des Obristlieutenant Clements; ein Charakter (Dr. Lukas) und einige andere kleinere Stücke.

ΕΥΡΙΠΙΔΟΥ ΤΑ ΣΩΖΟΜΕΝΑ. *Euripidis*, quae extant omnia. Tragoedias superstites ad Fidem Veterum Editionum Codicumque MSS. cum aliorum, tum praecipue Bibliothecae Regiae Parisiensis recensuit: Fragmenta Tragoediarum deperditarum collegit: Varias Lectiones insigniores Notasque

perpetuas adjecit: Interpretationem *Latinam* secundum probatissimas lectiones reformauit *Samuel Musgrave*, M. D. Accedunt Scholia Graeca in Septem priores Tragoedias ex optimis et locupletissimis Editionibus recusa. 4. Vols. *Oxonii*, e typographeo *Clarendoniano*. 4to. *Elmsley*. Wir können von dem innern Werthe dieser sonst prächtigen Ausgabe des Euripides nichts sagen, weil wir sie noch selbst nicht gesehen haben. Nach der angezeigten Menge von dabey gebrauchten Handschriften sollte sie wohl an Genauigkeit alle andern übertreffen. Außer dem Griechischen Texte und der lateinischen Uebersetzung enthält diese Ausgabe des Dichters Leben von Moschopulus, Tho. Magister und A. Gellius; eine chronologische Reihe von Begebenheiten, das Griechische Theater betreffend; verschiedene Lesarten und Anmerkungen; die Fragmente von den verloren gegangenen Tragödien, mit einer lateinischen Uebersetzung und Noten; die griechischen Scholien über 7 Tragödien, und einen Index zu den Noten. Die Noten sind am Ende der 3 ersten Bände angedruckt, und die lateinische Uebersetzung nebst den Scholien besonders in dem 4ten, welches unfehlbar eine große Unbequemlichkeit für den Leser seyn muß. Es kostet diese Ausgabe 4 Pfund, 1 Schilling.

A Poetical Epistle to an eminent Painter. 4to. Ein schönes Gedicht in Absicht der Gedan=

Gedanken und der Versifikation. Es ist in zwey Theile abgetheilet. Nach der Einleitung beschreibt der Dichter den blühenden Zustand der Kunst in England, schildert auf eine launigte Art, die üble Situation eines Portraitmalers; aber erzählt auf eine meisterhafte Art ihren Ursprung in der Geschichte des Korinthischen Mädchens, den er der Liebe zuschreibt.

»O Liebe! dein war der Ruhm der Kindheit dieser »süßesten Kunst Leben mitzutheilen! Durch dich beseelt »schilderte das zärtliche Korinthische Mädchen ihres »reizenden Liebhabers schlafende Form. Ihr ahndendes Herz kannte seinen nahen Abschied, wünschte aber »sehnlich, sein Bild vor ihrem Angesichte zu erhalten. »Mit Wohlgefallen sah sie den steten Schatten bey der »hellen Lampe sogar auf die Mauer fallen. Sie zog »die Linie, mit zärtlicher Präcision richtig, und zeichnend »hieng sie in verliebtem Entzücken über der Gestalt die »sie abriß. Und da sie nicht von verbotenem Feuer »glühte, verheelte sie auch die simple Malerey ihrem »Vater nicht. Ihre verwandte Einbildungskraft, der »Natur immer noch getreu, kopirte ihre Linie und for»mirte die mimische Büste. So sehen wir aus deiner »Begeisterung, o Liebe, das modellirte Bild und das »gemalte Gesicht entstehen.«

Der Dichter geht zu den verschiedenen Gattungen der Malerey und den Schulen über, wo er der historischen den Vorzug giebt. Im 2ten beschreibt er den Anfang der Malerey in England, den schnellen Fortgang, das Verdienst der lebenden Künstler, und fügt den Wunsch hinzu, seinen Freund, an den dieser Brief gerichtet ist, in dieser Reihe zu sehen. Am Ende empfiehlt er eine glück-

liche Wahl des Innhalts und schlägt Subjekte aus der eigenen Geschichte vor. Eine Menge unterhaltender Anmerkungen zeigen seine Bekanntschaft mit der Kunst und den Schriftstellern an, die darüber geschrieben haben, an.

Know your own Mind; a Comedy by *Arthur Murphy*. 1778. Der Innhalt überhaupt ist aus dem Irresolu des Destouches genommen; aber die Charaktere sind, und sehr glücklich, gewählte und gut gezeichnete Englische Originale. Auch der Dialog ist durch Englischen Humor belebt; und das Stück also keineswegs zu den knechtischen Nachahmungen zu zählen.

Italien.

Lucca. Il Tempio della Follia. Canto unico del Sign. Conte *Ottavio Girolami*. Eine neue, und wirklich lustige Reise in den Mond, in heroisch komischem Styl, und sehr harmonischen Versen. Sie hebt an:

> Addio terra, addio mar: da voi diviso
> Fendo la via, che il ciel niega ai mortali,
> Nè trema il cor, nè si scolora il viso;
> Sebben d'Icaro in me non veggia l'ali.
> Zeto, e Calai, le vostre io prende a riso:
> Borea, le tue non sono al voto uguali.
> Già per l'etra il mio Pegaso galoppa:
> Io me gli assido al terga, Apollo in groppa.

Er kommt endlich an

> — — — la dove
> Giunse Astolfo, e trovò d'Orlando il senno. —
> I mesti gufi, e i queruli assiuoli

Scorrono

Scorrono i campi della Dea triforme:
Rombano le Zanzare, e intrecciam voli
Dei pipistrelli fra lo obscure torme:
Delle civette fra gl'immensi stuoli
Cantiechiano gli allocchi in varie forme,
E suolazzono a truppe in ogni calle
Calabroni, locuste, api e farfalle.

Der Dichter nimmt die Flucht, und kömmt auf einen Tempel zu,

— a cui si legge in fronte scritto
D'entrar nei pazzo tempio il pazzo à dritto.

Er will nicht hinein; „was? sagt Apoll, Dir „wäre dieser Tempel untersagt? Weißt du nicht,

Che i suoi limiti il senno ha troppo angusti?
Bussa, e da ognun ti sarà detto: entrate,
Su fa cuor: di che temi? alfin sei vate, u. s. w.

Bergamo. L'Uso. — Man schreibt dieß Gedicht dem Grafen Durante zu, der schon durch eine zu Brescia 1775. herausgekommene Sammlung von Gedichten, noch bekannter aber durch seine Zelinda ist. — Zwey Gedichte des A. Parini (Il Mattino und Mezzogiorno) die eine feine sinnreiche Satyre über den Müßiggang und das Cicisbeat enthalten, haben, der Zueignungsschrift zu Folge, dieß Gedicht veranlaßt. Es ist ein Gemälde der Italiänischen Zügellosigkeit und Ausschweifung. Der erste Theil enthält das Leben eines jungen Lotterbuben, von seinem Ausgange aus dem Collegio an, bis dahin, wo er, wie der Verf. sagt:

La gemma, e il fior degl' Itali mariti

wird; der zweyte Theil sein Leben, als Mann. — Aus dem ersten wollen wir zur Probe die Beschreibung seines Zeitvertreibs auf den Kaffeehäusern hersetzen:

E già de' bronzi l'importuono sono
Il segno annunzia del volgar meriggio:
A te non già, che incominciar da questo
Dovrai soltanto la diurna vita.
Te del caffè l'util palestra adesso
Ai buon costumi, ai sociali uffici
Aperta atende. Ivi non grado, o sangue,
Poichè così, come l'amor pur suole,
Ogni disuguaglianza il gioco adegua,
Vedrai distinto. Tu con alta fronte
Entra veloce, e la confusa turba
Tarda a cederti il passo urta, e dividi;
Nè là t'arresta ov' eruditi ingegni
D'agricoltura, di commercio, o d'arti
Tessan nojosi inutili discorsi;
O se per poco tolerar ti piaccia
Loro insulse quistion, franco decidi,
E vedrai tosto al tuo saver profondo
Aprir la bocca, ed inarcar le ciglia:
Ma ben tu là, dove l'altrui si morda
Onesta fama, ove il parlar più senta
D'infame lupanar, dove sien posti
Al chiaro dì delle discrete lingue
Gli ultimi dal bel sesso o veri, o falsi
Ricevati favor, ove ad un tratto
Tutti confusamente alzin la voce
Parlando sempre, senza mai dir nulla,
Ivi senza tardar corri, e t'assidi;
Ed alle altrui sì strepitose risa
Ai frequenti gentil motti Lombardi
Giugni anco i tuoi; sicchè al vicino artista,

De'

De' savi diritti con ragion geloso,
Invidia spesso, e al tavernier si desti.

Siena. Le Opere di *Q Orazio Flacco* nuovamente tradotte. Tomo I. Ob wir gleich sonst nichts von dieser neuen Uebersetzung des Horaz zu sagen haben, das der Mühe sehr werth ist, so wollen wir doch das gerechte Lob anführen, daß die Italiänischen Kunstrichter, bey Gelegenheit derselben, unserm Ramler geben, dessen unsre Landsleute so selten gedenken. Sie sagen: Ramler è il solo che sembra aver raggiunto più da vicino lo spirito d'Orazio. — Die Italiäner hatten schon Uebersetzungen des Horaz vom Abriani, Bergianelli, Riva, Pallavicini; keine verdient Beyfall; eine von den Oden kündigte der D. Maffei vor einigen Jahren an. Die gegenwärtige ist vom verstorbenen D. Corsetti zu Siena. Die Satyren kamen bereits 1759. und die Episteln 1764. heraus; die Uebersetzung der Oden ließ er unvollendet; und der P. Bertola, dem das Manuscript in die Hände kam, füllte die Lücken aus, übersetzte die noch fehlenden, so wie die Dichtkunst, und hat nun die erstere, als den ersten Band der ganzen Uebersetzung drucken lassen. — Von der Dichtkunst des Horaz haben die Italiäner vor kurzem eine andre Uebersetzung von Antonio Pedrini erhalten. Auch Metastasio hat eine davon angekündigt. —

Neapel. Poesie diverse tradotte dall' Alemanno, e pubblicate per le faustissime nozze de' nobilissimi Signori Conte *Francesco di Siena*

e Contessa *Francesca Bertozzi di Fano.* 1777. Der P. Bertola, ein großer Liebhaber der deutschen Dichtkunst, und der schon ehedem verschiedene Idyllen von Hr. Geßner herausgegeben hat, ist der Verf. dieser Uebersetzung, welche Gedichte von Geßner, Kleist, Cronegk, Hagedorn, Zachariä, Jacobi, Gotter, Gleim, Gerstenberg und Wieland enthält.

Ebend. Inno al Sole. Der Abt Corazzo ist der Verfasser dieser Hymne, die, wenn sie auch sonst nicht merkwürdig wäre, es doch dadurch wird, daß der H. Abt sie im Sapphischen Sylbenmaaß geschrieben; eine Einkleidung, die vorher in der Italiänischen Dichtkunst größtentheils unbekannt war. Hier ist eine Stelle zur Probe, wie es sich mit der Italiänischen Sprache verträgt:

Oh Sole! o primo tu ornamento, e sommo
Dell' Universo, volgi i splendidi occhi
Piucchè mai lieti a Mergellina, e ai liti
Della Sirena:
Quì la tua Tempe, quì gl' Esperid' orti
Quì primavera, quì l'Aprile, e il Maggio
Restino eterni, e adducan sempre fiori
Zefiro e Flora.

Siena. *Homeri* Odyssea latinis versibus expressa a *Bernardo Zamagna* Ragusino 1777. in fol. Der Graf Zamagna ist schon als lateinischer Dichter bekannt, und unternahm diese Uebersetzung nach dem Beyspiele des Abt Cunich, welcher die Iliade so herausgab. — Die Italiäner hatten bereits eine Uebersetzung der Odyssee, von

Simone

Simone Lemnio, die freylich höchst mittelmäßig und Heinrich dem 2ten, Könige von Frankreich zugeschrieben ist. Ein anderer Uebersetzer, Prassin, gab einige Gesänge derselben in elegischen Versen, und Francesco Florido die ersten achte heraus, und starb, ehe er sein Werk vollenden konnte. — Zur Probe der Uebersetzung des Gr. Zamagna mag folgende Stelle (aus dem 5ten Gesange) dienen, welche die bekannte Beschreibung von der Calypso Höhle enthält:

Iamque ut pervenit, qua tollitur avia longe
Insula subsiliens undati e gurgitis aestu
Litus arenosum scandit, progressus et ingens
Antrum adiit Nymphae, Nymphamque invenit in antro.
Intus in extincto focus igne ardebat, et udas
Fusus odoratae cedri vapor ibat ad auras,
Atque thyae: illa autem cantu solata laborem
Aurato resonam texebat pectine telam.
Circum antrum viridi lucus succreverat umbra
Alnique platanique et odoriferae cyparissi.
Heic variae instabant volucres componere nidos
Frondibus in densis strepitantes; faedaque buho,
Accipitresque, atque, uda loquax per litora cornix,
Quaeque aliae glauci rimantur stagna profundi.
Rupe super curua pendentibus undique tophis
Pampineos tendit ramos, floretque racemis
Vitis opaca ingens: vitreo pede mollia subter
Quatuor argento similes per gramina ludunt
Vicini fontes, diversoque agmine tendunt.
Stant semper violis, apioque virentia circum
Prata novo: sedes visu miranda vel ipsis
Caelicolis, laetaque hilarans dulcedine mentem.

Daß

Daß der Uebersetzer seiner Arbeit etwas — gleichsam von dem Anstriche der Werke der Alten zu geben gewußt, und zu dem Zwecke besonders den Virgil fleißig studirt hat, scheint nicht zu läugnen; aber daß sie dem Originale so ganz gleich komme, es nun so ganz ausdrücke, wie die Italiänischen Kunstrichter es behaupten, das haben wir, nach einer genauern Untersuchung, nicht finden können. In den vorstehenden Versen hat der Verf. z. B. sogleich das Beywort (im 58. V.) ἐυπλόκαμος, (schön lockigt) weg gelassen; und ἄιγειρος (im 64. V.) die Bachpappel (Populus) in platanus verwandelt. Und wie, wenn jene ehe in wässerichte Gegenden, wie die beschriebene ist, hingehörte, als der Ahornbaum? Populus in fluviis heißt es ja; und in den Homerischen Beschreibungen steht selten, wie oft in neuern Beschreibungen, das im Nassen, was besser, oder gar allein, als auf dem Trocknen fortkömmt u. s. w. — Aber auch sogar in Antithesen hat der Verf. den alten Homer sprechen lassen. Wo Ulyß dem Alcinous die Art erzählt, mit welcher er und seine Gefährten dem Polyphem das Auge ausgebrannt (9. 382 — 394) übersetzt der Graf Zamagna das Gleichniß, das die Erzählung schließt:

> Ac veluti magnam, properans, cum forte bipennem
> Rore faber gelido candentem tingit, et undis
> Durat (sic etenim vires rigor accipit aeris)
> Mersa sonat, stridetque lacu: non segnius olli
> Stridet, *acuta* sonans, oculus sub robore *acuto*.

Acuta

Acuta sonans sub robore *acuto* sollte Homer gesagt haben? Nimmermehr!

῟Ως τοῦ σιὴ ὀφθαλμὸς ἐλκϊνέω περὶ μοχλῷ

ist wahrlich keine Antithese.

Uebrigens scheint der Verf. den Virgil nur zu fleißig studirt zu haben. Im 22ten Gesange (297 — 309) erzählt Homer die Niederlage der Freyer der Penelope; und malt die Angst und Wuth, welche das Ertönen von Minervens Schild in ihnen erzeugte, durch ein Gleichniß aus, das der Uebersetzer so ausgedrückt hat:

— ceu territa quondam
Diffugiunt armenta boum, queis tempore verno,
Incipiunt longi cum jam procedere soles,
Asper, *acerba sonans*, furias immisit asilus.

Im 3ten Buch der Georg. wo Virgil eben vom Asilus redet, heißt es:

Asper, *acerba sonans*, quo tota, exterrita, sylvis
Diffugiunt armenta.

Virgil könnte hier höchstens Nachahmer des Homers heißen; ob Zamagna nicht mehr, als Nachahmer des Virgils sey, überläßt man der Entscheidung der Leser. — Und so beweisen denn auch die Ausländer, daß, um den ganzen Homer zu genießen, nichts übrig bleibe, als ihn in seiner Sprache zu lesen. —

Ferrara. La Firenze: Poema di *Gabrielle Chiabrera* diviso in IX. Canti. 1777. in 12. Chiabrera nimmt unter den neuen Italiäni,

lienischen lyrischen Dichtern eine der ersten — vielleicht die erste Stelle ein; aber seine grössern Gedichte sind wenig bekannt geworden. Seine Gotiade wurde 1771. zu Venedig von neuem herausgegeben; aber diese sowohl, als das eben angezeigte Gedicht, und noch zwey andere der Art, die der Herausgeber wieder aufzuwecken verspricht, erhielten in Italien wenig Beyfall, weil der Dichter ein wenig von der Manier des Ariost und Tasso abgewichen ist. — Das obige ist zum Ruhm von Florenz und des Hauses Medicis geschrieben, ungeachtet der Dichter die Begebenheiten seines Gedichts schon im Anfange des neunten Jahrhunderts vorfallen läßt. Florenz war damals nämlich unter die Herrschaft von Fiesola gerathen, und Chiabrera dichtet einen Cosmus von Medicis, der ein Heer des Königs Feralino, ihres Unterdrückers schlägt und zerstreuet.

E poscia raggirando il pensier fiso
Al cotanto furor, ch' ei sol sostenne
Le ciglia inarca, e da stupore oppresso
Non crede il suo valor quasi a se stesso
Fassi come nocchier ch'aspra sofferse
Guerra di venti e di Nettun disdegno,
In cui le sponde egli mirò sommerse
Quasi talor del travagliato legno,
Che giunto in porto, e pur quelle onde avverse
Vedendo alzarsi di Nereo sul regno
Ammira entro il suo cor, con qual governo
Vincer potesse il formidabil verno.

Durch eine Zauberinn, Dirce, — durch ein Liebesverständniß zwischen dem Cosmus und

der

der Arnea, einer Nichte des K. Feralino, durch eine Einführung des Engel Michael u. s. w. wird sehr viel Wunderbares und Unnatürliches in das Gedicht gebracht, das aber dennoch viel einzele starke und wahre Stellen hat.

Rom. Numismata Graeca non ante vulgata, quae *Antonius Benedictus* e suo maxime, & ex amicorum Museis selegit, subjectisque *Gasparis Oderici* animadversionibus suis etiam notis illustrauit. Romae ao. 1777. ex Officina Zempeliana. in 8vo. Dieß Buch liefert 28 noch nicht herausgegebene Münzen, die hier in Kupferstich beygefügt sind, und durch gelehrte Anmerkungen erläutert werden.

Neapolis. All' Illmo. Msgnor. D. *Ant. Gurtler*, Vescovo di Tiene Confessore di S. M. la Regina delle due Sicilie sopra un' antica Statua Etrusca letterata di *Dominico Cerulli.* Napoli nella Stamperia Simoniana 1777. in 4. Diese Statue ist wahrscheinlich eine Minerva, die von den Samnitern verehret wurde, und auf etruscische Art gekleidet. Die etruscischen Buchstaben in lateinische Charaktere nach des Amaduzzi Alphabet übertragen, lauten also: TANAS, NVMERIISPHRVNTER, das hier durch Diua celeriter nata fulgatrix erklärt wird.

Siena. Pentamerone delle Metamorfosi di *Ovidio* fedelmente e cautamente volgarizzate, e ridotte a novelle da un Prosatore Toscano. Tomo I. e II. in 8. 1777.

Si

Si vende da *Filippo Gerardi* a Pasquino. Viele in den Verwandlungen des Ovids scheinen unzusammenhängend; viele abgebrochen und unausgeführt, und daher dunkel. Man hat zwar eine sehr schöne Uebersetzung in Ottava rima von Anquillara, die aber den Fehlern nicht abhilft. Der Verf. hat sie also in Giornate und Novelle (oder Erzählungen) abgetheilet, um ihnen eine gewisse Methode zu geben, und das Lesen angenehmer zu machen, ihnen mehr Verbindung zu geben gesucht, und endlich die unvollständigen Fabeln nach den Begriffen anderer Mythologen ausgeführt. Die Uebersetzung ist übrigens zierlich und sie lassen sich in der That auf seine Art gut lesen.

Rom. In lode delle Belle Arti Orazione, e Conponimenti Poetici, Relazione del Concorso e dei Premj distributi in Campidoglio dall' insigne Accademia del Disegno in S. Luca il dì 19. Maggio 1777. secondo l'istituzione del nobil' Uomo *Carlo Pio Balestro*, essendo Principe dell' Accademia il Sig. D. *Francesco Preziade* Pittore; pel *Cosaletti* 1777. in 4. Unter dieser Sammlung zum Lobe der schönen Künste nimmt sich vornemlich die Rede des D. Franzesco Ruspoli aus, die hauptsächlich von der Täuschung redet, die man zum Hauptobjekte der schönen Künste macht.

Vicenza. Le fabriche e disegni di *Andrea Palladio*, raccolti ed illustrati da *Ottavio Bertetti Scamozzi*. Opera divisa in quattro Tomi, con Tavole in rame rappresentanti

sentanti le piante, i prospetti, e gli spaccati con la traduzione Francese. Fol. atl. T. I. 1776. per *Francesco Modena*. Der Name des Sig. Ottavio Bertotti, der wegen der Erbschaft, die er von dem berühmten Architekt Vincenzo Scamozzi erhalten, sich ebenfalls Scamozzi nennt, hat sich schon durch einen lehrreichen Dialog vom Jahre 1761. über verschiedene wichtige Dinge aus der Architektur bekannt gemacht. In diesem prächtigen Werke, wovon hier der erste Theil erschienen, ist er Willens den ganzen Palladio vollständig, genau und kritisch, und nicht so fehlerhaft herauszugeben, als zu Venedig 1740. aus der Druckerey des Pasinelli geschehen ist. In einer weitläuftigen und gelehrten Einleitung, giebt er eine kurze Geschichte von der Baukunst, verfolgt sie in Aegypten, Griechenland und Rom, zeigt ihren Verfall unter dem Konstantin; ihren barbarischen Zustand in noch spätern Zeiten, der unter dem Namen der Gothischen bekannt ist, bis Bruneleschi sich dem Strohme widersetzte, und ein Bramante, Michel Angelo, Sansovino, Vignola und andre, ihr wieder die vorige Zierde gaben. Palladio brachte sie zur höchsten Vollkommenheit. Der Herausgeber liefert hierauf das Leben, die Geschichte der Ausgaben seiner Werke, und den Plan der gegenwärtigen. Der erste Theil enthält seine Gebäude in Vicenza; deren hier 17 durchgegangen werden. Im 2. und 3. werden die Landhäuser und im 4ten die Kirchen zu Venedig und andre Gebäude folgen.

Rom. La Poetica di *Q. Orazio Flacco* restituita all' ordine suo, e tradotta in terzine con prefazione critica e note. Roma 1777. nella Stamperia Zempeliana. in 8. Verschiedene Philologen haben in der Dichtkunst des Horaz eine gewisse Unordnung in Stellung der Verse gefunden zu haben, geglaubt. Diesem sucht hier Hr. Pietro Antonio Petrini, ein Prenästiner Advokat, abzuhelfen. Nachdem er in der Vorrede den wenigen Zusammenhang derselben gezeiget hat, giebt er Rechenschaft von seiner Arbeit, wie er sie zusammen setzen würde. So holt er z. B. gleich nach den ersten 13 Versen den 408. nebst folgenden hinauf, und nach vier andern den 295. und so verfährt er mit der ganzen Poetik. Seine Terzine haben eine leichte und angenehme Versifikation, und seine Anmerkungen sind nicht ohne alles Verdienst.

Neapel. Storia Critica de' Teatri antichi e moderni Libri III. del Dottor *Don Pietro Napoli Signorelli* &c. 1777. in 8. Eine kritische Theatergeschichte, die viele artige und merkwürdige Untersuchungen enthält.

Frankreich.

Kunstwerke.

Zu Paris kömmt auf Unterzeichnung heraus: Voyage pittoresque de toute la Grece, in zwey Folio Bänden. — Man will in diesen zwey Bänden eine wahrhafte malerische Darstellung

von

von dem gegenwärtigen Griechenlande geben. Die Kupferstiche werden den wesentlichen Theil des Werkes ausmachen; der Text nur Nebenwerk seyn. Der erste Band wird die Aussichten von Koron, wie es von den Russen belagert ist, die Inseln des Archipelagus, als Milo, Siphanto, Nio, Santorni, Delos, Paros, Antiparos, Scio, Samos, Pathmos, Rhodus u. s. w. den Meerbusen von Makri, wo man die Trümmern der alten Stadt Telmissus, und Gräber entdeckt hat, wo vermuthlich die Könige von Karien begraben wurden; ganz Karien, Halikarnaß, Milet, den Lauf des Meander, Ephesus, Smirna, Pergamus, die Landschaft von Troja, — mit einem Worte, ganze klein Asien enthalten. — Der zweyte Band soll zuerst Konstantinopel auf verschiedenen Blättern, und zwar in mannichfaltigen Aussichten, den Hafen, die Stadt, ihre Moscheen, Paläste und öffentliche Gebäude, und besonders das Serail darstellen, wovon man die Zeichnungen mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit gemacht hat. Es wird nicht vergessen werden, was vom Costume der Türken, Griechen, Armenier und der verschiedenen Stände dieser Völkerschaften, in Gemälde gebracht werden kann. Außer diesem werden sich im zweyten Bande noch die Aussichten von den Gegenden um Konstantinopel, von den Dardanellen, der Stadt Brusi, dem Berge Olymp, von Bythinien, Cycicus und Athen befinden. Die Vorstellungen dieser letztern Stadt werden bloß malerisch, und beziehentlich auf ihre

Feste und Denkmäler seyn, da das Werk der beiden Engländer, Stuart und Revett schon das, was die Baukunst näher angeht, enthält. — Hiezu kommen noch in eben diesem zweyten Bande, Marrathon, der Tempel der Minerva Sunias, Megara, Salamin, die Insul Egina, der Meerbusen von Korinth, Delphos, Patras, Elis, Olimpia, die Ufer des Alpheus, die Aussicht des Parnassus, die von Theben, die Quelle Hercina, der Plan und die Aussicht von den Engen bey Thermopylä, die schönen Thessalischen Thäler, der Lauf des Peneus, und die Stadt Salona mit ihrem Hafen und ihren Alterthümern.

Vor dem Werke werden zwey Charten, die erste von dem alten, die zweyte vom neuen Griechenlande, beide nach einem Maaßstabe, und nach den Charten des bekannten französischen Geographen Anville verfertigt seyn. Zur Einleitung wird dem Werke ein zusammen gedrängter chronologischer Auszug der griechischen Geschichte, mit vorzüglicher Rücksicht auf den Fortgang der Künste und Wissenschaften, vorgedruckt werden. Das ganze Werk wird in Kapitel eingetheilt seyn. Jedes wird sechs bis acht Blätter Kupferstich enthalten. Bey jedem Kupferstiche wird sich der Text, der sich darauf bezieht, befinden; und jedes Kapitel wird mit Titel- und Schlußvignetten gezieret seyn, die entweder die seltensten Münzen, oder die Büsten der berühmtesten Männer derjenigen Orte darstellen werden, wovon im Texte die Rede ist. Alle diese Vignetten wird H. Choffard,

der

der durch ähnliche Arbeiten berühmt ist, verfertigen. Die Kupferstiche selbst werden die Aussichten der Monumente, so wie sie itzt sind, ihre Grundrisse, Profile u. s. w. nach Art, wie die Ruinen zu Palmira in England erschienen sind, und außerdem noch Sitten, Gebräuche, Lebensart der verschiedenen Völker dieser Gegenden, zeigen. —

Jedes Blatt Kupferstich wird mit 30 Sous bezahlt. Der Text, der auf schönes Papier gedruckt werden wird, Vignetten, Zeichnungen von Münzen, und die andern Zierrathe, kosten nichts. — Der Preis des ganzen Werks wird 10 bis 12 Louisd'or zu stehen kommen, und in drey Jahren wird es gänzlich abgeliefert seyn.

Die Besorgung der ganzen Kupferstiche hat H. Tilliard. An ihn, und den Buchführer Barbou kann man, der Unterzeichnung wegen, sich wenden. —

Nach dieser Anzeige zu urtheilen, wird das Werk unstreitige Vorzüge vor allen andern ähnlichen Werken haben. Spon, Wheler, Richard Pockok haben gewisse Theile von Griechenland genau genug gesehen; aber der Leser sieht es nicht mit ihnen, sieht nur, was der besondre Geschmack dieser gelehrten Antiquarien sah. Tournefort hat sich zu viel bey der Botanik aufgehalten, und den mittäglichen Theil von klein Asien, den Peloponnes, und das Attische Gebiet gar nicht gesehen. Auch scheint er in den Künsten nicht genug unter-

 richtet

richtet gewesen zu seyn, um einsichtige Urtheile über die Monumente zu fällen, die er sah. Das Werk des Hrn. Le Roy enthält nur die Alterthümer von Athen, und man weis, was ihm die Engländer Stuart und Revett vorgeworfen haben. Das Werk dieser letztern stellt sehr genau und sehr richtig, Alles, was die Architektur zu Athen angeht, dar, aber die Aussichten könnten mit mehrerm Geschmack und mit mehrerer Einsicht in die Malerey gemacht seyn. — Aus obiger Anzeige wird man sehen, wie viel mehr, als alles dieß, man sich von dem neuen Werke zu versprechen habe.

Seit dieser Ankündigung ist bereits die erste Nummer der Ablieferung erschienen. Sie enthält eine feine Platte von Griechenland und 6 Kupferstiche: 1) die Stadt Koron mit dessen Kastell. 2) Die Albanischen Soldaten, die noch heroischer Thaten fähig seyn würden, wenn sie einen Scanderbeg zum Führer hätten. 3) Die Weiber von der Insel Argentiera oder Chimoli in ihrer sehr lächerlichen Tracht. 4. 5. und 6) Eine Vorstellung des Hafens von Milo, vor Zeiten Melos. 7) Ein Grab von weißem Marmor und feiner Arbeit, das man in der Insel Siphanto gefunden. 8) Eine Vorstellung der Stadt und Insel Siphanto, vor Zeiten Siphaos. 9) Eine Weibsperson dieser Insel in ihrer Tracht. 10) Eine Vorstellung vou Sikino, vor Alters Sicinos.

Ebendaselbst sind auch von der Voyage pittoresque de l'Italie, und zwar die acht ersten Kupferblätter des ersten Bandes (der das Königreich

Neapel

Neapel enthalten wird) und eben so viel von dem zweyten, auf sechs Folio Blättern erschienen. Der Verfasser dieses kostbaren Werks ist eben der, welcher le voyage pittoresque de la Suisse herausgegeben hat, wovon dieses gleichsam eine Folge ist. Das Werk wird die alten und neuen Denkmäler, als Paläste, Kirchen, öffentliche Plätze, die malerischsten Landschaften, die berühmtesten Gräber, die schönsten Statuen, die wichtigsten Gemälde der italiänischen Paläste und Kirchen u. s. w. enthalten. Die Zeichnungen sind von H. Fragonard; und die Herrn Cochin und L'epicier haben den nicht genug ausgeführten, nachgeholfen. Die Aussichten der Landschaften sind von Herr Robert; was die Architektur angeht, von H. Paris; und zwey junge Architekten, Renard und Despres, und der Landschaftsmaler Chatelet, sind nach Sicilien und Kalabrien gesandt, um das Interessanteste dieser noch so unbekannten Gegenden, zu zeichnen. Die acht angezeigten ersten Kupferblätter dieses Werks, stellen dar, No. 1. den Heliodor, wie er aus dem Tempel zu Jerusalem gejagt wird. Das Gemälde davon nimmt die ganze Fasade einer Jesuiterkirche ein, und ist eine der größten malerischen Kompositionen. No. 2. enthält zwey Gemälde, eins von Schidone, dem Zögling des Correggio, und das andere von Spagnolet, das sich auf dem Altar der Sakristey der Kartheuser zu Neapel findet. No. 3. und 4. stellt antikes Hausgeräthe, Vasen, Dreyfüße dar, die im Herkulan sind gefunden wo[illegible]. Auf No. 4. finden sich besonders zwey,

 wahr=

wahrscheinlich von alten Römerinen zum Haarputz gebrauchte Nadeln, acht Zoll lang, auf deren einer Amor der Venus einen Spiegel vorhält; und wo auf der andern sich Amor und Psyche umarmen. No. 5. 6. und 7. enthalten den Tempel des Jupiter Serapis zu Puzzolano. No. 8. eine Aussicht von der Küste Pauselyp bey Neapel.

Die 1te Platte der 2ten Lieferung stellt ein großes Gemälde von Luca Giordano vor, das auf der Hauptthüre der Kirche St. Philipp von Neri zu Neapel steht. Es ist von Robert abgezeichnet und von Prevot gestochen.

Die 2te in der Form eines Plafond enthält 2 Gruppen von Weibern und Kindern von Solimene, in der Kirche St. Paul zu Neapel; und dem Plafond zur Seiten zwey Propheten oder Apostel von Spagnolet, in der Kartheuserkirche. Sie sind von Fragonard gezeichnet und Prevot gestochen.

Die 3te und 4te Platte zeigen den Tempel von Pestum, sowohl nach seiner Aussicht von innen als von außen, von Robert gezeichnet.

Die 5te Platte verschiedene antike Fragmente, aus dem Herkulanum: als, eine Lampe von besonderer Gestalt, und verschiedene musikalische Instrumente.

Von der 6ste Platte, die in zwey Theile getheilt ist, enthält der erste die Bäder des Nero, der zweyte Ruinen von einen Tempel des Merkur.

Die 7te Platte, ebenfalls in zwey Abschnitte getheilt, stellt der erste Ruinen eines alten Tempels, der

der unter dem Namen des Tempels der Venus bekannt ist: der zweyte das bekannte Grabmal des Virgils vor.

Die letzte Platte eine Aussicht von Neapel, von der Seite der Vorstadt von Chiaia, nach der Natur von Vernet gemalet.

So kostbar und wichtig diese Werke in der Ankündigung sind, so wollen doch Kenner die Ausführung derselben nicht so vortrefflich finden, als man gehofft hat.

Jänner. Le chemin de la fortune. Ein Blatt 17 Zoll hoch, 14 breit: von Boyez dem ältern, nach einem Originalgemälde in Wasserfarbe von Beaudouin. Ein junges Mädchen wird von ihrer Mutter einem Balletmeister dargestellt, der ganz entzückt von dem Fuße der jungen Tänzerinn zu seyn scheint. Ein Musikus, der an seinem Flügel steht, scheint ebenfalls ihrem Reize zu huldigen. 6 Livres.

Basan giebt nunmehro auch die 2te Lieferung der Sammlung aus, die Le Brun nach den besten Meistern der niederländischen und holländischen Schule stechen läßt. Es sind 12 Blatt, die wie die ersten 18 Livres kosten.

Honny soit qui mal y voit. 15 Zoll hoch, 11 breit, nach einem Gemälde von Care'me, von Hubert gestochen. Ein junger Mensch, welcher sitzt und auf seinen Knien einen Korb Kirschen hat, die er anzubieten scheint.

Portrait de Louis-François de Bourbon, Prince de Conti, Grand-Prieur de France, né à Paris le 13. Août 1717. mort le 2. Août

 1776.

1776. Das Bildniß ist in ein Oval eingeschlossen und von Romanet nach le Tellier sauber gestochen.

Le Passage du Rhin. Ein neues Blatt von J. J. Avril, nach einem Originalgemälde des Berchem, stellt den bekannten Uebergang der Franzosen über den Rhein unter Ludwig den 14. vom Jahre 1672. vor, kostet 12 Livres.

Le Bonheur du Menage, 12 Zoll breit, 10 hoch, von de Launay nach einem Gemälde des Le Prince gestochen. Eine junge Frau säugt ihr Kind. Eine gute Mutter, im russischen Kostume liest vor, und ihr Mann sieht sie mit vieler Zärtlichkeit an. Kleine Nebenwerke schmücken die Scene. Es dienet dem von uns das leztemal angezeigten Blatte l'heureuse Fécondité, von eben diesem Künstler nach Fragonard zum Gegenbilde.

Savart, der Nacheiferer von Fiquet, hat seine schöne Miniatursammlung gestochener Portraite durch die Bildnisse der Deshoulieres und des Torquati Tasso vermehret.

Februar. Pigmalion amoureux de sa statue. Ein Blatt von F. Danel nach einem Gemälde von La Grene'e, 18 Zoll hoch, 13 breit. Pigmalion wirft sich in Entzücken der Bildsäule zu Füßen, in dem Augenblicke, da sie Venus, von einer Wolke getragen, berührt und ihr das Leben giebt. Die Figuren haben ein schönes Verhältniß, und der Grabstichel ist glänzend; es dienet dem Triomphe de la Peinture zum Gegenbilde.

Lebas

Lebas verkauft 1) ein großes Blatt: la Vue de St. Petersburg. Eine angenehme, sehr geschmückte und glänzende Vorstellung dieser Stadt, wo die Perspectiv wohl beobachtet ist, nach einem Gemälde von Le Prince. 12 Livres.

2) Zwey artige Landschaften nach Wouvermann von Lebas gestochen, la Matinée du Printems, und la Soirée d'Eté. 11 Zoll hoch, 12 breit.

3) Les Mangeurs d'Huîtres und le Marchand de Poissons de Dieppe, 9 Zoll hoch, 8 breit, von Teissier und Garand unter Lebas Aufsicht, nach zwey Gemälden von Benard gestochen.

Venus désarmant l'Amour, 12 Zoll hoch, 14 breit, von B. L. Henriquez, nach einem Gemälde von Karl Vanloo, fleißig gestochen.

März. Le Soldat en sémestre & le Négociant ambulant, zwey Blatt, 11 Zoll breit, 10 hoch, von Ingouf dem Jüngern, nach Zeichnungen von Freudenberg. Ein Soldat macht nach der Rückkunft zu den Seinigen die Erzählung von seinen Thaten; dieß ist der Inhalt des einen Blatts. Auf dem andern zeigt ein herumgehender Bilderkrämer einer Mutter mit ihren Kindern die Bilder, die ihnen gefallen können.

Portrait en Medaillon de Henri IV. von St. Aubin nach einem Originalgemälde von François Porbus dem Sohne.

Ico-

Iconologie von Ph. L. Parizeau gezeichnet und gestochen. Es sind erst 2 Lagen davon erschienen, jede zu 6 Bogen, wovon 4 emblematische Vorstellungen für Maler, Bildhauer und Architekten, und 2 Blatt die Erklärungen enthalten. Jeden Monat wird eine Lage geliefert.

April. La Marchande d'Amours, ein schönes Blatt von Beauvarlet nach Vien, 15½ Zoll hoch, 18 breit, im griechischen Kostum, von einer reichen und angenehmen Zusammensetzung, kostet 12 Livres.

Figures de l'Histoire de France. Ein Werk, das auf Subscription angekündiget, und wo nebst der ersten Lieferung ein Prospektus ausgegeben wird. Jede besteht aus 18 Blatt und kostet 18 Livres. Die erste ist von verschiedenen Kupferstechern unter der Aufsicht J. P. Lebas, nach Zeichnungen von Monet und Lepicier. Es werden darinnen von Regierung zu Regierung die interessanten Vorfälle der französischen Geschichte der Monarchie von ihrem Beginn an, bis auf itzige Zeiten vorgestellet, und mit kurzen Erklärungen unter jedem Blatte begleitet. In allem wird das Werk 2 bis 300 Blätter ausmachen.

Le Billet doux, ein Blatt 16 Zoll hoch, 12 breit, von Delaunay, nach einem Gemälde in Wasserfarbe von Lavereince, Maler des Königs von Schweden, gestochen, macht das Gegen-

genbild von Le Coucher de la Mariée nach Beaudouin, von demselben Künstler aus. Ein junger Mensch spielet einem jungen Frauenzimmer ein Liebesbriefchen in die Hand, indem er ihre Mutter mit einem Notenpapiere beschäftiget, kostet 6 Livres.

Apollon et Marsias, 18 Zoll hoch, 19 breit, nach einem Gemälde von Karl Vanloo, ein Receptionsblatt bey der Akademie von Simon Karl Migor.

Portrait en Medaillon de Msgr. de Bernis, Cardinal et Archevêque d'Alby, nach Callet von Savart: gehört in die Suite der saubern Miniaturbildnisse von Fiquet und Savart.

May. L'Amour de la gloire von Ne'e, nach einem Gemälde von Le Prince; und le Corps de Garde von Le Beau, nach seinem eignen Gemälde gestochen. Beide Gemälde sind sehr malerisch und fleißig behandelt. Jedes Blatt kostet 6 Livres.

Von der Ikonologie des Hrn. Parizeau wird der 3te Heft ausgegeben.

Junius. La chûte dangereuse von de Launay, nach einem angenehmen Gemälde von Meyer.

Julius.

Julius. Troisième livraison de douze Estampes, gravées sous la direction de M. *le Brun*, Peintre, d'après divers tableaux des plus habiles Peintres des Ecoles Flamande & Hollandoise, pour en former l'Oeuvre choisi des plus célèbres. Wir haben das Unternehmen des Herrn Le Brun zu gehöriger Zeit, nebst den vorhergehenden Lagen des Werks angezeiget. Diese 3te enthält die Entführung der Dejanire vom Centauren Nessus nach Rubens, von Schulze. Eine Frau, die aus dem Bade kömmt, nach Van Mool, von Blot gestochen. Ein Kind bis an die Knie, das einen jungen Hirsch in Armen hält, nach C. Maës von Macret gestochen. Ein Kind, ganz aus, in Armenischer Tracht, den Kopf mit einer rauhen Mütze bedeckt, die mit Federn verziert ist, nach Kasp. Netscher, von Hemery gestochen. Das Innere eines Holländischen Bauernhauses, worinn eine Frau sitzt, und ihr Kind auf dem Schooße hat, nach C. Bega, von Guttenberg. Ein Mensch, der neben einem Tische sitzt, singt und sich auf der Violine dazu accompagnirt, nach Van der Neer, von Linge'e. Ein Schuster an der Arbeit, der zu einer neben ihm stehenden Frau spricht, nach Van Tool, von Dufloss dem Jüngern. Eine unterirrdische Grotte, wo man verschiedene Thiere von Bauern geführet sieht, von Asselyn gemalt und Weisbrood gestochen. Eine holländische Köchinn, die man durch ein Fenster sieht, an dem sich ein Weinstock hinauf schlingt, nach Gerard Dow von

von Romanet. Eine Landschaft mit Ruinen und Thieren. Vorn sieht man einen Bauer, der sich die Füße in einem Fluße wäscht, nach Karl du Jardin von Daudet. Eine andere Landschaft mit einem Flusse, der vorn weg in einem Thal hingeht, worinn ein Hirte eine Heerde hütet, nach du Jardin von Dequevauviller. Zwey Herrn zu Pferde, die bey einer Hütte halten und Almosen austheilen, nach Van Velde von Daudet gestochen.

Joannes Baptista Rousseau, natus ao. 1670. vom Aved gemalt und Daulle' gestochen, mit der Unterschrift: Certior in nostro carmine vultus erit. *Mart.* Ein schönes Bildniß, kostet 6 Livres.

August. Jupiter & Leda und Bacchus & Erigone. Zwey Gegenbilder nach Theolon von Marchand gestochen.

Mars au retour de la guerre, nach Rubens, von Avril.

L'Aveugle trompé & l'Aveugle détrompé, und la Bergère couronnée und le Berger couronné, beides zwey und zwey Gegenbilder von Careme gemalt und buntfarbig gestochen von Bossenick.

Le Marchand d'Orviétan, nach einem Originalgemälde, von Karl du Chardin, in derselben Größe, welches von Mr. David auf Subscription gestochen worden, wird nun bey ihm ausgegeben.

L'Oc-

L'Occupation champêtre, nach einer Zeichnung von Palmerius, 6 Livres.

L'Innocence sous la garde de la Fidélité, von Bonnieu gemalt, und Pons gestochen, stellt ein schlafendes Kind vor, das einen Hund zur Seite hat.

Portrait de la Mothe Fénélon, Erzbischoff von Cambray, von Fiquet, und Portrait de Jean la Bruyère, von Savart, das letzte nach St. Jean, in der kleinen saubern Miniatur gestochen, wodurch sich diese Künstler auszeichnen.

Vue de Spoleto, vue du Porto-Ercole, zwey Gegenbilder, 13 Zoll breit, und 11 hoch von Martini nach Gemälden von Vernet. Zwey Figuren, eines eine Landschaft, das andere ein Seestück.

Première et seconde suite des Costumes François pour les coiffures depuis 1776. Jede Suite enthält 24 Bildnisse auf 6 Blättern zu 3 Livres.

Portrait de M. l'Abbé J. de Lille, nach Pujos einem Miniaturmaler von Vangelisty gestochen.

August. *Antiquités de la France*, première Partie. Monumens de Nîmes; par M. *Clerisseau*, Architecte etc. Die erste dieser Lieferungen enthält das sogenannte viereckigte Haus, den Tempel der Diana und die Fragmente alter

Bäder

Bäder. 42 Platten, mit einer Einleitung und einer Tabelle, wo die Plane, Erhöhungen, Profile, Durchschnitte, Verzierungen u. s. w. erkläret sind. Der Preis der ersten Parthie, auf Papier Grand Colombier, 48 Livres, auf Grand Aigle 72 Livres.

Der Kupferstecher Laurent, nimmt Subscription auf ein Blatt an, das er von Casanova, dem französischen Akademisten, malen lassen, mit der Vorstellung und unter dem Titel: Action du Chevalier *d'Assas*, en Octobre 1760. près de Clostercamp sur le Rhin. Der Künstler hat den Augenblick gewählt, wo der Chevalier d'Assas, auf seinem Marsch in der Nacht in einen Hinterhalt der Feinde fällt: von einer Seite des Waldes kommen die Jäger von Auvergne, von den letzten Worten ihres Kapitains herbey gerufen, heraus: zween Englische Grenadier durchstoßen ihn sterbend mit ihren Bajonetten: die übrigen nehmen die Flucht. Das Blatt wird 27 Zoll breit und 18 hoch seyn, und einen Schildlouisd'or kosten.

Vue des environs de Lagni, nach Le Prince, von Le Veau, kostet 6 Livres.

September. La Vue du Havre de Grace. Nach der Natur von Bachely gezeichnet und gestochen. Die Aussicht ist von dem Berge Ingonville genommen, kostet 3 Livres.

Agar renvoyée par Abraham: 21 Zoll hoch 15 breit, nach einem Gemälde von van Dyk von Porporati gestochen, ein gutes Blatt, kostet 16 Livres.

Le Portrait de Mademoiselle d'Eon, Chevalier de l'Ordre de St. Louis, ancien Capitaine de Dragons & de Volontaires d'Armées &c. Das sehr ähnliche Bildniß dieser berühmten Person ist von Bradel, dem sie allein gesessen. Es ist 13 Zoll 10 Linien hoch, 8 Zoll 9 Linien breit.

Französische Litteratur.

Der Seltenheit wegen, glauben wir ein französisches Gedicht anzeigen zu müssen, das die Niederlagen Ludwig XIV. besingt. Es ist *unter* dem Titel erschienen: Louis XIV, ou la guerre de 1701. Poëme en 15 chants, par Mr. de *Vixonze*, à la Haye et se trouve à Paris 1778. Der Verfasser sagt in der Vorrede, daß er dem Reiz nicht wiederstehen können, einen ehrgeizigen König, niedergedrückt durch die schwersten Unfälle, zu malen, einen König, der für seine Krone zittert, und Thränen über seine vorigen Heldenthaten vergießt. Alles das ist sonderbar genug. — Aber, wenn nur die Ausführung dieser wirklich philosophischen Idee entspräche. Der Plan hat, durch die Einführung eines bösen Principii, und der großen Platonischen Kette der Wesen, so viel Unnatürliches und Schiefes erhalten, und die Versifi-

kation ist größtentheils so unharmonisch, so trocken, daß wenigstens die Fürsten nicht, dieß Gedicht lesen werden. — Hier ist etwas zum Beweise:

Dieu seul soutient le poids de cette chaine immense
De mille Etres vivans créés par sa puissance,
Et qui jetés par lui dans des mondes divers,
Composent ce grand tout qu'on appelle univers.
Il daigna consulter sa justice immortelle,
Et le tems aussitot, à son ordre fidele
De cette grande chaine agitant les annaux,
A l'Europe ebranlée annonça tous ses maux.
Une profonde nuit nous couvrit de tenèbres,
La France s'eclipsa sous ses voiles funebres etc.

Les Oeuvres de Mr. Demahis, première Edition complette, publiée d'après ses Manuscrits, avec son Eloge historique; par Mr. *de Tresséol.* A Paris, chez *Humblot*, Libraire, 2 Vol. in 12. Hr. Tresseol hat nun diese neue und vollständige Ausgabe, die um zwey Drittel bisher ganz unbekannter und ungedruckter Stücke, dieses letzt verstorbenen Dichters vermehrt ist, herausgegeben. Der erste Band enthält eine historische Lobschrift desselben: dann folgen seine poetischen Stücke, die Leichtigkeit und Lebhaftigkeit charakterisiren: die Verse sind sanft und wohlklingend. Der zweyte Theil enthält die theatralischen Stücke. La veuve Coquette, in 5 Akten und in Versen, welches noch nie gedruckt war. L'Impertinent, ein Lustspiel in einem Akt und in Versen. Le Triomphe du Sentiment, ebenfalls. Alle haben gute Situationen, lebhafte Schilderun-

gen, artige Details und einen feinen Scherz. Den Beschluß machen les Fragmens de l'Honête Homme, ein Gedicht voll angenehmer Gemälde.

Les Mois, Poëme, en 12 Chants. Dieß Werk, das ein Gedicht über die 12 Monate enthalten soll, und woran der Verf. 10 Jahr gearbeitet zu haben vorgiebt, soll in 2 Bänden in 4to, mit schönen Kupferstichen auf Subscription gedruckt werden, und im Februar nächsten Jahres erscheinen.

Register.

Register.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

M.

Migot,

Riedel,

T.

U.

W.

Watts,

Register.

Druckfehler.

S. 136. Z. 27. für vermengen l. verengen.
— 160. — 16. Aldenburgischen l. Oldenburgischen.
Ebend. — 20. Anordnung l. Anwendung.

